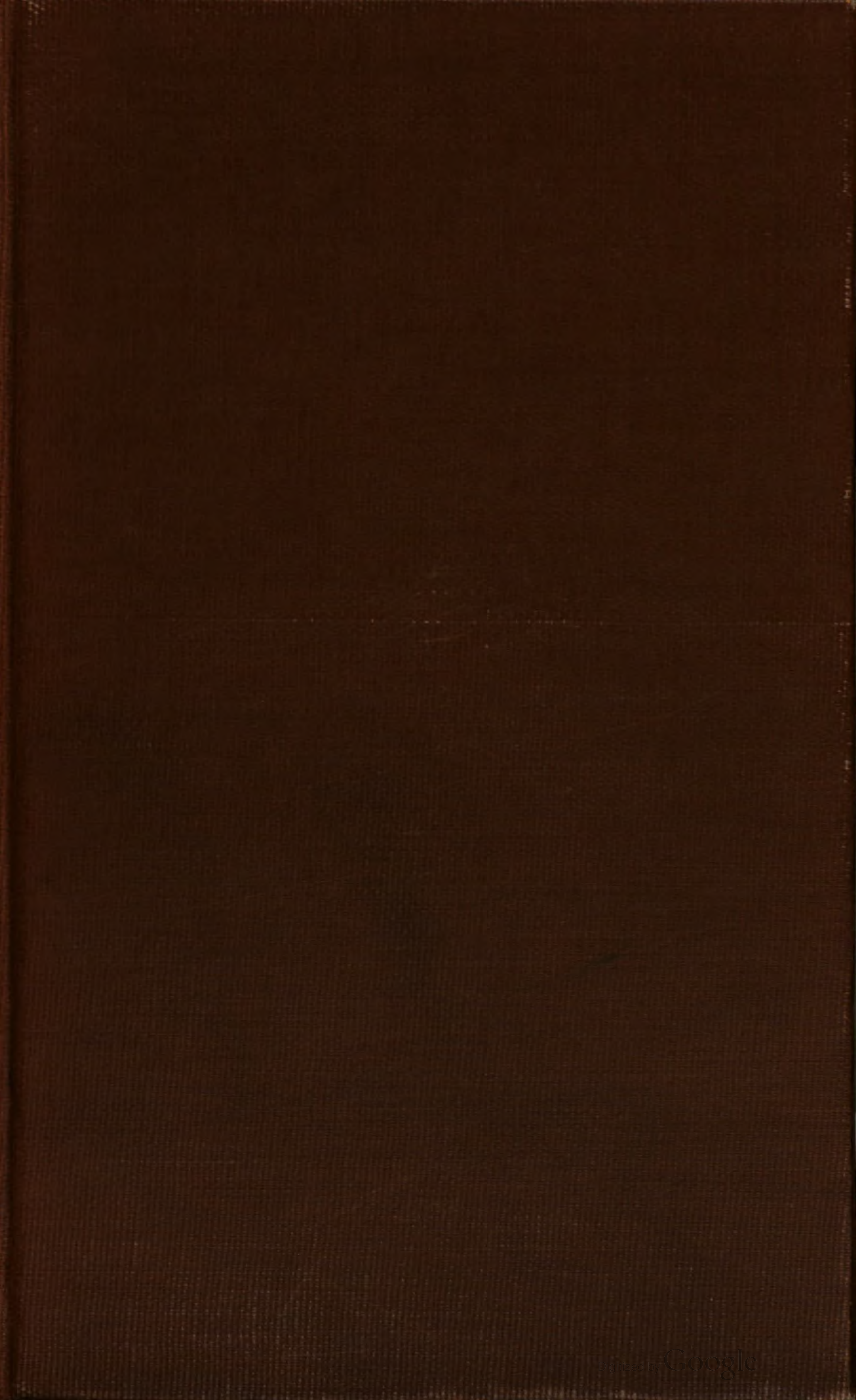
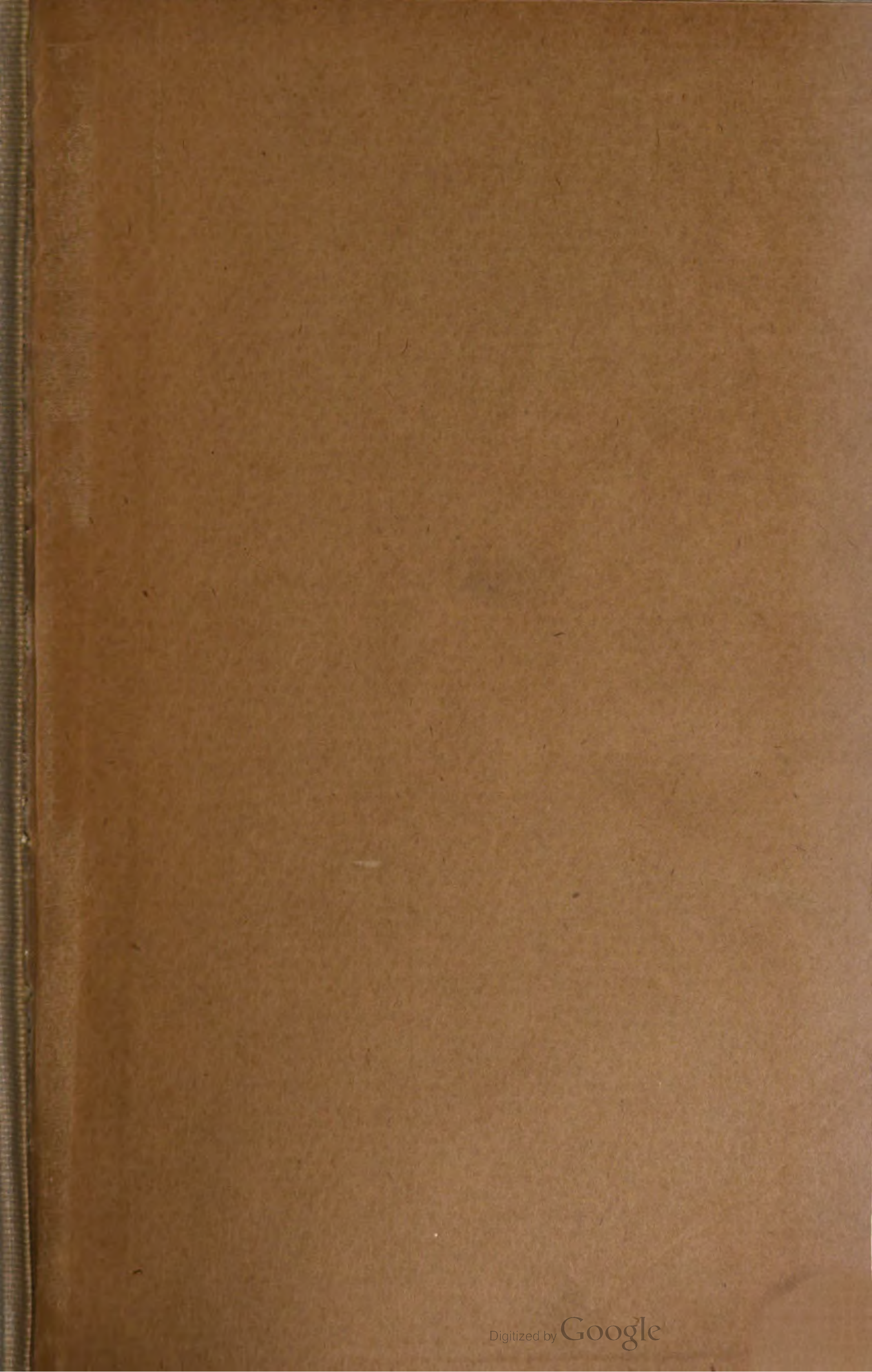



Wisconsin Historical Society
Founded 1849





Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Jahrbuch

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

Herausgegeben von

Dr. Julius Goebel

Professor an der Staatsuniversität Illinois

Jahrgang 1922-23

(VOL. XXII-XXIII)

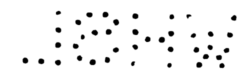
Im Auftrage der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

Mallers Building, Chicago, Ill.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
CHICAGO, ILLINOIS
1924

Inhalt.



Jahrbuch

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
CHICAGO, ILLINOIS

Agents:

THE CAMBRIDGE UNIVERSITY PRESS
LONDON AND EDINBURGH

THE MARUZEN-KABUSHIKI-KAISHA
TOKYO, OSAKA, KYOTO

KARL W. HIERSEMANN
LEIPZIG

THE BAKER & TAYLOR COMPANY
NEW YORK

Vorwort.

Der vorliegende Doppelband des Jahrbuchs ist in erster Linie dem Andenken Karl Follens gewidmet, der vor gerade 100 Jahren in New York landete. In einer meisterhaften Abhandlung hat uns der beste Kenner Follens, der bekannte Geschichtsforscher Professor Herman Haupt in Gießen, das Lebensbild des großen Freiheitskämpfers und politischen Märtyrers gezeichnet und durch Abdruck bisher unbekannter Schriftstücke unsere Kenntnis des außerordentlichen Mannes erweitert. Auch die Denkschrift Follens über die von ihm geplante deutsch-amerikanische Universität, die hier zum ersten Male erscheint, wird den Lesern als wertvolles Zeugnis für die Zeitgeschichte wie für Follens profetischen Blick willkommen sein.

Es ist vielleicht mehr als Zufall, daß gerade in den Jahren, wo Follen seine Auswanderung nach Amerika plante, unser größter deutscher Dichter sich besonders eingehend mit Amerika beschäftigte. Obwol über Goethes Beziehungen zu diesem Lande schon häufig geschrieben ward, so erfährt sein Verhältnis zu Amerika doch zum ersten Male eine genaue quellenmäßige Darstellung in dem Aufsatze von Dr. W. Wadepuhl.

Die Jahrhundertfeier von Follens Ankunft in Amerika, der Beginn einer neuen Epoche im deutsch-amerikanischen Geistesleben, die bis in unsere Tage reicht, ist besonders geeignet einen Rückblick zu werfen auf die dichterischen Leistungen unseres Volkstums in diesem Lande. Diesem Rückblick ist die umfangreiche Arbeit über deutsch-amerikanische Dichtung von Dr. B. Uhlendorf gewidmet. Nur ganz wenigen unserer anglo-amerikanischen Mitbürger dürfte die Existenz dieser Dichtung bekannt sein, noch wenigeren aber die Tatsache, daß die Seele unseres eingewanderten Volkstums, von der Zeit seiner ersten Ansiedelung im 17. Jahrhundert an, sich am reinsten und tiefsten in seiner reichentwickelten Lyrik ausgesprochen hat. Die vorliegende Abhandlung ist der erste Versuch auf Grund eingehender Studien den Gehalt dieser Lyrik zu einem anschaulichen Bilde von der deutsch-amerikanischen Volksseele zusammenzufassen. Ein Blick in die Tiefen dieser Seele muß allen Einsichtigen jeden Versuch, uns unserer Sprache und unserer Eigenart zu berauben, als ebenso fruchtlos wie frevelhaft erscheinen lassen.

Zum Gedächtnis Karl Follens

von

Herman Haupt

Zum Gedächtnis Karl Follens.

Von Herman Haupt.

Am 19. Dezember 1924 werden hundert Jahre verflossen sein, seitdem Karl Follen zum ersten Male den Boden der Vereinigten Staaten von Nordamerika betrat. Er landete als gehetzter Flüchtling, der mit knapper Not dem ihm drohenden Kerker entgangen war und der alle seine hochfliegenden Pläne, die auf eine völlige Umgestaltung der staatlichen Einrichtungen seines Vaterlandes, ja der ganzen alten Welt gerichtet waren, hatte zusammenbrechen sehen. Die jämmerliche politische Erschlaffung, in die das deutsche Bürgertum nach hoffnungsvollem kurzem Aufschwung zurückgefallen war, der Gesinnungswechsel und Verrat seiner vertrautesten Freunde, zuletzt noch die grausame Enttäuschung, die ihm die Weigerung seiner Braut, ihm über den Ozean zu folgen, bereitet hatte — alles das war dazu angetan, des jungen Feuerkopfes Lebensmut zu zerbrechen. Statt dessen betrachtete sich Follen auch in jenen scheinbar hoffnungslosen Tagen als dafür verantwortlich, die Gedanken, die sich für ihn an die Durchsetzung seines deutsch-christlichen Idealstaats geknüpft hatten, in der neuen Welt zum Siege zu führen. Obwohl ihm nur ganz spärliche Verbindungen mit Amerika zur Verfügung standen, so traute er sich doch zu, der deutschen Literatur und der deutsch-idealistischen Philosophie eine führende Stelle im geistigen Leben Amerikas zu gewinnen; auch bei der Schaffung eines neuen, von den englischen Ueberlieferungen unabhängigen Rechtes hielt er sich für berufen entscheidend mitzuwirken. Und endlich glühte in ihm das leidenschaftliche Verlangen, als kirchlicher Reformator der religiösen Entwicklung Amerikas neue Wege zu weisen.

Nur sechzehn Jahre, erfüllt von Kämpfen gegen oft unüberwindlich scheinende Widerstände, waren Follens Schaffenstrieb auf amerikanischem Boden gegönnt. Mitten aus heißem Streite und aus weitausschauenden Plänen heraus ist der heldenhafte Mann, der auch in Amerika wieder der Rufer im Streit um Freiheit und stürmischen Fortschritt geworden, vorschnell durch einen tragischen Tod herausgerissen worden. Und doch war es ihm gelungen, in dieser kurzen Frist ein gutes Teil der Hochziele zu erreichen, die ihm bei seiner Landung im Jahre 1824 vorgeschwebt hatten, und damit auf das kulturelle, politische und religiöse Leben seiner neuen Heimat entscheidenden, bis auf die Gegenwart fortwirkenden Einfluß auszuüben. Gerne bin ich darum der Aufforderung des Herausgebers dieser Blätter nachgekommen, zur Feier des hundertsten Gedenktages von Follens Eintritt in den Kreis des amerikanischen Geisteslebens seinen Volksgenossen in den Vereinigten Staaten mit einigen wenigen großen Strichen ein Bild seines eigenartigen Lebens- und Entwicklungsganges zu entwerfen, dem meine eigenen Studien wiederholt mit brennendem Anteil nachgegangen sind, und der in dem von Georg W. Spindler in diesen Geschichtsblättern gezeichneten Lebensbilde eine so sorgsame und kundige Behandlung gefunden hat.[1]

Karl Follen kam am 4. September 1796 in dem oberhessischen Flecken Romrod zur Welt, wohin sein Vater, der Gießener Advokat Christoph Follenius, sich und die Seinen vor den kriegerischen Einfällen der französischen Maas- und Sambre-Armee geflüchtet hatte. Der in sich gekehrte Knabe erschloß sich seiner Umgebung nur schwer und litt tief unter den Neckereien seiner Gefährten. Dieser Schwäche und der ihm als Kind eigenen Aengstlichkeit wurde er bald dank einer heroischen Selbstüberwindung Herr, die fortan den hervorstechendsten Zug seines Wesens bildete. So hat er als Knabe durch längeren nächtlichen Aufenthalt auf dem Friedhof seine Furchtsamkeit zu meistern gesucht und sich später als Gymnasiast zu einer Massenhinrichtung in dem benachbarten Marburg gedrängt, um das Grauen vor solchen Blutszenen niederkämpfen zu lernen.[2] Auch war das Ehr- und Selbstgefühl schon bei dem sechzehnjährigen Schüler derart entwickelt,

daß er einem Mitschüler wegen einer geringfügigen Beleidigung eine Schlägerforderung überschickte.[3]

Ein begeisterter Anhänger des Turnvaters Jahn, bildete sich Follen frühzeitig zu einem gewandten Turner, ebenso zu einem trefflichen Schwimmer und Fechter aus. Ohne Musikunterricht genossen zu haben, sang er mit seltener Vollkommenheit und schuf meist selbst die Weisen zu den von ihm gedichteten Liedern. Von ihnen hat das machtvolle „Brause, du Freiheitssang" (Turnerstaat) seinen Platz unter den meistgesungenen deutschen Burschenliedern bis heute behauptet.[4] Nach dem Zeugnisse seines Freundes und Biographen Friedrich Münch fehlte ihm niemals die vollste Selbstbeherrschung. Trotz aller ihn erfüllenden Leidenschaft erschien sein ganzes Wesen als eine volle, durch keinen Mißton gestörte Harmonie. Von Follens vielen Talenten nennt Münch als bedeutendstes die Gabe der Rede: „Verstand, Bildung, Phantasie, Selbstbeherrschung, Gemütswärme und ein treffliches Organ verliehen seiner Rede eine unwiderstehliche Macht." Außerordentlich anschaulich ist die erst jüngst bekanntgegebene Schilderung, die der von 1816—1819 in Heidelberg dem Kreise der dortigen „Teutonen" angehörende Mediziner Alexander Pagenstecher,[5] nachmaliger hervorragender Arzt und Politiker, von seinem Freunde Karl Follen entworfen hat: „Karl Follen war ein vollendet schöner Mann, von mittlerer Größe, feinem Ebenmaß der Glieder, blühend und kräftig. Sein Kopf war vollständig das Urbild eines Christuskopfes aus der mitteldeutschen Schule, jeder Zug Hoheit und Milde, seine hohe, sanftgewölbte Stirn, eine gerade Nase, ein feingeschnittener Mund, große himmelblaue Augen von wunderbarer Tiefe, ein starker blonder Bart und reichlich herabwallendes kastanienbraunes Haar. Seine Sprache war mild und klangvoll, seine Rede kurz, klar und doch meist sinnbildlich, seine Haltung stets ruhig und gemessen, seine ganze Erscheinung versöhnend, herrschend, unmitttelbar, ohne jegliche Anmaßung. Böse Launen, frivole Begehrlichkeiten, sinnliche Gelüste waren hier entweder nie dagewesen oder doch von dem glatten durchsichtigen Spiegel dieser Seele bis auf die letzte Spur getilgt. Dem Dienste des Vaterlandes hatte er seinen ganzen Menschen hingegeben und lebte, atmete und wirkte nur in der reinen Atmosphäre dieser Idee. Sie

zu verwirklichen, uns und immer weitere Kreise des Volkes heranzuziehen, war der Zweck seines Lebens. So stand er unter uns, unbestritten als unser Meister, ein Heiland unter seinen Jüngern."

Tiefgehenden Einfluß übte auf dem Gießener Gymnasium Follens Lehrer Friedrich Gottlieb Welcker, der später berühmt gewordene Archäologe, auf Follen und seine Kameraden aus. Gleich Fichte hielt Welcker es in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung unter der französischen Gewaltherrschaft für seine Hauptaufgabe, in seinen Schülern deutsch-vaterländische Gesinnung wachzurufen. Karl Follens Empfänglichkeit für Welckers Mahnungen zeigen zwei seiner Aufsätze aus dem Jahre 1810 oder 1811, die uns den Knaben von grimmigem Hasse gegen die französischen Bedrücker erfüllt und bereit zeigen, für Vaterland und Freiheit in den Tod zu gehen. Aus jener Zeit der schwer lastenden Fremdherrschaft ist Follens unbändiger Freiheitsdrang und der ihn sein ganzes Leben hindurch beherrschende, an Christi Beispiel anknüpfende Gedanke der Verpflichtung zum Opfertod des Einzelnen für das Gemeinwohl erwachsen. Als im Oktober 1813 in Leipzig die große Entscheidung gefallen war, trat Karl Follen, der seit Ostern 1813 an der Gießener Universität zuerst Theologie studiert, dies Studium aber bald mit dem der Rechte vertauscht hatte, in das Korps der hessischen freiwilligen Jäger ein, mit denen auch Welcker gegen Napoleon ins Feld zog. Für eine Beteiligung am Freiheitskampfe kamen leider die jungen Patrioten zu spät; bald nach ihrem Ausmarsche erhielten sie die Kunde von dem Abschluß des Waffenstillstandes, der sie wieder in die Heimat zu den ihnen verhaßten Exerzierübungen und Parademärschen zurückführte. In verhängnisvollem Gegensatze prallte der glühende, freiheitliche und deutsch-vaterländische Geist, der die hessischen Freiwilligen erfüllte, mit der schroff herausgekehrten Autorität der in Napoleons Heer geschulten und zumteil dem alten Heerführer noch innerlich anhangenden hessischen Offiziere zusammen. So hat der verheißungsvoll begonnene Auszug der hessischen Jägerschar mit einem schrillen Mißklang geendet.

Eine weitere bittere Enttäuschung harrte Follens an der Gießener Universität, wohin er mit seinen Kriegskameraden im

November 1814 zurückgekehrt war. Unter dem Einflusse von Gedanken der großen vaterländischen Führer Arndt und Jahn hatte sich die Gesamtheit der Gießener Studenten zu einer „Teutschen Lesegesellschaft" zusammengetan, die sich die Pflege deutscher Art und Sitte zum Ziele setzte. Aber schon nach wenigen Monaten brach diese Vorläuferin der Burschenschaft in sich zusammen. Die Mehrzahl der Mitglieder wandte sich in bewußt partikularistischem Geiste den früher bestandenen landsmannschaftlichen Verbindungen wieder zu, die den überlebten Komment der Rheinbundszeit von neuem in Kraft setzten, die Anhänger des deutsch-vaterländischen Gedankens und der studentischen Reform aufs schärfste anfeindeten und sie bei den staatlichen und Universitätsbehörden hochverräterischer Unternehmungen bezichtigten. Die Führung der an den Zielen der „Teutschen Lesegesellschaft" festhaltenden deutschgesinnten Partei, der nach ihrer dunklen altdeutschen Tracht sogenannten „Schwarzen", lag zuerst in den Händen von Karls älterem Bruder August (er nannte sich später Ludwig Adolph), der sich später als Dichter einen Namen machte. Schon bald ging sie aber an Karl Follen über, neben dem dieser Kreis eine ganze Anzahl geistig hochbedeutender Persönlichkeiten zählte. Die geistige Verwandtschaft der Gießener Schwarzen mit Arndt's deutschen Gesellschaften zeigt sich besonders in der engen Verbindung, in die von ihnen die Wiederbelebung des vaterländischen Bewußtseins mit der Pflege religiösen Sinnes und mit der Erziehung zu strenger Sittlichkeit gebracht wird. Die mystische Frömmigkeit, die unter den Gießener Schwarzen heimisch war, bekundete sich in gemeinsamen Bibelstudien und Kirchgängen und in ihren gemeinschaftlichen Abendmahlsfeiern. Die sittlichen Grundsätze der Schwarzen waren außerordentlich streng. Sie forderten von den Bundesgliedern nicht nur Keuschheit, sondern geradezu den Verzicht auf Frauenliebe, um sich ungeteilt dem Dienste des Vaterlandes zu opfern. Auf Arndt's Einwirkung geht auch die Veranstaltung von Vorträgen über wissenschaftliche, politische und religiöse Fragen zurück. Die Ergebnisse ihrer Erörterungen faßten die Schwarzen zu Leitsätzen zusammen, die sie mit ihren Gesinnungsgenossen in Darmstadt, Heidelberg, Freiburg, Jena, Berlin u. s. w. austauschten und für die sie die weitesten vaterländisch ge-

sinnten Kreise zu gewinnen hofften.[6] Als begeisterte Anhänger Jahns begründeten sie schon 1816 in Gießen eine über den akademischen Kreis hinausreichende Turngemeinde und bürgerten das Turnen weithin im Hessenlande ein. Trotz ihrer Anfeindung durch die landsmannschaftlichen Verbindungen suchten sie endlich auch ihre vaterländisch-sittlichen Grundsätze in der gesamten übrigen Gießener Studentenschaft zur Anerkennung zu bringen. Im Jahre 1816 gelang es den Schwarzen, die große Mehrheit der Gießener Studentenschaft zur Einsetzung einer Ehrengerichtsordnung, des „Ehrenspiegels", zu bestimmen, die die Auswüchse des studentischen Duellwesens beseitigen und der Hebung der Sittlichkeit im akademischen Kreise dienen sollte. Der Plan scheiterte aber an dem Widerspruche des reaktionären Gießener Universitätskanzlers Arens, der mit dem Fürsten Metternich, dem grimmigen Feinde jeder deutsch-vaterländischen und freiheitlichen Regung, in enger Verbindung stand. Arens war es auch, der die von den Schwarzen im Dezember 1816 auf der Grundlage des Ehrenspiegels ins Leben gerufene „christlich-deutsche Burschenschaft", die alle Stammesverschiedenheit ausgleichen, auf alle deutschen Hochschulen sich erstrecken und so für die politische Einheit Deutschlands vorbildlich sein sollte, als einen angeblichen „Freistaat zur Bildung von Demagogen und Freiheitsstürmern" durch seinen Machtspruch alsbald wieder auflöste.

Es läßt sich leicht verstehen, daß unter solchen Umständen Karl Follen in eine immer unversöhnlichere Gegnerschaft gegen das herrschende reaktionäre System hineingetrieben wurde, und daß der junge Feuerkopf in raschem Umschwung aus einem asketischen Mystiker und Schwärmer für urgermanisches Volkstum und deutsche Kaiserherrlichkeit zum kaltentschlossenen Jakobiner und Vertreter eines gewaltsamen Umsturzes aller bestehenden politischen und gesellschaftlichen Zustände umwandelte. Ein jüngerer Gesinnungsgenosse Follens, der allerdings in späterer Zeit zu einem völligen Umschwung in seinen eigenen politischen Anschauungen gelangte, F. von Florencourt, führt wohl nicht mit Unrecht die Wurzeln von Follens Radikalismus hauptsächlich auf den starken Einfluß der Fichte'schen Philosophie zurück. An einer für die Follen-Forschung unberücksichtigt gebliebe-

nen, heute fast vergessenen Stelle seiner Geschichte der Deutschen Universitäten (Die Epigonen, Bd. II, Lpz. 1846 S. 282 ff.) bezeichnet er Follen als durch und durch Fichtianer, nicht nur im System, sondern auch im Charakter. „So wie er sich die Welt auf seine Weise dialektisch konstruierte, so glaubte er sie auch in Beziehung auf die Mitlebenden dialektisch umgestalten zu können, sobald nur sein kräftiger Wille streng und unerbittlich die ausgeklügelten Resultate praktisch verfolgte. Nach seinem politischen und sittlichen Systeme, welches er für absolut hielt, und von dem er nicht ahnte, daß es nur ein einziges Rad in dem unendlichen Räderwerk der Geschichte sei, wollte er Menschen umgestalten, Gegenwart und Zukunft fabriciren. Von jener Eigenschaft, die alle wahre Lebensauffassung bedingt, von dem historischen Sinne, oder wie man sie sonst nennen will, hatte er keine Ahnung. Die reale Wahrheit, die bestehenden Zustände, die Bedingungen, die in den individuellen Anlagen der Völker und Zeiten gegeben sind, und die intuitiv erkannt werden müssen, wenn man überhaupt eine historische Wirksamkeit, soweit sie dem Menschen in seiner Ohnmacht möglich ist, beansprucht, waren ihm völlig unbekannte, unerfaßbare Ideen. Fichte und Follen forderten, daß man nach der Theorie auch praktisch leben und handeln solle, und darin liegt die traurigste Großartigkeit ihrer Erscheinung. Sie wollten die Kluft zwischen Theorie und Praxis ausfüllen, sie wollten, daß die Theorie in der Wirklichkeit eine Wahrheit werde, bei sich selbst, bei dem Einzelnen und bei dem Ganzen, aber dazu gehört, daß die Theorie selbst wahr, praktisch, allseitig und allumfassend sei, wie die Wahrheit und das Leben selbst." Florencourt nennt Follen geradezu einen deutschen Robespierre, der sich mehr und mehr in seine Verstandesdogmatik festrannte, wenn er auch von manchen unreinen, kleinlichen Leidenschaften frei war, die den französischen Demagogen entstellten. „Follen war weder neidisch noch mißtrauisch, weder feig noch grausam, eine solche kleinliche Caricatur wäre er nie geworden, selbst nicht in den heftigsten revolutionären Wirren, aber die wesentliche charakteristische Eigenschaft, die Verstandesschwärmerei, das Zustutzen und Abrichtenwollen der Menschen nach seinem eigenen Ideale, den furchtbaren Egoismus, der in der ganzen Menschheit nur ein Mittel sieht, um sich selbst zu realisieren, um mit ihr nach seinen müßigen Einfäl-

len und seinem ausgeklügelten Systeme zu experimentieren, die besaß er in noch stärkerem Grade, eben weil er vom Hause aus stärker und kräftiger war. Die Tendenz, die Menschen nach seinem Systeme künstlich zu modeln und ganz Deutschland wie eine Drahtpuppe abzurichten, machte sich vom Anfang seiner Universitätslaufbahn an bei seinen Kommilitonen geltend; er arbeitete seine revolutionäre Theorie mit einem bewunderungswürdigen Aufwande von Consequenz und Kraft in sie hinein und lehrte und munterte sie auf, ihr Volk in Zukunft auf ähnliche Weise zu verarbeiten. Es war auch ganz consequent, daß eine der Hauptlehren seines Systems der politischen Wirksamkeit, gleichsam der Schwerpunkt, worauf dasselbe ruhte, in dem Satze bestand, daß der höhere Zweck jedes Mittel heilige und daß dieser politische Verstandesfanatiker ganz auf dieselben Mittel verfallen mußte, worauf die religiösen Verstandesfanatiker, die Jesuiten, verfallen sind; beide wollten die Menschen künstlich und im Geheimen abrichten, beide glaubten durch Unwahrheit die Wahrheit fördern zu können, eben weil sie beide keine richtige Anschauung weder von der Natur und dem Zwecke der Menschheit, noch von der Natur der Wahrheit hatten.""

Follens scharfe Wendung zum Radikalismus, aber auch die ganze Schwäche seines welt- und geschichtsfremden Doktrinarismus spiegelt sich in den „Grundzügen für eine künftige Reichsverfassung" wieder, in denen die Gießener Schwarzen die Ergebnisse ihrer politischen Debatten um die Wende der Jahre 1817—1818 zusammenfaßten, und in denen jede Anknüpfung an die bestehenden Verhältnisse abgelehnt wird: Ein deutscher Einheitsstaat soll erstehen, dem auch die Schweiz, Elsaß und die Niederlande anzugliedern sind, und der in Reichslande und Gaue eingeteilt ist. Des Volkes rechtliche Alleinmacht wirkt sich in den Landtagen und Reichstagen aus. Auch die an die Stelle der stehenden Heere tretende Reichsmiliz wählt ihren Kriegsrat und Feldherrn selbst. Mündliche und öffentliche Rechtssprechung erfolgt nach einheitlichem deutschen Recht; Niederlegung der sozialen Schranken durch eine Einheitsschule, Vereinigung der Konfessionen zu einer strengste Sittenzucht führenden christlich-deutschen Reichskirche. Hatte der erste Entwurf noch einen demokratischen

deutschen Wahlkönig mit ihm unterstellten Landesfürsten zugestanden, so wurde durch einen Gegenentwurf Karl Follens vom Sommer 1818 auch damit aufgeräumt, und die Aufrichtung eines nach französischen Muster in eine Vielheit von Gauen zerteilten deutschen Freistaates in Aussicht genommen. In dem seit 1819 von den Schwarzen verbreiteten „Frage- und Antwortbüchlein über allerlei, was im Vaterlande besonders not tut“ hören wir auch schon sozialistische Töne in demagogischer Weise angeschlagen. Zahlreiche Jünger in Gießen, Darmstadt, Freiburg und Heidelberg, später auch in Jena, sahen zeitweilig zu Karl Follen auf „wie zu einem Propheten, der nicht irren kann.“ Und ein engerer Kreis von „Unbedingten“ hatte sich auch Follens unheimlichen „Grundsatz“ zu eigen gemacht, wonach derjenige, der aus freier sittlicher Ueberzeugung zu handeln sich bewußt ist, stets Recht hat, auch gegenüber dem geltenden Sittengesetze. Ein Stammbuchblatt Follens aus seiner Jenaischen Zeit nennt den feige, der „wenn er sieht, daß das Leben, wie es ist, das Urbild seines Strebens in seiner ganzen Wahrhaftigkeit nicht aufnehmen will, von seinem Urbilde etwas abbrechen zu müssen glaubt, damit er es dem Leben anpaßt, statt daß er seine Denk- und Tatkraft nur noch mehr angespornt fühlen sollte, um sein Streben noch höher zu spannen und noch schärfer durchzuführen: des festen Glaubens, daß das Einfache, das Wahre dennoch endlich herrschend in das Leben eintreten müsse.“ An welche moralischen Abgründe Follens Jünger durch diesen schrankenlosen Subjektivismus hingeführt wurden, erfahren wir aus der Aeußerung eines der Unbedingten, des Theologen Sartorius: „Er wolle lieber wegen einer gegen Gottes Gebot verstoßenden Tat, die sein Volk errette, in die ewige Verdammnis gehen, als alle seine Volksgenossen ewiger Knechtschaft überlassen.“ Follen selbst war von solchen Gewissensnöten frei. In dem von ihm ersehnten heiligen Kriege des um seine ewigen Rechte gebrachten Volkes gegen die gottvergessenen Zwingherren und Molochspriester war für ihn jede Freiheitstat durch die Glorie religiösen Martyriums verklärt.

In Bildern von packender Wucht und schauerlicher Schönheit schildert Karl Follens „Großes Lied“, eine Sammlung von revolutionären Dithyramben aus den Jahren 1816—18 das blutige

Gericht, das die „Todesbrüder" in Gottes Auftrag an den Volksfeinden vollziehen, um alsdann freudig das eigene Haupt unter das Richtbeil zu legen. Kein Zweifel, daß in jener Zeit der Gedanke des Opfertodes im Follen'schen Kreise mehr und mehr zur Märtyrer-Wollust und Zwangsvorstellung geworden ist.

„Ja, noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen.
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück!"

Heinrich von Treitschke hat im 2. Teil seiner deutschen Geschichte über Karl Follens Charakteranlage und politische Tätigkeit unsäglich hart abgeurteilt; er nennt ihn einen frühreifen, unfruchtbaren Kopf, einen Fantastiker des harten Verstandes, der seinem Nihilismus mit kalter Berechnung einen christlichen Mantel umgehängt habe. Auch jede dichterische Begabung wird Follen von Treitschke unbegreiflicher Weise abgesprochen.[7] Die Einseitigkeit und Voreingenommenheit von Treitschke's Urteil, das vor allem die tief religiöse Veranlagung Karl Follens völlig übersieht, dürfte schon aus unserer vorausgegangenen Schilderung von Follens Charakter-Entwicklung deutlich genug erhellen.[8] Einen ungemein tiefen Einblick in Follens wahres Wesen und Lebensanschauung gewährt uns dagegen eine bisher unbekannte Schilderung des Darmstädter Advokaten Heinrich Karl Hofmann (1795—1845), der, mit Karl Follen aufs engste befreundet, alle seine politischen Bestrebungen teilte, ihm dabei aber doch sehr selbständig und kritisch gegenüberstand und sich selbst sein ganzes Leben hindurch als einen Mann von lauterster vaterländischer Gesinnung und reifstem politischen Urteil bewährt hat.[9] In Hofmanns bisher noch ungedruckt gebliebenen Lebenserinnerungen heißt es von Follen, daß über ihn so viel und vielerlei geschrieben und geurteilt worden sei, daß Hofmann es für seine Pflicht halte, nichts zu verschweigen, was ihm von Follen bekannt geworden, und wie er ihm erschienen sei: „Noch niemals," so fährt Hofmann in seinen Aufzeichnungen fort, „habe ich so viel Seele, so viel Kraft und Schwung der Phantasie mit einer solchen Klarheit und durchdringenden Schärfe des Verstandes im innigsten unauflöslichsten Bunde gesehen und dabei eine solche unwiderstehliche Macht des Willens, daß nur wenige, die ihm näher kamen und auf die

Dauer mit ihm in Verbindung blieben, ihre Selbstständigkeit behaupten konnten. Er selbst erkannte nur ganz unbedingte Unterordnung aller eigenen und fremden Gefühle unter das, was er für sittliche Notwendigkeit hielt, unter die vollkommenste Freiheit des Geistes an. Er irrte aber darin, daß er nur den Geist für frei hielt, der sich ganz in denselben Bahnen bewegte, wie sein eigener, und daß er darum gerade diejenigen für seine nächsten Geistesverwandten, für seine zuverlässigsten Anhänger hielt, die seine Ansichten, seine Wünsche, seine Zwecke unbedingt für ihre eigenen anerkannten, dadurch ihrer Eigentümlichkeit, ihrer Selbstständigkeit, ihrer geistigen Freiheit entsagt und also dem Wesen nach den Grundsatz geradezu aufgegeben hatten, auf den er alles baute. Ich habe oft darüber mit ihm gesprochen und stimmte mit ihm darin vollkommen überein, daß keine Entschuldigung sei für Verletzung desjenigen, was man selbst als höchstes Vernunft-Gesetz, als sittliche Notwendigkeit erkannt habe, daß hierin, und nur hierin jeder eine sichere Richtschnur für sein eigenes Wollen und Streben, einen untrüglichen Maßstab für Beurteilung seines eigenen Tuns und Lassens habe, daß man das Tun und Wollen anderer nicht richtig beurteilen könne, wenn man nicht wisse, was sie als oberstes Vernunft- und Sittengesetz anerkennen. Aber hier trennten wir uns: Follen behauptete, daß dieses Sittengesetz, eben weil es eine moralische Notwendigkeit sei, für alle eins und dasselbe sein müsse, während ich darauf bestand, es könne kein Mensch aus sich selbst herauskommen, es sei also auch, was er für oberstes Sittengesetz, für moralische Notwendigkeit ausgebe, nichts anderes als das Ergebnis seiner Zergliederung seiner eigenen Gefühle, natürlich also, daß jeder, der anders fühle und zergliedere, auch ein anderes Sittengesetz finde, dieses mithin ebenso vielfältig und verschiedenartig sein müsse, als die Menschen selbst. Es müsse daher jeder das Sittengesetz seines Nächsten achten und schonen und über seinem eigenen, ja als Maßstab dafür dasjenige anerkennen, was die Weisesten und Besten als das Weiseste und Beste anerkannt hätten und noch anerkennen: die S i t t e n l e h r e J e s u, nach welcher alles menschliche Tun zu wägen und zu richten sei.

Follen erkannte die Hoheit und Vortrefflichkeit der Lehre Jesu an, aber er gestattete keine objektive Würdigung einer ein-

zelnen Tat; aller Wert menschlichen Tuns und Treibens hing ihm ganz allein davon ab, ob es aus freiem Willen und für dasjenige, was er als höchstes Sittengesetz aufstellte: für die Freiheit des Geistes, geschehen sei. Diese im Leben darzustellen und für sich und andere fest zu begründen, hielt Karl Follen für die Lebensaufgabe jedes Mannes; darum war er nicht blos Republikaner, sondern auch Demokrat und hielt den bestehenden Zustand für ein weit grösseres Uebel, als einen gewaltsamen Umsturz desselben, Entwicklung des Staates aus dem Volksleben galt ihm weniger, als Umwandlung dieses Volkslebens selbst nach seinem obersten Sittengesetz. Hierin mußten wir also, nach dem oben Entwickelten, durchaus verschiedener Meinung sein, hingegen stimmten wir wieder darin überein, daß jeder an sich selbst anfangen, jeder sein eigenes Leben streng so einrichten müsse, wie solches die Lehre Jesu (sagte ich), das oberste Sittengesetz (sagte er), allen anbefehle. Diese Uebereinstimmung und der Umstand, daß ihm, Karl Follen, alle Mittel zum Umsturz der bestehenden Ordnung, ja sogar alle Aussicht fehlte, jemals in deren Besitz zu kommen, machte es möglich, daß jener- wesentliche Unterschied in der Grundlage unserer Lebensansichten und politischen Tätigkeit von vielen übersehen wurde, und daß wir recht gut bis auf einen gewissen in weiter Ferne gelegenen Punkt mit einander gehen und wirken konnten. So nahm er Teil an der Adresse-Angelegenheit[10] und an den Schritten, die im Jahre 1818 für Einführung einer Verfassung im Großherzogtum Hessen stattfanden. Aber je mehr er sich sein eigenes System ausbildete, desto widerlicher erschienen ihm die gewöhnlichen Menschen, denen sein Sittengesetz und seine moralische Notwendigkeit so sehr gleichgiltig waren, die an alles Andere eher zu denken pflegten, als an sich und Darstellung ihres Ideals im Leben, und die erst durch den Genuß kleiner Freiheit für eine größere erzogen werden müßten. Er sehnte sich nach einem unmittelbaren Wirken für seine Idee, verließ deswegen Gießen und seine Advokatur, um in Jena, wohin sich in jener Zeit die Ideologie geflüchtet hatte, als öffentlicher Lehrer aufzutreten. Er fand Zuhörer, Freunde, sogar Bewunderer, aber nur sehr wenige Anhänger. Seine Forderungen an andere waren nicht strenger als die an sich selbst, aber nur wenige vereinten, wie er, Geist, Gemüt und Willenskraft in so hohem und so gleichem

Maße. Die mildere Lehre seines Freundes Fries und die bequemere Hegels ließen ihn fast allein stehen. Aber die strenge Sittlichkeit, die er in allen Beziehungen und Verhältnissen des Lebens bewährte, die Schönheit, ja die Zartheit seiner Gefühle und Empfindungen, steht in sehr grellem Widerspruche mit dem Vorwurf jesuitischer Grundsätze oder blutdürstiger und vandalischer Gesinnungen."

Neben den unverkennbaren schweren Gefahren, die Follens politischer Radikalismus für die ihm nahestehenden studentischen Kreise in sich schloß, darf der außerordentlich bedeutungsvolle Einfluß nicht vergessen werden, den Karl Follen und seine Gießener Freunde auf die studentische Reformbewegung, wie sie damals durch die deutsche Burschenschaft vertreten wurde, in den Jahren 1817—19 ausgeübt haben. Gerade nach dieser Richtung hin ist H. v. Treitschke in seiner deutschen Geschichte Karl Follen nicht gerecht geworden. In der Jenaischen Burschenschaft, in der man allzulange mit Unrecht den alleinigen und ausschlaggebenden Ausgangspunkt der gesamten burschenschaftlichen Reform-Bewegung gesehen hatte, war 1816 der alte landsmannschaftliche Komment mit allen seinen Härten, namentlich mit der demütigenden Minderstellung der jüngeren Burschen und sonstige Unsitten der pennalistischen Zeit fast unverändert übernommen, ebenso auch auf einen Versuch des reichlich ausgearteten Duellwesens verzichtet worden. Die Gießener Schwarzen dagegen, hinsichtlich ihrer deutsch-vaterländischen Bestrebungen hinter Jena nicht zurückstehend, gingen bei ihren Reformen von einer grundsätzlichen Verwerfung des landsmannschaftlichen Komments und Ehrbegriffes aus. An seine Stelle setzten sie die Unterscheidung zwischen innerer und äußerer Ehre und unterwarfen die Entscheidung über jeden Ehrenhandel einem Schiedsgerichte, das den böswilligen Beleidiger in Strafe nimmt und nur im äußersten Falle, wo Ueberzeugung gegen Ueberzeugung steht, den Zweikampf gestattet. Für alle Burschen ohne Unterschied der Studienjahre fordern die Schwarzen unbedingte Gleichberechtigung. Nichtchristen und Nichtdeutsche bleiben von der Burschengemeinde ausgeschlossen, die eine strenge sittliche Zucht über ihre Mitglieder führte und ernstere sittliche Verfehlungen unter die Strafe des Ausschlusses aus der

studentischen Gemeinschaft stellte. Auf den starken Einfluß der durch E. M. Arndt im deutschen Südwesten ins Leben gerufenen „Deutschen Gesellschaften" und auf den religiösen Grundzug des Gemeinschaftslebens der Schwarzen, das sich bis zu puritanischer Askese steigerte, ist schon oben von uns hingewiesen worden, ebenso wie auf die eifrige Pflege des Turnens und auf die Förderung, die die wissenschaftlich-politische Ausbildung der Einzelnen durch die im Kreise der Schwarzen gepflegte Abhaltung von Vorträgen erfahren hat.

In der Zeit nach dem Wartburgfeste von 1817, das die Gießener Schwarzen erstmals mit Jena und den Hochschulen Norddeutschlands in engere Verbindung brachte, ist die Saat der vom Follenschen Kreise ausgestreuten studentischen Reformgedanken verheißungsvoll aufgegangen. An einer Reihe von Universitäten bildeten sich auf Anregung der Schwarzen innerhalb der dortigen Burschenschaften geheime engere Vereine, die es sich zur Aufgabe machten, die burschenschaftliche Verfassung im Sinne des Gießener Ehrenspiegels umzubilden, und denen durchweg die führenden Geister des burschenschaftlichen Kreises angehört haben. Unter ihrem Einflusse sind in der Folgezeit die Gießener Reformgedanken und ihre christlich-germanischen Tendenzen fast allerorten durchgedrungen und im Oktober 1818 auch für die Verfassung der damals begründeten allgemeinen deutschen Burschenschaft bestimmend geworden.

Neben seiner leidenschaftlichen Tätigkeit auf dem Gebiete der studentischen und politischen Reformbestrebungen hatte Follen sich auch eifrig dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet und sich schon im Herbste 1817 zum Staatsexamen gemeldet. Der reaktionäre Universitätskanzler Arens setzte aber alles daran, um unter Hinweis auf Follens politische Anrüchigkeit seine Zulassung zu hintertreiben. Als Follen dann doch durch ein an das Ministerium gerichtetes Gesuch seine Zulassung durchgesetzt hatte, dachte Arens als juristischer Examinator Follen bei der Prüfung durch schikanöse Fragen zu Fall zu bringen. Der Versuch scheiterte freilich an der glänzenden Begabung Follens, der im Januar 1818 das Examen, wie er einem Freunde in einem Briefe vom 28. Januar

meldet, „im Ganzen recht gut“ bestand. Am 14. März 1818 folgte seine Promotion zum Doktor der Rechte.[11] Trotz seiner Vermögenslosigkeit und trotz der günstigen Aussichten, die sich Follen bei der Beschränkung auf die Laufbahn als Advokat boten, entschloß er sich für die akademische Lehrtätigkeit. Ausschlaggebend war für Follen dabei die Möglichkeit, seine staatswissenschaftliche und politische Durchbildung als Universitätslehrer gründlich zu vertiefen und so am besten „dem heiligen Vaterlande zu nützen.“[12] Nachdem er schon im Winter 1817—18 einen Kurs für die Vorbereitung für das juristische Examen abgehalten, habilitierte er sich im folgenden Sommer als Privatdozent an der juristischen Fakultät, während er gleichzeitig auch als Advokat tätig war. Seine Vorlesungen waren stark besucht, und bei seiner genialen Begabung durfte er sich wohl eine erfolgreiche Laufbahn als akademischer Lehrer versprechen. In erster Linie galt es ihm aber doch gerade jetzt, an den damals in Süddeutschland entbrannten politischen Kämpfen führenden Anteil zu nehmen. So hat er im Sommer 1817 bei der Abfassung einer an den Bundestag gerichteten Eingabe mitgewirkt, die die Einführung parlamentarischer Einrichtungen in den deutschen Einzelstaaten forderte. An der Sammlung von Unterschriften für diese Petition sowie an den Agitationen zur Durchsetzung einer Volksvertretung im Großherzogtum Hessen haben sich Follen und seine Freunde leidenschaftlich beteiligt, was sie zum Teil mit Karzerstrafe büßen mußten. Außerordentliches Aufsehen erregte es, als der kaum zweiundzwanzigjährige Privatdozent im Jahre 1818 sich zum Anwalt der durch ihre schweren Kriegsschulden hart bedrückten oberhessischen Landgemeinden machte und durch Abfassung einer in den weitsten Kreisen verbreiteten Beschwerdeschrift die unzweckmäßigen Schuldentilgungs-Pläne der Regierung zu Fall brachte. Solche Auflehnung gegen das reaktionäre System der hessischen Regierung blieb nicht ungeahndet. Eine Untersuchung wegen Follens Verhalten in der hessischen Verfassungsfrage wurde gegen ihn eingeleitet und seine Streichung als akademischer Lehrer in Aussicht genommen. Rasch entschlossen, siedelte Karl Follen, der schon im Frühjahr gehofft hatte, „sich aus dem Gießener Verließe zu befreien und Professor in Freiburg zu werden“ im Oktober 1818 nach Jena über, wo ihm das freisinnige Regiment des Großherzogs Karl

August von Sachsen-Weimar volle Lehr- und politische Bewegungsfreiheit sicherte.[13]

Die Hoffnung Follens, in Jena und seiner damals in hoher Blüte stehenden Burschenschaft einen festen Stützpunkt für seine gewaltsamen Umsturzpläne zu finden, sollte sich freilich nicht erfüllen.[14] Wohl sammelte sich um ihn eine starke Zuhörerschaft für seine Vorlesungen über Naturrecht, so daß er an die Drucklegung seiner wissenschaftlichen Darstellung dieses Gegenstandes denken konnte. In den burschenschaftlichen Kreisen aber versuchte Follen vergebens moralische Eroberungen weiteren Umfangs zu machen. Robert Wesselhöft, der einflußreichste Führer der Jenaischen Burschenschaft, der sich um einen Ausgleich der im burschenschaftlichen Kreise vorhandenen verschiedenen politischen Strömungen bemühte, machte es sich nach einem heftigen Zusammenstoße mit Karl Follen zur Aufgabe, dessen Einfluß auf die jungen Burschenschafter möglichst abzuwehren. Auch der gefeierte Freund der Burschenschaft, Professor Jacob Friedrich Fries, stellte sich zu Follen bald in Gegensatz und gab in einem in den studentischen Kreisen verbreiteten offenen Brief seine Abneigung gegen politische Geheimbündelei zu erkennen. Sogar in dem früher von Gießener Schwarzen gegründeten engeren Vereine innerhalb der Jenaischen Burschenschaft fand Follens scharfe Art entschiedenen Widerspruch, so daß es bald zu völliger Einstellung der Vorträge kam. Umso größerer, geradezu schwärmerischer Verehrung durfte sich Follen allerdings seitens des bayrischen Theologen Karl Ludwig Sand erfreuen, der einst die Erlanger Burschenschaft mitbegründet hatte und 1817 von dort nach Jena übersiedelt war. Schon lange vor seinem Bekanntwerden mit Follen hatte sich dieser beschränkte Grübler, dem Zuge der Zeit folgend, einem fanatischen Radikalismus zugewandt und mit dem Wahne erfüllt, er müsse als ein neuer Heiland die christlich-germanischen Ideen der Burschenschaft, wie sie sich ihm in seiner unklaren Mystik gestaltet hatten, zum Siege führen. Schon bevor Sand mit Follen bekannt geworden, war in ihm der Plan einer Unschädlichmachung des als russischer Spion, Feind der Burschenschaft und Verkörperung alles undeutschen Wesens im burschenschaftlichen Lager äußerst verhaßten Dichters und Staatsmannes August von Kotzebue gereift und zur

Zwangsvorstellung geworden. Am 23. März 1819 ist Kotzebue in Mannheim unter dem Dolche Sand's gefallen. Daß Follen von Sands Plan, der dessen eigenstes Eigentum war, bei dem zwischen beiden bestehenden engen Verhältnisse, Kenntnis erhalten hatte, und daß er ihn billigte, ist höchst wahrscheinlich. Dank Follens Geistesgegenwart und eiserner Entschlossenheit blieben aber alle Versuche, ihn einer Mitschuld an der Ermordung Kotzebues zu überführen, erfolglos. Auch bei einer Gegenüberstellung mit Sand in dessen Mannheimer Gefängnis, gelang es Follen alle gegen ihn selbst vorliegenden Verdachtsgründe zu entkräftigen. Mit einer leidenschaftlichen Umarmung nahm er von dem unglücklichen Freunde Abschied und kehrte in das Gießener Elternhaus zurück, nachdem ihm in Jena das Vorlesungsrecht für das Wintersemester 1819—20 aufgesagt worden war.

Hatte sich Follen, wie sicher anzunehmen ist, mit der Hoffnung getragen, daß Sands Bluttat das Zeichen zur Aufrichtung des deutsch-christlichen Freistaates geben werde, so sollte er durch die fast vollständige Teilnahmlosigkeit der Volksmassen und durch die im Gefolge der berüchtigten „Karlsbader Beschlüsse" vom September 1819 über Deutschland hereinbrechende Reaktion aus allen seinen Illusionen gerissen werden. Er mußte jetzt erkennen, daß seine Rolle in Deutschland ausgespielt sei. In jenen dunklen Tagen haben sich seine Augen erstmals auf Amerika als das Land seiner künftigen Wirksamkeit gerichtet. Schon im Jahre 1816 war im Kreise von Follens Vertrauten seitens der Brüder Ludwig und Wilhelm Snell der Gedanke erörtert worden, jenseits des Ozeans einen Schauplatz für ihr Handeln zu suchen, nachdem man in Europa kaum noch etwas von neuem Aufschwung und freier kräftiger Tat erhoffen könne. Dieser hingeworfene Gedanke hat sich aber bei Follen zu einem großangelegten Plane geweitet, dem unter den mancherlei Utopien, die in der Folge deutsche Auswandererscharen nach der neuen Welt führten, eine einzigartige Bedeutung zukommt. Der Plan ist in einer Denkschrift niedergelegt, die Follen im Spätherbst 1819 verfaßt und seinem Freunde Ludwig Snell, Gymnasialdirektor in Wetzlar, mitgeteilt hat. Bei diesem ist sie im Januar 1820 beschlagnahmt und den Akten der Mainzer Zentral-Untersuchungs-Kommission einverleibt worden.

Von düsterer Resignation diktiert, stellt Follens Aufzeichnung fest, daß eine Gesundung der deutschen Verhältnisse in absehbarer Zeit nicht erhofft werden könne. „Statt Volkseinheit und allgemeiner gleicher Freiheit ist uns Volkszerstückelung und allgemeine gleiche Knechtschaft geworden. Die Geistesfreiheit ist nahezu vernichtet, Unabhängigkeit der Gerichte, Sicherheit des Einzelnen, alle Rechte des Menschen und des Bürgers werden verhöhnt." Stehe somit fest, daß das Schicksal des Vaterlandes zum allgemeinen Verderben sich gewendet hat, so dürfte doch dies Verhängnis den guten Deutschen weder im Glauben an sein Volk wankend machen noch in seinem Entschlusse, das Urbild der Menschheit im eigenen Volke zu retten und aufrecht zu erhalten. Auch in seiner Verknechtung ist das deutsche Volk der Freiheit so wert, als irgend ein anderes, und zwar durch seine Anlage zu tiefer und allseitiger Bildung, seine Einfachheit und Ausdauer und selbst durch jene steife Anhänglichkeit an das Bestehende, die ihm den Bestand der Freiheit, wenn sie einmal bei ihm heimisch geworden ist, verbürgt. Da nun aber ein Wirken zum Wohle des Vaterlandes auf deutschem Boden unmöglich geworden, so gilt es, im Auslande eine Freistätte zu suchen, für die nur Nordamerika in Betracht kommen kann. Dort soll eine alle Zweige des Wissens umfassende Bildungsstätte entstehen, die politisch Verfolgten eine Zuflucht gewährt, aber auch durch die Stärkung der Liebe zur heimischen Sprache, Sitte und Bildung unter den Deutsch-Amerikanern die Erhaltung des Deutschtums gewährleistet. Wenn sich der nach Amerika auswandernden „Lehrergemeinde" noch breitere Auswandererschichten anschließen, so wird es nach Follens Erwartung möglich werden, diese deutschen Demokraten-Siedlungen zu einem auf dem Kongresse vertretenen deutsch-stämmigen Staate zu verbinden, der ein Vorbild für das deutsche Mutterland und für dessen spätere freiheitliche Ausgestaltung von Wichtigkeit werden kann. Als Führer der „Lehrergemeinde" waren außer Karl Follen und seinen Genossen aus dem Kreise der Schwarzen die wegen ihrer freiheitlichen Gesinnung von ihren Lehrstühlen verdrängten deutschen Universitätslehrer, wie Oken, de Wette, Fries und die Brüder Ludwig und Wilhelm Snell in Aussicht genommen. Mit leitenden Persönlichkeiten in Nordamerika soll-

ten Beziehungen angeknüpft werden, um auch staatliche Unterstützung zu erlangen.

Um die Wende der Jahre 1819—20 rüstete man sich im Follen'schen Kreise bereits für die Reise nach der überseeischen Freistätte. Ein unter den Papieren von Follens Freunden beschlagnahmtes, vielleicht von Follen selbst verfaßtes Gedicht verleiht den Empfindungen, die die Schwarzen angesichts des Scheiterns ihrer vaterländischen Hoffnungen in jenen dunklen Tagen erfüllte, beredten Ausdruck. Wenigstens Anfangs- und Endstrophe seien hier mitgeteilt:

Abschied vom Vaterlande von einem, der im Begriff ist, nach Amerika zu gehen.

Freiheit, sie stirbt! Die alten Griechenhelden,
Die für der Heimat gleiches Recht gefallen,
Sie sind begraben! Eingebrochene Hallen
Allein noch mahnen an die schönren Welten.
Kreuzträger, die der Menschen Sünden tragen,
Sind ihrer Enkel Söhne nun geworden.
Kein kühnres Wollen, kein urkräftig Wagen!
Nein! Männer knie'n hier vor Despotenhorden.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein neues Vaterland geh' ich zu finden,
Wo Vater Franklins frische Liebe baute,
Die würd'ge Welt, der eignen Kraft vertraute,
Der Freiheit junges Recht sich will entzünden.
Da drüben wächst sie auf zur jungen Eiche.
Wir bringen Zunder zu den regen Flammen,
Zum neuen Kreuzzug, zum gelobten Reiche.
Rom ist, wo freie Römer stehn zusammen!

Zur Ausführung dieser kühnen Pläne sollte es aber nicht kommen. Am 19. Januar 1820 schritten die Demagogenrichter zur Verhaftung des längst verdächtigen Gymnasialdirektors Ludwig Snell, wobei ihnen auch Follens Denkschrift in die Hände fiel. Karl Follen, der von der Darmstädter Regierung und von seinem alten Feinde Arens während seines Gießener Aufenthaltes scharf beobachtet worden war, und dem nun gleichfalls neue Verhaftung drohte, entzog sich ihr durch die Flucht zuerst nach Coblenz, dann nach Straßburg.[15] Im April 1820 hielt er sich in Zürich

und Chur auf und reiste von dort im Mai 1820 nach Paris. Hier gewann er, obwohl anfänglich der französischen Sprache nicht mächtig, rasch nahe Beziehungen zu den Führern der liberalen und republikanischen Bewegung, vor allem zu Lafayette, Marquis d'Argenson, Benj. Constant, Professor Cousin und dem Advokaten Rey. Auch seinen Vertrauten aus den Jenaischen Tagen, den Verräter Joh. Ferd. Witt, fand Follen in Paris vor. Während Witt als Verwandter des Generalinspektors im französischen Polizeiministerium, Baron von Eckstein, engste Beziehungen mit diesem und anderen hochgestellten französischen Beamten unterhielt, ließ er sich gleichzeitig von Follen, der diesem schändlichen Verräter immer wieder weitgehendes Vertrauen schenkte, in dessen revolutionäre Pläne einweihen, so daß sogar die Mainzer Zentraluntersuchungskommission diesen Schurken als agent provocateur bezeichnete. Nach acht Wochen reiste Follen im Juli 1820 in die Schweiz zurück und fand zunächst eine Zuflucht auf dem Landsitze des bekannten freigesinnten Publizisten und Dichters, Grafen von Bentzel-Sternau bei Mariahalden am Züricher See. Im September des gleichen Jahres folgte er einem Rufe als Lehrer des Lateinischen und der Geschichte an die Kantonalschule in Chur, geriet aber schon im Frühjahr 1821 in Konflikte mit der streng kalvinistisch gerichteten evangelischen Synode Graubündens, die ihn wegen seiner im Geschichtsunterricht angeblich geäußerten, dem reformierten Glaubensbekenntnisse widersprechenden, Auffassungen zur Rechenschaft zog. Follen war freilich nicht gewillt, auf freiem schweizerischen Boden sich in seiner religiösen Ueberzeugung und in seiner Lehrfreiheit beschränken zu lassen. Als der Schulrat über die von ihm eingelegte Beschwerde hinwegging, nahm er seine Entlassung. Sie wurde ihm im Mai 1821 unter Ausstellung eines glänzenden Zeugnisses über seine Lehrerfolge erteilt.[16] So wieder heimatlos geworden, wendete sich Follen, vermutlich auf Rat seines seit kurzem dort als juristischer Lektor tätigen Freundes und Schicksalsgenossen Wilhelm Snell im Oktober 1821 mit der Bitte an die seit 1817 neu organisierte Universität in Basel, seine „Teilnahme an dem erfreulichen Aufleben der hiesigen Universität durch eine akademische Wirksamkeit an den Tag legen" und Privatvorlesungen über Psychologie und Logik halten zu dürfen. Er wurde auch für das Wintersemester 1821—22 als Pri-

vatdozent zugelassen und erhielt eine nicht unbedeutende Zuhörerschaft. Als dann im März 1822 die Juristen-Fakultät eine Vermehrung der Lehrkräfte verlangte und Follens Anstellung ins Auge faßte, bat Follen die Universität Jena und Gießen, an denen er als Privatdozent gewirkt hatte, um Ausstellung von Zeugnissen über seine Lehrtätigkeit. In Gießen wußte es sein alter Gegner Arens, der mit der reaktionären Politik des Fürsten Metternich durch Dick und Dünn ging, bei der Juristenfakultät durchzusetzen, daß in das im Wesentlichen günstige Zeugnis auch das politische Sündenregister Follens aufgenommen wurde.[16] Er hat es deshalb vorgezogen, nur das für ihn günstig lautende Zeugnis aus Jena der Baseler Universität vorzulegen. Sie gab sich damit zufrieden und schuf für Follen ein Doppellektorat für Jurisprudenz und Logik. Seine Vorlesungen betrafen außer Pandekten, Psychologie und Logik auch das Naturrecht (Vernunftrecht, philosophisches Staatsrecht), ein Gegenstand, über den, wie Follens Anhänger rühmten, einzig in der Welt von seinem Lehrstuhl aus gelesen wurde, und dem er schon in Jena seine Studien zugewendet hatte. In seiner Baseler Zeit entstanden außer einem Aufsatz über die Zigeunersprache auch zwei in dieses Wissensgebiet einschlagende bedeutsame philosophische Abhandlungen „Ueber die Bestimmung des Menschen" und „Ueber die Lehre Spinozas.[17] Die beiden philosophischen Aufsätze waren Bruchstücke aus einem größeren schon in Jena von Follen vorbereiteten juristischen Werke „Das Recht", in dem das Naturrecht eine umfängliche Darstellung finden und das im Verlage der Geßner'schen Buchhandlung in Zürich erscheinen sollte.[18] Auch an dem kurzsichtigen politisch-literarischen Organ der schweizerischen Radikalen, dem „Schweizerischen Volksblatt" von 1821 hat er mitgearbeitet. Die Universität zollte seiner Lehrtätigkeit volle Anerkennung und nahm seine Ernennung zum Professor in Aussicht. Als akademische Kollegen fand er eine Anzahl von alten vertrauten Freunden und Gesinnungsgenossen wieder, die Mediziner Karl Jung und Wilh. Wesselhöft,[19] den Philosophen Seebold, den Juristen Wilhelm Snell, den Theologen de Wette und dessen Stiefsohn Karl Beck,[20] mit denen er sich eng zusammenschloß. Und endlich schien auch der Herzensbund, den er mit der Schwägerin seines alten Freundes Karl Jung, Anna de Lassaulx, geschlossen, Follen ein

dauerndes ruhiges Lebensglück auf schweizerischem Boden zu verheißen. Da sollte ihn die Demagogenhetze, der Follen allerdings mancherlei Anlaß zu schwerem Verdachte gegeben, von neuem heimatlos machen. Noch immer war Follen von dem Gedanken beherrscht, von festgeschlossenen Kreisen republikanischer Gesinnungsgenossen aus die breiten Volksschichten zur Empörung gegen das monarchische System aufrütteln zu können. In dieser Ueberzeugung war er durch seine neuen französischen Freunde und durch Flüchtlinge aus dem Lager der italienischen Carbonari noch bestärkt worden. Mit unbeugsamem Starrsinn hielt er an seiner Idealisierung der republikanischen Staatsform fest, ohne danach zu fragen, ob sie für dies oder jenes Volk mehr oder weniger geeignet sei: „Das Kleid macht den Mann", so äußerte er sich darüber 1820 auf seiner Flucht nach Straßburg, „und tüchtige republikanische Institutionen werden bald genug Republikaner machen." Und nach wie vor hielt er an seinem „Grundsatz" fest, der, wo es sich um höchste politische Zwecke handelt, den Unterschied zwischen Gut und Böse nicht gelten läßt. Dem reaktionären System der Heiligen Allianz sollte eine Liga der unbedingten Demokraten des Kontinents bis nach Spanien und Neapel hin entgegentreten, deren vereinte Kraft die republikanische Idee zum Siege führen müßte. Auch der klägliche Ausgang der Aufstände in Frankreich, Neapel, Spanien und Piemont vermochte ihn nicht in seinem starrsinnigen Vorhaben irrezumachen, vom Auslande aus eine deutsche Schilderhebung für die Republik ins Rollen zu bringen. Ein geradezu erschütternder Fanatismus, aus dem heraus Follen fremdes Schicksal seinen republikanischen Idealen bedenkenlos opferte, tritt uns in der von ihm von Chur aus veranlaßten Stiftung des sogenannten Jünglingbundes entgegen.[21] Der zur Teilnahme an dem piemontesischen Aufstand ausgezogene jenaische Burschenschafter von Sprewitz[22] wurde von Follen 1821 mit dessen Umsturzplänen bekannt gemacht und nahm es auf sich, an den deutschen Universitäten Anhänger für einen „Bund der Jungen" zu werben, dem ein angeblich aus Führern der deutschen Demokratie zusammengesetzter „Männerbund" die Ziele seines Handelns angeben sollte. Als Zweck wurde ganz allgemein die Beseitigung der bestehenden Regierungen und die Begründung der deutschen Einheit durch freigewählte Volksvertre-

ter bezeichnet. Gegen 120 Burschenschafter der verschiedensten Hochschulen, unter ihnen die bedeutendsten Köpfe der Burschenschafter, ließen sich für den abenteuerlichen Plan gewinnen, versahen sich mit Waffen und warteten von Monat zu Monat auf die Losung des angeblichen Männerbundes, dem auch hochgestellte preußische Staatsmänner und Generale wie Gneisenau und Bülow angehören sollten, der aber nur im Kopfe Karl Follens bestanden hat. Als einer der jungen Studenten an Follen die Frage stellte, ob denn auch wirklich ein Männerbund bestehe, herrschte Follen den Fragesteller an, daß dies ihn als Mitglied des Jünglingsbundes nichts angehe. Der Männerbund werde sich schon rechtzeitig zeigen, und er, Follen, würde dann die Verbindung zwischen beiden Bünden bilden. Ein andermal ließ er den Verschworenen sagen, sie sollten zum Dolche greifen und alle deutschen Fürsten beseitigen. Es müsse etwas Ungeheures geschehen, oder es werde nichts geschehen. Nur so sei das Volk aus seinem Todesschlafe aufzurütteln.[23] Die gleichen wilden Phantasien, die ihn einst im „Großen Liede" die Bluttaten der „Todesbrüder" hatten preisen lassen, haben Follen also auch noch damals beherrscht, ihm aber doch auch die jungen Gemüter, mit denen er sein Spiel trieb, bald völlig entfremdet. Der Bund hatte sich tatsächlich schon aufgelöst, als der Verrat eines Mitglieds im Jahre 1823 die gerichtliche Untersuchung gegen die Bundesglieder herbeiführte. Es waren zum Teil die Besten des burschenschaftlichen Kreises, die als Opfer von Follens blinder Leidenschaft lange Jahre ihres Lebens im Kerker vertrauern mußten.

Aber auch über den Anstifter der Verschwörung hat deren Aufdeckung schweres Verhängnis heraufgeführt. Schon vom Monarchen-Kongreß in Troppau aus war am 10. November 1820 an die Schweiz die Aufforderung Oesterreichs und Preußens ergangen, Karl Follen mit anderen angeblichen Verschwörern in Untersuchung zu ziehen. Die Schweiz hatte damals dies Verlangen wegen mangelnder Begründung abgelehnt. Die Untersuchungen gegen die Mitglieder des Jünglingsbundes und die Denunziationen des 1824 gleichfalls festgenommenen Verräters Witt veranlaßten Oesterreich, Preußen und Rußland im August und September 1824, auf die Auslieferung Follens an die preußische

Untersuchungskommission zu Köpenick zu bringen. Follen fühlte sich auf schweizerischem Boden bereits so unsicher, daß er sich in Paris, wohin er im Juni 1824 gereist war, von Lafayette und Cousin für den Fall einer Auswanderung mit Empfehlungsschreiben für Amerika versehen ließ. Als auch die Berner Bundesregierung und mehrere größere Kantone sich für die Befolgung der Auslieferungsforderung der Großmächte einsetzten, konnte Basel den anfangs versuchten Widerstand nicht mehr aufrecht erhalten. Von der ihm drohenden Verhaftung noch rechtzeitig unterrichtet, rettete sich Follen, in dem Futterkasten eines Reisewagens versteckt, am 23. Oktober über die schweizerische Grenze. Auch in Frankreich von Verhaftung bedroht, durfte er sich glücklich schätzen, daß er nach einem kurzen Wiedersehen mit seiner in Paris weilenden Braut unerkannt den Hafen von Havre erreichen konnte. Am 1. November schiffte er sich dort in Begleitung seines Baseler Freundes Karl Beck, des Stiefsohns von de Wette und späteren Professors an der Harvard Universität in Cambridge, auf dem Dampfer Cadmus ein, der am 19. Dezember in den Hafen von New York einlief. So stark war das Glücksgefühl des gehetzten Flüchtlings, daß er über seine Empfindungen beim ersten Anblick der rettenden Küste sich später äußerte: „Ich hätte auf diesem Boden der neuen und freien Welt niederfallen, ihn küssen und mit meinen Armen umfassen mögen, damit mir dieser letzte Halt nicht mehr entgehe."

Für die Gestaltung von Follens Lebensplänen in der neuen Heimat sind die Ratschläge Lafayettes bestimmend gewesen, der damals längere Zeit in Amerika weilte und Follen schon 1820 und wiederholt 1824 für den Fall einer Auswanderung nach den Vereinigten Staaten beraten hatte. Der Gedanke der deutsch-amerikanischen Lehrer- und Bildungs-Gemeinschaft war nur für kurze Zeit, in der ersten Hälfte des Jahres 1825, für Follen zur Erwägung gestanden. Damals hatte Follens Herzensfreund Christian **Sartorius**, einer der Führer der Gießener Schwarzen, der sich im südlichen Mexiko niedergelassen hatte, Follen und andere alte Gesinnungsgenossen an sich zu ziehen gesucht, um gemeinsam mit ihnen den deutschen Idealstaat in der mexikanischen Wildnis aufzurichten.[24] Follen war aber zu jener Zeit

schon so fest im literarischen Leben von Neu-England verwurzelt, daß er dieser ihn um ihres romantischen Reizes willen wohl zeitweise lockenden Versuchung widerstand. „The United States", so schreibt er im Juli 1825 an Karl Beck, „offer to me a sphere of usefulness which I cannot find in Mexico, in its present rude state. *This is the view of duty*, which is not overbalanced by the charm of a free life of friendship." (Works I, 155). Die bescheidene Wirksamkeit als Lehrer der deutschen Sprache an der Harvard-Universität in Cambridge, die ihm Lafayettes Empfehlungen eröffnet hatte, sollte dann, dank dem Feuereifer, mit dem sich Follen seiner Lehraufgabe widmete, von bahnbrechender Bedeutung für die Einbürgerung und das Emporblühen deutscher Literatur und Philosophie und deutschen Geisteslebens auf amerikanischem Boden werden. Zielbewußt gründete Karl Follen alsbald in Boston und Cambridge die erste „German Society" auf amerikanischem Boden, die offenbar auch weitere Kreise für die deutsche Literatur gewinnen sollte, und der sich die bedeutendsten der dortigen Wissenschaftler, wie Ticknor, Pickering, Fr. Lieber anschlossen.[25] Und auch für die Gesamtentwicklung des amerikanischen Hochschulwesens ist die zum guten Teil auf Karl Follen zurückgehende Ersetzung der bis dahin herrschend gewesenen scholastischen Abrichtung durch eine streng wissenschaftliche Methodik im akademischen Unterricht bedeutungsvoll geworden. Die Bekanntschaft mit amerikanischem Recht hatte Follen, der fast ohne jede Kenntnis der englischen Sprache in Amerika ankam, sich rasch zu eigen gemacht, so daß er auch rechtswissenschaftliche Vorlesungen hielt. Noch im September 1825 erschien ihm die Laufbahn des Rechtslehrers als der sicherste Weg, um seine Fähigkeiten im Dienste der neuen Heimat zur Geltung zu bringen, und im Jahre 1829, als er eine Pfarrtätigkeit in Boston oder Cambridge anstrebte, hoffte er auch Gelegenheit zu finden, erneut Vorlesungen über Civil- und Naturrecht zu halten. Daneben hat er aber doch noch Zeit gefunden, in Cambridge und Boston, wetteifernd mit seinem von Northampton aus wirkenden Freunde Karl Beck, die ersten Turnschulen der neuen Welt zu eröffnen. Von dort aus hat die Turnerei ihren Siegeslauf nach allen deutschen Siedelungen in der Union angetreten, so daß sie zu einem der festesten einigen-

den Bande für das gesamte amerikanische Deutschtum werden konnte.

Jeder ferneren tätigen Anteilnahme an den Bestrebungen der deutschen Einheits- und Freiheitsbewegung hatte Follen mit dem Betreten des amerikanischen Bodens grundsätzlich entsagt. Im Dezember 1826[26] schreibt er nach Hause, er sei für Europa politisch tot und lebe nur noch für die Seinigen; anstelle des früheren Hasses gegen die deutschen Regierungen sei völlige Gleichgiltigkeit getreten. So konnte er seine gesamte Kraft mit der ihm eigenen Hingabe in den Dienst seiner neuen Heimat stellen.

Angesichts der erschöpfenden Würdigung, die Follens bleibende Verdienste als Bahnbrecher für die Pflege deutscher Sprache, Literatur und Kultur in dem Werke von G. W. Spindler gefunden haben, kann ich hier des Näheren auf diese treffliche Darstellung verweisen, für die meine Veröffentlichung von Follenbriefen gerade noch rechtzeitig erschienen war.[27] Auch Follens religiöse Entwicklung in der neuen Heimat, seine rasche Einfühlung in das kirchliche Leben des Unitarismus und die tiefgehende Befruchtung mit Gedanken der deutschen Theologie und Religionsphilosophie die der Unitarismus durch Follens Vermittlung erfahren hat, ist von Spindler erstmals so scharf und gründlich herausgearbeitet worden, daß ich mich auch für diese Seite von Follens Wirksamkeit auf Spindler beziehen darf. Die ersten Beziehungen Follens zu dem Philosophen und einflußreichsten Führer der Unitarier, William Ellery Channing, waren durch Vermittlung der geistig hochbedeutenden, auch als Schriftstellerin tätigen Unitarierin Elise Cabot geknüpft worden. Es war dies in einer Zeit, als durch die Weigerung seiner Braut, Anna de Lassaulx, ihm über den Ozean zu folgen, dies Herzensbündnis zerrissen worden und Follens Gemüt dadurch aufs tiefste verwundet worden war. Ein gütiges Geschick hat ihn dann in Elise Cabot eine ihm geistig ebenbürtige, verständnisvolle und hingebende Lebensgefährtin finden lassen, durch die er nun noch inniger mit dem Unitarismus verknüpft wurde. Im Sommer 1828 wurde Follen als unitarischer Prediger ordiniert; seine meist improvisierten geistvollen und feurigen Predigten führten ihm aus den weitesten Kreisen Zu-

hörer zu. Für einen großen Teil seiner einfacher veranlagten Zuhörer war freilich sein Gedankenflug vielfach zu hoch, und sein Eintreten für die unbedingte Freiheit der persönlichen Ueberzeugung und Selbstbestimmung fand auch innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft manchen Widersacher. Er selbst fühlte sich aber im Predigtamte ganz in seinem Elemente und dauernd beglückt, so daß er seine Loslösung von der Harvard-Universität und die Uebernahme einer ordentlichen Pfarrstelle anstrebte. Um ihn dauernd mit der Universität zu verbinden, übertrug man dem Unermüdlichen nun noch einen Lehrstuhl für Kirchengeschichte und Ethik an der Theologen-Schule zu Cambridge, wodurch ihm die endliche Befreiung von den drückenden Sorgen um seinen und seiner Familie Unterhalt und eine festgegründete Lebensstelle gesichert schien, die ihm auch Muße für seine ihm so sehr am Herzen liegenden philosophischen Studien gewähren würde.

Alle diese Aussichten hat der tapfere Mann unbedenklich in die Schanze geschlagen, als er im Jahre 1831 tieferen Einblick in die Frage der Sklaven-Befreiung gewann und der Ruf an ihn erging, führenden Anteil an der Erkämpfung der Menschen- und Bürgerrechte für die Negersklaven in den Vereinigten Staaten zu nehmen. Auch im Norden der Union stießen die Emanzipationsbestrebungen damals noch vielfach auf leidenschaftliche Gegnerschaft, und mit vollem Bewußtsein und trotz der Warnungen seiner Freunde setzte Follen seine kaum errungene Stelle an der Havard-Universität aufs Spiel, als er im Januar 1834 der eben gegründeten Antisklaverei-Gesellschaft beitrat und in der Folge das Amt ihres Vizepräsidenten übernahm. Die Harvard-Universität entzog ihm in der Tat, engherzig genug, seine Professur, und als er 1836 die Predigerstelle an der ersten Unitarier-Kirche in New York übernommen hatte, war es auch hier Follens Eintreten für die Sklavenbefreiung, die ihm schon nach Ablauf von anderthalb Jahren den größeren Teil seiner Gemeindeglieder entfremdete und zum Rücktritt zwang. Auch die Hilfbereitschaft seines Freundes Channing vermochte für ihn eine feste unitarische Pfarrstelle nicht auszumitteln. Durch Erteilung von Privatunterricht, Vorträge geschichtlichen und literargeschichtlichen Inhalts, journalistische Tätigkeit schlug er sich kümmerlich durch, immer wieder durch die

Anfeindungen seiner politischen Gegner in seiner Wirksamkeit mattgesetzt. Seine Vorträge, in denen er das Höchste leistete, waren schwach besucht; auch im geselligen Verkehr sah er sich mehr und mehr vereinsamt. Durch alle diese schweren Prüfungen ließ sich aber der tapfere Mann in seinem Seelenfrieden nicht stören und vertiefte sich in verstohlenen Mußestunden mit brennendem Eifer in die Fortsetzung seiner Psychologie, die er schon in seiner Schweizer Zeit in Angriff genommen hatte, deren Vollendung ihm aber nicht vergönnt sein sollte. Ein Lichtblick in seiner trüben wirtschaftlichen Lage war es, als Follen im Frühjahr 1839 die Berufung auf eine, wenn auch nur mit kümmerlichem Gehalte ausgestattete Predigerstelle an der neubegründeten Unitariergemeinde in Ost-Lexington, einer Vorstadt von Boston, erhielt. Die Wintermonate benutzte er, von Nahrungssorgen bedrängt, zur Abhaltung von Vorlesungen in Boston und New York, wo seinen hinreißenden Schillervorträgen ein letztes Mal eine begeisterte, wenn auch kleine Zuhörergemeinde lauschte. Um an der Einweihung der neuen Kirche in East-Lexington teilzunehmen, schiffte er sich auf das Drängen seiner neuen Pfarrgemeinde am 13. Januar 1840 trotz der Erkrankung seiner Frau von New York nach Boston ein -- zu seiner Todesfahrt. Der mit Baumwollenballen überladene Dampfer geriet bei Nacht auf offener See in Brand und ging mit fast all seinen Insassen, unter ihnen auch Follen, inmitten von Eisschollen in Flammen auf.

In den weitesten Kreisen der alten und neuen Welt erregte der tragische Hingang des heldenhaften Mannes tiefe Teilnahme. Channing, selbst einer der edelsten Geister des damaligen Amerika, nennt Follen den reinsten und edelsten Menschen, den er und seine Freunde je gekannt, einen Helden an Löwenmut, ein Kind an Einfachheit, Unschuld und Frömmigkeit. Eine Reihe von anderen tief empfundenen Nachrufen haben F. Münch und Spindler mitgeteilt. Im Anhang fügen wir den stimmungsvollen dichterischen Nachruf bei, den Karl Buchner, ein Glied des Kreises der Gießener Schwarzen, seinem Jugendfreunde gewidmet hat. Das schönste Denkmal ist Follen von seiner hochgesinnten Gattin mit der von ihr verfaßten vortrefflichen Darstellung seines Lebenswerkes gesetzt worden, die ja auch für F. Münch's Biographie als Hauptquelle

gedient hat. Schon unmittelbar nach Follens Tode faßte seine Witwe den Entschluß, eine Reise nach Deutschland und nach der Schweiz zu unternehmen und bei den Verwandten und Freunden ihres Mannes Nachrichten über seinen Lebensgang einzuziehen, was dem von ihr gezeichneten Bilde besonderen Wert verliehen hat. Aus dem Tagebuch von Follens vertrautesten Jugendfreunde Karl Jung, Professor der Medizin in Basel, erfahren wir, daß sie auch im Jahre 1850 und 1852 die Stätten von ihres Mannes einstigem Wirken aufsuchte. „Hope you, that the freedom in Germany will make progress?", so frug sie Jung bei ihrem Besuche in 1852, und Jung, ein Mann von vornehmstem, edelstem Wesen, der damals schwer unter seiner inneren Vereinsamung litt, bemerkt dazu: „Wie oft hatte auch Karl Follen so gefragt, er, der mein einziger Freund war!".... „Wie wäre es jetzt anders für mich, wenn der noch mit seinem hellen klaren Verstande und seinem prächtigen Gemüte neben mir stände!"[28]

Werfen wir einen zusammenfassenden Rückblick auf Follens Wirksamkeit in beiden Weltteilen, so werden wir der zufahrenden Aburteilung Treitschke's über Follens Wesen und Bedeutung, die allzulange für die weitesten Kreise maßgebend gewesen ist, den schärfsten Widerspruch entgegensetzen müssen. Es kann ja kein Zweifel darüber bestehen, daß der junge Follen in seinem politischen Wirken allzu oft seiner ungestümen Leidenschaft und seinem unreifen überheblichen Subjektivismus die Zügel schießen ließ und darüber das Augenmaß für das Mögliche und Erreichbare und das Verständnis für das politische Denken und Fühlen der breiten Volksschichten zeitweilig völlig eingebüßt hatte. Daß er auch seine Vertrauten in den Bann seines Grundsatzes von der unbedingten Geltung der persönlichen Ueberzeugung, auch gegenüber dem allgemeinen Sittengesetze verstrickte, und durch die Anzettelung eines auf utopische Ziele gerichteten lichtscheuen Verschwörertums so manches Jugendgenossen Lebensglück zum Scheitern brachte, dieser Mangel an Verantwortungsgefühl wird als ein dunkler Fleck an Follens Jugendentwicklung haften bleiben. Gerade seine schlimmsten Fehler finden aber doch in Follens von Treitschke so ganz verkannten Veranlagung zu übermächtigem religiösen Empfinden ihre Erklärung und bis zu einem gewissen Grade ihre

Entschuldigung. Mit dieser Veranlagung traf der starke Einfluß verhängnisvoll zusammen, den Fichtes Religionsphilosophie auf ein so empfängliches Gemüt wie dasjenige Follens ausüben mußte. Für Fichte ist die Eigenart jedes Volkes gleichsam eine besondere Erscheinung des ursprünglichen und göttlichen Lebens. Diese Eigenart zu möglichst vollkommener ungehemmter Entfaltung zu bringen, ist für jeden Einzelnen eine heilige Pflicht, für deren Erfüllung er unbedenklich alles, auch sein Leben einsetzen muß.[29] Ganz im Fichte'schen Sinne hat Follen denn auch den Kampf um die Durchsetzung seiner vaterländisch-sittlichen Hochziele unter den Begriff einer religiösen Pflicht gebracht und in seinem Anstürmen gegen die eine freie Entwicklung des deutschen Volkes hemmenden Schranken der reaktionären Mächte sich als Streiter im Dienste der göttlichen Vorsehung betrachtet. Als er dann von obrigkeitlicher Willkür Recht und Gesetz unter Berufung auf eine als geheiligt angesprochene Ueberlieferung unter die Füße getreten sah, hat es für Follens unbändigen Freiheitsdrang nur eines kleinen Schrittes bedurft, um über die seinen idealistischen Sturmlauf hemmenden Gebote des allgemeinen Sittengesetzes hinwegzuschreiten. Trotz alledem ist aber Follens Tagewerk auch für sein altes Vaterland kein unfruchtbares gewesen. Der in dem „Ehrenspiegel" der Gießener Schwarzen vertretenen neuen Auffassung des studentischen Ehrbegriffs, nicht den Gründern der Jenaischen Burschenschaft, ist es doch wesentlich zu danken, daß es an den deutschen Universitäten zu einer durchgreifenden Reform des studentischen Duellwesens, zur Beseitigung des Pennalismus und zur Durchführung einer strengen sittlichen Selbstzucht gekommen ist. Und so scharf man auch im Einzelnen das leidenschaftliche Bestreben Follens und seiner Freunde beurteilen mag, selbsttätig in die Geschichte der Nation einzugreifen, so zwingt doch ein Blick auf die unselige Entwicklung der inneren Verhältnisse Deutschlands nach dem Wiener Kongreß, auf die Niederhaltung jeder freien Regung und auf die dem Aufschwung der Freiheitskriege folgende Erschlaffung des deutschen Bürgertums zu dem Schlusse, daß ohne den von Follen ausgegebenen Alarmruf an die akademische Jugend zu energischer Beschäftigung mit den politischen Problemen die bedeutsame Rolle, die der Burschenschaft als Hüterin des deutschen Einheitsgedankens und als Erzieherin der hervorragend-

sten politischen Führer der Nation zufiel, überhaupt nicht zu denken ist. — Den grausamen Enttäuschungen, die Follen in seiner frühen politischen Wirksamkeit erlebt hatte, wird es zuzuschreiben sein, daß er in der neu gewonnenen Heimat sich lange Jahre vom politischen Leben fast völlig zurückhielt. Umso ernster hat er es mit der Verwirklichung seines alten Planes genommen, deutsches Geistes- und Kulturleben in Amerika heimisch zu machen. Weit entfernt davon, sich in weltbürgerlicher Schwärmerei zu verlieren, hatte Follen in seiner Denkschrift von 1819 wieder ganz im Sinne seines Meisters Fichte, daran festgehalten. daß demjenigen, der sich wahrhaft dem Dienste der Menschheit geweiht hat, kein anderes Land den gleich sicheren Standpunkt für sein Wirken gewährt, als ihn das Vaterland durch Gleichheit der Sprache, Sitten und Volksgesinnung ihm bietet. Daher dürften die deutschen Auswanderer nicht zum Kulturdünger für das Ausland sich hingeben, sondern sie müssen auch dort ihre deutsche Mission erfüllen. Während Amerika die Idee der Freiheit und Gleichheit in reinster Form zu verwirklichen hat, muß von Deutschland als dem Mittelpunkt der ganzen neueren Bildung auch für Amerika der tiefere geistige Gehalt ausgehen, der die Grundlage von Amerikas Weltstellung zu bilden hat. Dieser großzügigen Aufgabe, der Vermählung deutschen und amerikanischen Geisteslebens hat Folllen sich fortan mit der ihm eigenen feurigen Hingabe gewidmet. Als ein Apostel echt deutscher Wissenschaft, so wird von Gustav Körner Follens Wirksamkeit treffend gekennzeichnet, hat er, begabt mit dem Feuer eines edlen Enthusiasmus und einer begeisternden Beredtsamkeit, deutsches Wesen dem amerikanischen Volksstaat eingepflanzt.

Dankbar werden am 19. Dezember 1924 Follens Volksgenossen in den Vereinigten Staaten dieser seiner Treue zum deutschen Volkstum gedenken, mit gerechtem Stolz aber auch sein Gedächtnis als eines der tapfersten und ritterlichsten Vorkämpfer der Sklavenbefreiung feiern, der er ohne Bedenken, wie einst seinem Kampfe um Deutschlands Einheit und Freiheit, seine ganze Existenz zum Opfer gebracht hat. Ein würdiger, wohl ganz im Sinne Follens gelegener Ausdruck des Dankes für seine hohen Verdienste um das amerikanische Geistesleben und namentlich um die Einbürgerung der wissenschaftlichen Unterrichtsmethodik an

den Hochschulen der Union würde es sein, wenn die der Landung Follens in New York geltende Jahrhundertfeier zugleich den Anlaß böte, die erprobte Hilfsbereitschaft Amerikas für die in ihren Wurzeln bedrohte deutsche wissenschaftliche Forschung von neuem zu beleben und damit ein weiteres festes Band um die zum guten Teile auf Karl Follen zurückgehende amerikanisch-deutsche Kultur-Gemeinschaft zu schlingen.

Anmerkungen.

[1] Eine umfangreiche, doch nicht erschöpfende Uebersicht über die mit Follens Leben und Wirksamkeit sich befassenden Schriften und Aufsätze hat Spindler seiner Darstellung angefügt. Nachzutragen ist u. a. die von K. Goedeke, Grundriß z. Gesch. der deutschen Dichtung VIII (1905), 139 angeführte Literatur; ferner Josefine Blesch, Studien über Johannes Wit (Abhandlungen z. mittleren und neueren Geschichte, Heft 63) Berl. und Lpz. 1917; Goethe-Jahrbuch V, 229 und XXV, 23; Langguth, Burschensch. Blätter. XVI, 1902 S. 8; K. Buchner, Karl Follen, in Mundt's Freihafen 4 (1841) S. 59, 109; L. Viereck, Americana Germanica, vol. 4 (1901—2) S. 177 ff.; H. Baumgarten, Treitschkes Deutsche Geschichte, Straßburg 1883; H. Zeiß, Geheimbünde in der alten Jenaischen Burschenschaft, Burschenschaftliche Blätter XXV, 1 (1910—1911); P. Wentzcke, Gesch. der Deutschen Burschenschaft, Bd. I Heidelb. 1919 (Quellen und Darstellungen z. Gesch. der Burschenschaft, Bd. 6), H. Haupt, Zur Geschichte des Gießener Ehrenspiegels, in den Quellen und Darstellungen, Bd. II, 202 (1911); Geschichte der geheimen Verbindungen der neuesten Zeit. Lpz. 1831—33, Heft 1—8, darunter besonders Heft 2 (Unbedingte oder Schwarze). Für die in der Schweiz verbrachten Jahre Follens sind nachzutragen: Felix Stähelin, Aus der Demagogenzeit. (Separatabzug aus dem Centralblatt des Zofingervereins, Jahrgang. 39, 1898—99); Derselbe, Demagogische Umtriebe zweier Enkel Salomon Geßners. Separatdruck aus dem Jahrbuch f. Schweizerische Geschichte Bd. 39. Zürich 1914; F. Pieth, Zur Flüchtlingshetze in der Restaurationszeit. Separatabdruck aus dem 29. Jahresbericht der historisch-antiquar. Gesellschaft von Graubünden, Chur, 1900; P. Schweizer, Gesch. der Schweizerischen Neutralität. Frauenfeld 1895. S. 661 f., 689 ff.; W. Oechsli, Gesch. der Schweiz. Bd. II. Lpz. 1913, S. 632—707. Im 3. Bande (1912) der von mir herausgegebenen „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung" (Heidelberg. Winter 1912) hat Hans Fränkel in seinem Aufsatze „Politische Gedanken und Strömungen in der Burschenschaft von 1821—1824" Follens politische Tätigkeit an der Hand reichen ungedruckten Quellenstoffs in neues Licht gestellt. In dem von mir und P. Wentzcke herausgegebenen Bande „Hundert Jahre deutscher Burschenschaft" (Quellen und Darstellungen z. Gesch. der Burschenschaft u. s. w. Bd. 7 (1921) S. 25—37) habe ich alsdann selbst eine gedrängte zusammenfassende Darstellung von Follens Lebensgang und Lebenswerk gegeben. Für das hier vorliegende Lebensbild sind auch bisher unbenutzte Akten des Gießener Universitätsarchivs und des Berliner Staatsarchivs herangezogen worden.

[2] S. Beilage 1.

[3] S. Beilage 2.

[4] Der von Jos. Görres herausgegebene „Rheinische Merkur" enthält im Jahrg. 1815 vom 29. Juni (Nr. 265) einen Volksgesang, am 18. Juni, der in Rhythmus und Sprache so sehr an Follens „Turnerstaat" anklingt, daß man ihn für den Schöpfer des „Volksgesangs" halten möchte. Sein Bruder August war gleichfalls Mitarbeiter des Rheinischen Merkur, der vermutlich auch politische Beiträge zu jener Zeitschrift lieferte. Vgl. H. Haupt, Quellen und Darstellungen zur Gesch. der Burschenschaft III, 355 Anm. und Beilage 6. Ueber die Dichtungen Karl Follens und seiner Freunde hat F. Alafberg (Der Dichterkreis des Wartburgfestes, in F. Naumann's Hilfe Jahrg. 1913 Nr. 20 S. 313) gehandelt, ohne aber, ebensowenig wie Treitschke, der zweifellos ungewöhnlich großen dichterischen Begabung Karl Follens gerecht zu werden. Von dem genannten „Volksgesang" teilen wir in der Beilage 6 einige Strophen mit.

[5] C. H. Pagenstecher, Als Student und Burschenschaftler in Heidelberg von 1816—1819. Erster Teil der Lebenserinnerungen. Lpz. 1918 (Voigtländers Quellenbücher, Bd. 50).

[6] Vgl. Beilage 8 und 9, in denen die beiden führenden Mitglieder des Kreises der Schwarzen, August Follenius und Christian Sartorius die vaterländisch-politischen Bestrebungen ihres Freundeskreises schildern. Vgl. dazu H. Haupt, Karl Follen S. 123 f.

[7] Teil II S. 437 ff.; III S. 442 ff. 447 f.

[8] In sehr zutreffender Weise hat neuerdings über die Voreingenommenheit von Heinrich v. Treitschke gegenüber Follen, den Turnern und der Burschenschaft geurteilt Stuart Willard Cutting, H. v. Treitschke's Treatment of turner and burschenschafter in his "Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" (Philological Quarterly, Univ. of Iowa, Iowa, vol. I, 1 (1922) S. 31.) H. Baumgarten's scharfe Kritik an Treitschke's einseitiger Darstellung (Treitschke's Deutsche Geschichte. Straßb. 1883) wird durch Cutting in bedeutsamer Weise ergänzt.

[9] Vgl. über ihn H. Haupt, H. K. Hofmann, ein süddeutscher Vorkämpfer des deutschen Einheitsgedankens, in den Quellen und Darstellungen zur Gesch. der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung, Bd. 3 (1912) S. 327 ff. Ich hoffe die Fortsetzung meines Lebensbildes von Hofmann in Bälde erscheinen lassen zu können.

[10] Gemeint ist hier die Sammlung von Unterschriften für eine Vorstellung an den Bundestag, die Einführung von Verfassungen in den deutschen Bundesstaaten in die Wege zu leiten (1817).

[11] Die juristischen Thesen (Gießen 1818), die er „mit allgemeinem Beifall verteidigte" (H. E. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen I, 107) scheinen leider verschollen zu sein. Vgl. Beilage 3.

[12] Vgl. H. Haupt, Karl Follen S. 37 und Beilage 3.

[13] In einem Bericht der Gießener Universität an die Hessische Regierung vom 27. Oktober 1819 heißt es, „daß ein höchstes, im Herbst des Jahres 1818 erfolgtes Reskript die Einleitung einer Untersuchung gegen den Dr. Follenius aus dem Grunde befahl, weil sich die dringende Anzeige ergeben hatte, daß vorzüglich er mehrere hiesige Studenten zur Bewirkung und Einsammlung von Unterschriften zu einer die Einführung von Landständen bezweckenden Bittschrift und zu den hierzu nötigen Vorarbeiten mißbraucht habe. Als sich derselbe aber kurz nachher von freien



Stücken als Privatdocent nach Jena begab, erfolgte eine zweite höchste Weisung, nunmehr die Untersuchung auf sich beruhen zu lassen." (Gießener Universitätsarchiv). — Ueber Follens Aussicht auf eine Freiburger Professur s. Wentzcke, in den Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft III, 18.

[14] Kennzeichnend für seine damalige hoffnungsvolle Stimmung ist ein als Beilage 4 mitgeteilter Brief, den Follen kurz nach seiner Uebersiedlung nach Jena an seinen in Berlin studierenden Freund, den Mediziner Karl Jung gerichtet hat.

[15] Am 1. Oktober 1819 verordnete das hessische Ministerium in einem Erlaß an die Gießener Universität, falls Follen sich nach Gießen begeben sollte, so werde die Großherz. Landesuniversität ihm auf keinen Fall ohne diesseitige Genehmigung gestatten, Vorlesungen zu halten. Auf die gleichzeitige Aufforderung sich gutachtlich darüber zu äußern, welche Maßregeln allenfalls gegen Follen zu ergreifen seien, antwortet die Universität am 27. Oktober, ein solches Gutachten falle in die Zuständigkeit des durch die Karlsbader Beschlüsse aufgestellten akademischen Regierungs=Bevollmächtigten. Follen habe keinen Versuch gemacht, Vorlesungen in Gießen zu halten und weilte, von dem Weimarer Gerichte beurlaubt und mit dessen Genehmigung, in der Stille im väterlichen Hause, um später wieder seine Tätigkeit in Jena aufzunehmen.

[16] Das Zeugnis der Gießener Juristen=Fakultät vom 3. November 1821 hatte folgenden Wortlaut: „Der Dr. juris Herr Carl Follenius aus Gießen hat bei uns um ein Zeugnis über die von ihm dahier gehaltenen Vorlesungen sowie über sein der Würde eines akademischen Docenten entsprechendes Betragen nachsuchen lassen. Dies Zeugnis verfehlen wir nicht pflichtmäßig zu ertheilen. Derselbe hat im Sommer 1818 einer nicht unbedeutenden Zahl von Zuhörern Institutionen und Notherbenrecht vorgetragen. Derselbe hat ferner, soviel das zu bezeugende Betragen betrifft, auf eine nach unserem Urtheile der Würde des akademischen Docenten nicht entsprechende Weise an den hier bestandenen Turnübungen Antheil genommen. Auf gleiche Weise hat sich derselbe bei einer durch Studenten bewirkten Sammlung von Unterschriften zu einer die Einführung von Landständen betreffenden Adresse vorzüglich thätig bewiesen, und die desfalls gegen ihn beschlossene Untersuchung ist wegen seiner bald nachher erfolgten Abreise nach Jena auf sich beruhen geblieben. Endlich ist derselbe auch wegen Theilnahme an geheimen politischen Verbindungen in Untersuchung gezogen worden. Diese Punkte abgerechnet, können wir ihm das Zeugnis nicht versagen, daß er sich sonst sittlich und anständig betragen habe." Der noch bei weitem schärfer und ungünstiger gehaltene erste Entwurf, von Follens altem Feinde Arens verfaßt, wurde auf Einspruch der Fakultätsmitglieder, namentlich des freigesinnten Professors v. Löhr, in den mitgeteilten Text abgeändert. (Gießener Universitätsarchiv).

[17] Alle drei Abhandlungen erschienen in der „Wissenschaftlichen Zeitschrift", hg. v. Lehrern der Baseler Hochschule. Vgl. H. E. Scribe, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogtums Hessen I (1831) S. 108. Der Aufsatz über die Zigeunersprache ist von G. F. Black. A Gypsy bibliography (provisional issue) Liverpool 1909 nicht aufgeführt.

[18] Fel. Stähelin, Demagogische Umtriebe zweier Enkel Salomon Geßners, Sonderabdruck aus dem Jahrbuch für Schweizer Geschichte Bd. 39 (1914) S. 20 ff.

[19] Wilhelm Wesselhöft, früher eifriger Burschenschafter, flüchtete 1824 als er mit Karl Follen von der Auslieferung an Preußen bedroht wurde, nach Amerika, war zeitweilig Professor an der Hochschule für Homöopathie in Allentown in Pennsylvanien, ließ sich 1840 in Boston nieder und wirkte höchst erfolgreich für die Verbreitung der Homöopathie in der neuen Welt. Vgl. G. Körner, Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Cincinnati 1880 S. 69, 37, 176. Ilse, Gesch. der politischen Untersuchungen S. 193. F. Stähelin, Aus der Demagogenzeit S. 556.

[20] Karl Beck, seit 1827 eifriges Mitglied des Jünglingsbundes, nahm als Tübinger Abgeordneter an dessen Versammlungen in Streitberg und auf dem Kyffhäuser teil und sollte die Verbindung zwischen dem Jünglings- und Männerbunde herstellen (Quellen und Darstellungen zur Gesch. der Burschenschaft Bd. III S. 288). Im Frühjahr 1822 siedelte er nach Basel über. Die Entdeckung des Jünglingsbundes verstrickte auch ihn in die Demagogenverfolgung, der er sich durch die gemeinsam mit Karl Follen unternommene Flucht nach Amerika entzog. Vgl. über ihn Gust. Körner, Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten S. 155, 158, 162. L. Viereck, Zwei Jahrhunderte deutschen Unterrichts in den Vereinigten Staaten (Braunschw. 1903) S. 266; Report of the Comm. of Education 1901: 553, 691; L. Viereck in Americana Germanica Vol. IV (1901—2) S. 177 ff.; F. Stähelin, Aus der Demagogenzeit S. 556. Mancherlei Quellenstoff über seine deutsche Studentenzeit in den Akten der Mainzer Zentral-Untersuchungs-Kommission. Ueber seine späteren Besuche in Europa s. unten.

[21] Ueber Jünglings- und Männerbund vgl. H. Fränkel, Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung, Bd. 3 (1912) S. 247; A. Ruge, Aus früherer Zeit. 4 Bde. Berlin, 1862—78. H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte, III (Lpz. 1885) S. 442 ff. H. Haupt, Burschenschaftliche Blätter, Sommer 99 S. 233 ff.; L. F. Ilse, Geschichte der politischen Untersuchungen. Frank. a. M. 1860 S. 147 ff.

[22] Sehr mit Unrecht hat H. A. Rattermann Americana Germanica Vol. IV (Nr. 3 und 4 S. 243 f.) mit Berufung auf das Buch von Rechtlieb Zeitgeist (Entlarvung der sogenannten demagogischen Umtriebe, Altenb. 1832), von Sprewitz zum Denunzianten und Verfasser eines „niederträchtigen Flugblatts gegen die jungen Studenten und Turner" gestempelt. Von Sprewitz hat weder jemals Verrat geübt, noch ein solches „Flugblatt" geschrieben.

[23] Vgl. F. Stäbelin, Demagog. Umtriebe S. 13 ff., 30 ff.; Fränkel, Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung, Bd. III (1912) S. 241 ff.

[24] Ueber Christ. Sartorius vgl. Allgemeine deutsche Biographie Bd. 30, S. 381; H. Kruse, Deutsche Briefe aus Mexiko (Veröffentlichungen des Archivs für rheinisch-westfäl. Wirtschaftsgeschichte) Bd. 9. Essen, Bädecker 1923. Den im Besitze von Erwin Specter in Hamburg befindlichen handschriftlichen Lebenserinnerungen von Sartorius, die sein Sohn Florentin fortsetzte, ist zu entnehmen, daß Sartorius im März 1824 die Reise nach Mexiko antrat. Im Uebereinkommen mit einem größeren Kreis von Freunden und Gesinnungsgenossen war eine Massenansiedlung in Mexiko, wohl in Anlehnung an die Follen'schen Pläne vom Jahre 1819 geplant. Die vorbereitenden Schritte zu tun, hatte Sartorius übernommen. Auch Ludwig von Mühlenfels, ein hervorragendes

Mitglied des Kreises der Schwarzen, und der alte Gießener Schwarze Jäger gedachten sich an der Ansiedlung zu beteiligen. Aber nur der Letztere führte diese Absicht aus, allerdings erst im Jahre 1826; im Mai und im Juni dieses Jahres hielt er sich längere Zeit bei Follen auf. Dieser selbst hatte noch im Sommer 1825 den Gedanken längere Zeit erwogen, gemeinsam mit Karl Beck und dem den Schwarzen nahestehenden Darmstädter Bäckersohn Fritz Kahl, der sich in New York als Buchhändler niedergelassen hatte, der Einladung von Sartorius zur Ansiedlung in Huatusco zu folgen. Schließlich überwog aber bei ihm der Gedanke an die ungleich größere Möglichkeit, die ihm die Lehrtätigkeit in Neu-England bot, um „seine Grundsätze dort durchzuführen und auszubreiten", den Reiz, den das romantische „Freundschaftsheim" in der mexikanischen Wildnis auf Follen ausübte. (Briefe Follens an Sartorius vom 10. Januar und 31. August 1825 in diesen Geschichtsblättern vol. 14 (1915) S. 20 und 32. Works vol. I, 155, 156, 161.) Als Anhang 5 lasse ich den Text des stimmungsvollen Abschiedsbriefes folgen, den Follens Freund Jaeger vor seiner Abfahrt von Antwerpen am 24. Februar 1826 an einen seiner vertrauten Genossen gerichtet hat (Archiv der deutschen Burschenschaft in Giessen). — Als Beilage 7 ist ein Brief von Christ. Sartorius an Karl Gustav Jung vom 29. Januar wiedergegeben.

[25] L. Mackall, Briefwechsel zwischen Goethe und Amerikanern, Goethe-Jahrbuch, Bd. 25 (1904) S. 23 f.

[26] Pregizer hat mit wenig stichhaltigen Gründen zu beweisen gesucht, daß der von mir als Nr. 14 der „Follenbriefe" veröffentlichte Brief in das Jahr 1831 gehöre (S. 79 f.). Es liegt kein Grund vor, das von Buchner und Follens Witwe mitgeteilte Datum 19. Dezember 1826 anzuzweifeln.

[27] Ergänzend sei hier auf die starke Beeinflussung Margaret Fuller's durch Karl Follen hingewiesen, der sie namentlich für Körner und Novalis begeisterte. Vgl. F. A. Braun, Margaret Fuller und Goethe. New York 1910, S. 44—46, 49.

[28] (E. Jung), Aus den Tagebüchern meines Vaters (Karl Gustav Jung). Winterthur 1910. Privatdruck. S. 27, zum 11. Okt. 1850: „Heute überraschten mich Frau und Sohn meines lieben alten Karl Follen, aus Amerika kommend. Der Junge hat 20 Jahre und gleicht viel seinem lieben Alten." S. 56 zum 10. August 1852: „Heute überraschte mich die Familie Follen aus Amerika.... O alte liebe Zeit, Zeit der Hoffnung und der rosenrothen Jugend! Könntest Du noch einmal wiederkehren, aber nicht mit deinem Wahn!" Zum 16. August verzeichnet das Tagebuch Jungs einen Besuch Karl Becks „mit seinem lieben, bescheidenen, ewig gleichmäßigen Wesen, nach dem Zirkel, nach der Elle.. noch amerikanischer wie vor zehn Jahren. Er ist aber auch reicher als vor zehn Jahren." Auch im September 1858 war Beck wieder zu Besuch in Basel, machte aber damals auf Jung einen wenig günstigen Eindruck: „Wie kühl und armselig stand dieser transatlantische Mensch auf unserm alten Tummelplatz!.... Nicht einmal hat mir das ausgepreßte Stück Menschenleder unter dem Tische die Hand gedrückt zum Zeichen der Erinnerung an gemeinschaftliche Erlebnisse." Auch an dieser Stelle gedenkt das Tagebuch (S. 187) seines „liebsten Karl Follen. Auch um seine prächtige Seele bin ich ärmer." Ueber Karl Beck vgl. oben Anmk. 20. Die oben zuletzt angeführte Aeußerung über Follen findet sich im Tagebuch zum 18. März 1858 eingetragen, an dem sich Jungs Uebersiedlung nach Basel jährte, bei der er „Follens warmer Zusprache ge-

folgt war" (S. 166). Ueber Karl Gust. Jung, wohl eine der bedeutendsten und liebenswürdigsten Gestalten des Follen'schen Freundeskreises vgl. K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 8 (1905) S. 140; H. Haupt, Burschenschaftliche Blätter, Bd. 23, Sommer 1909, S. 16; H. Reimer, G. A. Reimer, Berlin 1900.

[29] Vgl. A. Messer, Fichtes religiöse Weltanschauung, Stuttgart 1923.

Beilagen.

(Beilage 1)

Karl Follen an seinen Freund Zurbuch in Darmstadt.

Gießen im November [1812]
(Den Datum weiß ich nicht recht.)

Lieber Zurbuch!

Ich muß fürchten, daß du, weil ich noch nicht geschrieben, ärgerlich, vielleicht auch böse über mich bist. Aber so wenig Du an ein Erkalten in meiner Freundschaft gegen dich denken darfst, so wenig will ich mich auch entschuldigen, weil ich sonst wohl Lügen vorbringen würde. Du kennst wohl das Verschieben und darum bitte ich dich sehr um Verzeihung und wünsche, daß du mir es verzeihest.

Die vorigen Ferien habe ich theils in Gießen theils in der Gegend von Wetter und Marburg sehr froh zugebracht. Die Ursache, daß ich dort hinging, kam daher, daß 5 Kerle dort sollten gemetzelt werden. Ich ging also mit noch ein paar Primanern hin und ich habe es mir wirklich schrecklicher vorgestellt als es war. Zwar sind viele Leute hinter mir wie Taschenmesser ohnmächtig zusammengefallen, zwar hat der erste von den Kerlen 5 Hiebe vom Scharfrichter gelöst, aber dennoch war ich sehr ruhig dabei und habe nur ein paar Schritte davongestanden. Ich bin hierauf mit meinem Vetter 2 Stunden von Marburg gegangen, wo ich außerordentlich lustig gelebt habe. Zu allem Unglück habe ich mich dort schrecklich vercharmerirt in einen wahren Engel. Um dir so ein Pröbchen von unserem Leben dort zu geben, so höre an. Wir gingen den Mittag nach Münchhausen, 1 Stunde von Wetter, wo ich auf einen Ball und Schmaus eingeladen war und wo ich mich, wie gesagt, so unbändig verliebt habe. Dort fingen wir um 5 Uhr den Abend an zu tanzen und (daß ich den Schmas nec non Bachi dulcem liquorem nicht vergesse) tanzte ich bis den andern Morgen um 6 Uhr. Im Hause gegenüber war Kirmeß, ich gieng also hinüber, kaufte einen großen Kirmeßkringel von Butterteig, und als ich herüber kam, hängte ich denselben meiner Dulcinea um den Hals und tanzte fort wie besessen, habe sie hernach beim Abschied weidl. geküßt; kurz, ich kann dir die Freuden dieser Nacht nicht alle beschreiben. Wir haben darauf ohne einen Augenblick auszuruhen um 6 Uhr angefangen um Pfänder zu spielen, wo mir der Bart von lauter Küssen ganz steif gestanden hat. So waren meine Ferien. Lieber Zurbuch, von deinem Bruder kann ich dir nichts Gutes schreiben, weil er sich gar nicht so beträgt wie ich hoffte und ich sehe wohl ein, was du mir einst sagtest: daß ihm die Beständigkeit fehle. Er hat sich besonders gegen meinen Bruder und gegen Desnoyer schlecht benommen wie auch Hanguard und Gruber. Ich könnte dir mehr hiervon schreiben, aber weil ich gern schnell über diesen Punkt vorübereile, so will ich hier abbrechen. Uebrigens bitte ich dich, nichts hiervon nichts weg zu sagen. Mein Bruder und deine Freunde hier lassen dich grüßen; gedenke unserer wie stets deiner gedenkt

Dein treuer K. Follenius.

P. P. Ich bitte dich schreibe mir bald, wenn ich's auch nicht verdiene und du sollst hinfüro mich nicht mehr so faul finden. Lebe wohl.

Adresse des Umschlages:

An

Herrn Gym. Zurbuch

zu

Darmstadt

D. G.

Original im Besitze des burschenschaftlichen Archivs in Giessen.

(Beilage 2.)

Karl Follen an seinen Freund Zurbuch.

[Mai 1813]

Lieber Zurbuch.

Ich habe die ganze Zeit über geschwiegen, aber diesmal nicht aus Nachlässigkeit, sondern weil ich mich von Dir beleidigt fühlte. Da du schriebst, ich ließe mich, wie du gehört, von schlechten Buben am Gängelband herumführen, scheinst du vergessen zu haben, daß ich Muth und Stärke genug besitze, um mich schlechter Buben zu erhalten. Zweytens hättest du, wenn du mich als deinen Freund geliebt hättest, so ein Geschwätz nicht glauben sollen, das für mich zwar an sich selbst nicht beleidigend (weil ich es zu gering achte) doch in deinem Mund mich höchlich beleidigen mußte. Hast du es aber aus Uebereilung gethan und nicht so gemeint, so ist mir dies hinreichend, thatest du es nicht in dieser Gesinnung so findet hier keine andere Art der Versöhnung statt, als daß ich mich mit dir schlage, damit so unsere Freundschaft wiederhergestellt werde. Auf dies alles bitte ich baldigste Antwort und Erklärung. Dieser Brief ist eigentlich durch meinen Vetter veranlaßt worden, der in das Darmstädter Gymnasium kommt und dir ihn überbringen wird. Ich bitte dich des Obigen wegen ihn nicht mit minderer Höflichkeit zu behandeln sondern laß Dir ihn bestens empfohlen seyn.

Dein

K. Follenius

in größter Eile.

(Auf der Rückseite steht:)

An

H. Gymnasiast Zurbuch

zu

Darmstadt

d. G.

erhalten den 4. May 1813.

Original im Besitze der preußischen Staatsbibliothek in Berlin.

(Beilage 3.)

Brief Karl Follens an seinen Freund Ludwig von Mühlenfels, damals in Köln. Gießen 28. Januar 1818.

Lieber Bruder!

Endlich ist das Examen gewürgt; aber es war harte Kost. Ich hatte mich unendlich angestrengt; aber das half Alles nichts. Der niederträchtige Arens hatte sich ein Kapitel aus den Pandekten ganz auswendig gelernt, und fragte nun nach allen geringfügigen Kleinigkeiten, ja nach Beispielen, die zufällig nur hier und da im corp. jur. erwähnt sind. Dennoch gings im Ganzen recht gut. Nun aber bin ich in einer höchst peinlichen Lage, und in der That unschlüssig. Mein Vater meint, ich soll

nun eine praktische Laufbahn ergreifen, Advokat werden, da mir Geld erwerben, um meine Schulden zu bezahlen und dabei meine Theorie fortsetzen, dann als Docent auftreten; dieser Plan taugt nichts, weil ich die Praxis tüchtig ergreifen müßte, und dann kann ich das nicht, wonach meine ganze Seele, der ganze Inhalt meines Ichs ringt, Aufklärung meiner[1] über unsere Lage in politischer Hinsicht und Ausbildung der Einsicht, wie es gut werden kann im Vaterland, mir erwerben. Geld, soviel als meine Schulden betragen, kann ich mir auch wenn ich in meines Vaters Plan eingehe, Advokat werde, nicht sogleich erwerben; dem ungeachtet meints und wills, vor der Hand wenigstens, mein Vater so. Eher noch gedenke ich mir als Docent zu Geld zu gelangen. Gott weiß, wie's gehen mag! — Was denkst du? Als Fächer würde ich mir wählen: Staatsrecht, Kriminalrecht und Reichsgeschichte, in diesen drei Fächern ist Mangel an Docenten, wie überhaupt an Rechtslehrern auf Universitäten. Was es mir an mütterlichen Vermögen herausträgt, muß ich notwendig meinen beiden Tanten überlassen, wenn diese nicht verhungern sollen, da sie elternlose Waisen sind. Rechtswissenschaft habe ich gründlich studiert, doch freilich noch nicht in dem Grade, daß ich jetzt sogleich selbständig als Lehrer auftreten könnte, ich müßte morgen lehren, was ich heute gelernt, und man hätte recht, mich zu den Herrn von kurzem Gedärm zu zählen. Vor Herbst wäre nicht daran zu denken. Aber gebe ich den Plan ganz auf, so ist das verlohren, womit ich dereinst, wenn ich redlich im Schweiß meines Angesichts fortarbeite, dem heiligen Vaterland nützen zu dürfen hoffen kann. — Was hältst du von der Sache; gieb mir deinen brüderlichen Rath, lieber treuer Freund!

Ich hatte dir das vorigemal, etwa vor sechs Wochen, von gar Manchem geschrieben, und weil ich der Post nicht traute bei Briefen an Dich (mir sind hier schon mehrere Briefe erbrochen worden) den Brief an Oettinger, der wol nicht anrüchig ist, adressiert. Es beunruhigt mich sehr, daß ich noch keine Antwort von dir habe, denn im Brief stand gar Vieles, was die Verdauung der Privilegirten stören könnte. Ich bitte dich daher inständigst, lieber Ludwig, umgehend mir zu antworten und zugleich mir anzugeben, wie ich sicher an Dich schreiben kann. Ich hatte dir angegeben, die Briefe an mich mit einem Umschlag an meine Schwester, Frau Professor Vogt hier zu versehen. Sodann hatte ich Dir in ganz Kurzem unsere ungefähre Ansicht über politische Zukunft eröffnet; und endlich wegen Dr. Otto's,[2] den wir in Heidelberg kennen lernten, geschrieben. Der Mensch ist in einer furchtbaren Lage, gräßlich im Aeußern, noch gräßlicher im Innern. Er ist redlich, aber sein ganzes Wesen ist verzerrt. Er wünscht chemisch-physikalische Vorlesungen in Cöln zu halten, und das wird er, wenns dazu kommt, sicher zur allgemeinen Zufriedenheit ausführen, denn er ist nach dem Urteile der ausgezeichnetsten Chemiker, so auch des Fries, ein ganz vorzüglicher in dieser Wissenschaft. Ich bitte Dich nun inständigst, Ludwig, wenn du kannst, ihm einen Zirkel zu verschaffen unter den Honoratioren, er hofft sich dadurch zur Professur in Bonn, die er nachsucht vorzüglich zu empfehlen. Laubach ist ihm oder scheint ihm günstig, denn er ist von Ibel und Marschall verfolgt; kannst Du, so wirke noch auf Laubach. Aber vor allem schaffe, wenn du kannst, sogleich das Auditorium für Otto, und gib mir gleich Nachricht, wie Du's machen willst. Ich bin zwar äußerlich mit Otto, wie alle seine Freunde beinahe, zerfallen und zwar, weil er steif und fest behauptete, daß wenn es ihm nicht gelänge, den Marschall und Ibel in Nassau zu stürzen (und dies beabsichtigt er) und er bekomme dann die Stelle in Bonn, er sich ganz in seine Wissenschaft für immer zurückziehen werde und Vaterland Vaterland sein ließe, sich nie mehr darum bekümmere. Ich hielt ihm ernstlich vor, daß das sein Ernst nicht

sein **könne**, denn solches Handeln sei grober feiger Egoismus; er beharrte aber standhaft und sagte: wenn ihr nicht wollt wie ich jetzt, so will ich auch nicht, wie ihr nachher und bleibe bei meinem Vorsatz. Hierauf bemerkte ich ihm, er rede im Fieber oder sei ein grober Egoist. Da schlug er die Thüre zu und ging hinein. Dann schrieb er mir einen Schreibebrief, redete mich mit per Sie an, u. s. w. Ich antwortete: er sei im Geistesfieber und ich bitte Gott, ihn sich und uns wiederzugeben. Uebrigens thue ich für ihn, was ich könne, denn ich glaubte gegenwärtig besser Einsicht in ihn zu haben, als er selbst. Und so ist's auch gewiß; ich kann gegenwärtig, wo er im namenlosen Elend ist, seiner Hartnäckigkeit nicht schärfer in den Weg treten; ist er erst in guten Umständen, dann wollen wir den Fiedelbogen stärker wichsen und sehn, ob seine Baßsaiten den Strich aushalten. Ich bitte dich um Alles, Ludwig, sei nicht saumselig, Du rettest vielleicht einen sonst für's Vaterland verlorenen Mann. Kommen kann ich gegenwärtig nicht, erstens weil ich gar kein — ^{3} sondern sehr viel +! habe, und darum auch keine Zeit. Ich dachte Dich um Ostern zu besuchen, aber ich sehe schon — ich kann es gar nicht ausführen. Deswegen sei nicht säumig im Schreiben; ich bin jetzt ganz in der Lage, Dir jedesmal gleich antworten zu können; nur schlage einen sicheren Kanal vor. Schreibe mir doch auch, wie Dein Siegel aussieht; das meinige ist ein Löwe mit den Buchstaben G. H. L. A. Können wir erst sicher schreiben, so sollst Du Manches erfahren. Grüße Münch von Herzen; auch Oettinger, der guten Willen haben soll. — Nochmals bittet Dich um schleunige Antwort

Dein Bruder.

Wie haben sich alle Unseren hier über Deine glückliche Anstellung gefreut! — O, hier leben rechte Bruderseelen voll Wärme und kühnem Blut.

N. S. Wir haben hier vier besondere Gesellschaften errichtet unter uns. Die einen treiben Geschichte nebst alter und neuer Geographie Deutschlands; die Anderen Staatswirthschaft; die Dritten gründlich die Verhältnisse der Religion und die Entwicklung der christlichen Gemeinden vom Ursprung bis zu ihrer jetzigen Gestalt im Staat; die vierten allgemeines Staatsrecht. Ebenso ist's in Darmstadt unter den Unseren eingerichtet. Es wäre herrlich, wenn dies überall geschehe, damit sich die guten Willen zu einem bildeten, von gleicher Sonne erleuchtet. — Hast Du die Schrift des Kampz gelesen, wo er unseren herrlichen Fries wie eine Sau die Sonne angrunzt? und unseren treuen Karl in Berlin anschnaubt? — suche sie zu erhalten. Die Unterschriften mehren sich in der Umgegend hier ganz ungeheuer.

Da hast Du auch wieder ein Lied, was ich selbst gesetzt und gedichtet habe. Es hat eine sehr gefällige Weise, wenn es im Chor gesungen wird. — Seebold, der Rektor, meine Brüder und Alle grüßen Dich mit brüderlicher Liebe. Otto hat sein chemisches Werk, davon nur der erste Theil gedruckt ist, ganz, d. h. im Manuskript der Fakultät zu Berlin zur Prüfung vorgelegt. Sorge mir nur ja sehr emsig für ihn.

Wundere Dich nicht über die Gravität des Brieftitels; ich hoffe die Post zu täuschen, daß sie Dienstsachen vermuthet. Du bekommst jetzt unfehlbar regelmäßig jedesmal von mir Antwort binnen acht Tagen vom Datum des Empfanges Deiner Briefe an mich an gerechnet. Thue doch ein gleiches, damit wir jedesmal wissen ob der Brief angekommen. Ich harre Deiner Antwort aus großer Besorgnis.

Die Weise zum Lied will ich Dir im nächsten Briefe schicken.
(Adresse:)
Sr. Hochwohlgeboren
Herrn Ludwig Freiherrn von Mühlenfels
ersten Substitut des Königl. Preußischen
Generalstabs-Prokurators
Köln.

Für die Richtigkeit der Absch.
Scheibe
geh. Kanzlei Secretair im Königl.
Ministerio des Innern und
der Polizei.

Original im Geh. Staatsarchiv in Berlin (R77, xxLittera J, No. 2)

[1] So in der Vorlage.

[2] Ueber die Angelegenheit des geistig nicht völlig normalen Apothekers Dr. Otto aus Wetzlar, der später an Follen zum Verräter wurde, vgl. H. Haupt, Karl Follen S. 137, 142, 147 und Heinrich Leo „Meine Jugendzeit" (Gotha 1880) S. 170 ff.

[3] So in der Vorlage.

(Beilage 4.)

Brief Karl Follens an Karl Jung in Berlin.

[Jena Herbst 1818.]

Ich bin hier, liebes Bruderherz, wo mir eine Lagerstätte gegen Verfolgungen eröffnet scheint, die mir zu Gießen Hindernisse in den Weg legten, ohne mir Gelegenheit zur Aufopferung zu geben; ich hoffe nun hier insbesondere für den Norden von Deutschland meine Wirksamkeit fortsetzen zu können. Da ich dir aber nun näher bin, so laß uns nun zu einer fortwährenden Verständigung die Hand bieten, damit wir uns ganz in Wort und That verstehen lernen.

Die Verhältnisse, welche zwischen Dir und meinem Bruder den Briefwechsel abbrachen, haben aufgehört, da der Dr. O.[1] nun so ziemlich als unbedeutend anzusehen. Allein es bleibt gefährlich auf der Post so weit (von Berlin nach Köln) zu verhandeln, wenn Du nicht etwa eine sichere Gelegenheit dahin hast.

Mit mir aber kannst Du viel leichter in Briefwechsel treten, ich habe deshalb mit Christ und Ulrich von Berlin[2] gesprochen.

Mit beyden habe ich auch über politische Ansichten soweit die kurze Zeit gestattete, mich verständigt.

Ich halte beide für ganz tüchtig zu einem Zusammenleben mit zu wirken, das mir nach allem, was ich erfahren habe in Berlin vor allem nötig scheint.

In Gießen und Darmstadt ist es in herrlicher Blüte, auch hier soll es bald werden. Schleiermacher scheint mir falsch zu lehren. Mein Bruder Adolph übernimmt von Neujahr an die Herausgabe der allgemeinen Zeitung von Düsseldorf mit 600 Th. Gehalt.

Laß bald von Dir was hören.

Deinen Bruder

Karl Follen.

Ich konnte der Zeit halber nichts weiter schreiben.

Original im Geh. Staatsarchiv in Berlin R77xxl, Lit J (Jung) vol. 1 Bl. 69.

[1] Dr. Otto von Wetzlar, vgl. Anm. 2 zu Beilage 3.

[2] Ueber diese beiden dem Kreise der Schwarzen angehörenden Berliner Duellgegner vgl. H. Haupt, Karl Follen S. 91, 94 f.

(Beilage 5.)

Abschiedsbrief von Karl Follens Freund, des Gießener Schwarzen Jäger, an einen Freund. Antwerpen. 24. Februar 1826.[1]

Habe Dank, lieber Otto, für die wenigen Zeilen, welche Du dem letzten von Darmstadt aus an mich geschickten Briefe beifügtest. Ich habe dieselben mit freudiger Wehmut gelesen. Sie enthielten Dein letztes Lebewohl, aber auch die Versicherung Deines fortdauernden, liebenden Andenkens und wenn jenes mir Schmerz erneuerte, so gab diese meinem Herzen Ruhe und freudiges Vertrauen. Euer Lieblingsdichter sagt irgendwo: „Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse, Städte darin denkt. Hier und da aber Jemand zu wissen, der einen liebt, den man liebt und mit dem man auch in der Ferne stillschweigend fortlebt und fortfühlt — das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten." Nie hab' ich die Wahrheit dieser Worte tiefer gefühlt und klarer erkannt, als jetzt, da ich auf meiner einsamen Straße nur Berge, Flüsse, Städte, finde — keine Menschen, denen ich ihre Liebe mit der meinigen bezahlen könnte. Zurück muß ich blicken und immer zurück nach der Heimath, wenn mein Herz Befriedigung finden soll. Dort sind sie geblieben, während ich von hinnen ziehen mußte. Und von welcher Befriedigung spreche ich? Wehmuth, Schmerz, Sehnsucht sind mein Theil. Ihr preiset mich glücklich, daß es mir gelang, mich aus den kalten, abgestorbenen Armen der alten Mutter Europa loszuwinden und dem Schoose einer jugendlichen, schönen Stiefmutter zuzueilen. Aber irrt Euch nicht. Nicht das Land ist es, was ich vermisse, und dessen Verlust ich beweine — es hat mir ja wenig Glück gegönnt, aber das Land ist es auch nicht, was ich suche, — es bringt mir, das weiß ich, keine Zufriedenheit und keine Ruhe. Ich werde in einer schöneren Welt und unter einem klareren Himmel wohnen; allein mag das Tageslicht mir noch so hell scheinen, möge der Stern der Nacht mir noch so freundlich blinken, sie werden meine Sehnsucht nach denen nicht stillen, an denen mein Herz mehr hängt, denn an dem Leben selbst. Und welche Hoffnung nehme ich mit mir, wieder mit ihnen vereinigt zu werden? Keine! Keine! Keine! Möge Euer Herz Euch auch dahin treiben, wohin Euch das meinige ziehen möchte — die Hemmketten des Lebens und seine Verhältnisse fesseln Euch und Ihr werdet sie nicht abschütteln. — Darum — lebt wohl! Seyd glücklich! — Wann Ihr es aber seyd, vergeßt den nicht, der es nicht ist. Lasset die Thränen, die ich beym Scheiden von Euch weine, in Eurer Mitte eine Blume erwecken, die zu meinem Gedächtniß blühe! Dies ist mein letzter Wunsch, meine letzte Bitte. —

In wenigen Tagen betrete ich hier ein Schiff, Columbus Kap. Gerts, um es erst in New York wieder zu verlassen. — Von da aus werde ich, nach Befund der Umstände, meine Sachen an den Ort ihrer Bestimmung spedieren lassen, mich selbst aber zunächst nach Philadelphia zu Karl Follenius und List wenden, dann weiter einen braven Deutschen, Dr. Hütterer, in Baltimore aufsuchen und hier mich nach dem merikan. Golf einschiffen. Dieß ist mein Plan. Er kann durch die Verhältnisse sehr gestört, wohl ganz gescheitert werden. —

Ich füge diesem Blatt einige Zeilen an Theodor[2] und A. Bauer[3] bei.

[1] Vgl. S. 92.

[2] Wohl Theodor Reh, nachmals Präsident des Frankfurter Parlaments.

[3] Die Briefe an diese beiden Glieder des Kreises der Schwarzen enthalten nichts sachlich Bemerkenswertes. Der Brief an A. Bauer enthält das Datum: 24. Februar 1826.

(Beilage 6.)

Strophen aus dem Volksgesang am 18. Juni (wohl von K. Follen verfaßt).

1) Heil dir mein Vaterland!
Wie dir das heilige Band
Hoch schlägt ums Haupt!
Bald wird die Palme wehn
Und an des Himmels Höh'n
Herrlich und ruhmbestrahlt
Dein Adler ziehn!

....

4) Hört ihr den Donnerschall,
Gräßlicher Widerhall
Dem hohlen Herz?
Aber den Reinen nicht
Schrecket das Hochgericht;
Im Blitz und Donnersturm
Schwillt ihm der Muth!

5) Heil euch im Siegeskampf,
Stürmer durch Tod und Dampf!
Seyd ehrenwerth!
Neu in der teutschen Brust
Blühet des Glaubens Lust.
Mutter und Säugling fleht:
Gott sey mit euch!

6) Ja bald, mein Vaterland
Weiht dir das heilge Band
Den Freiheitskranz!
Bald wird dein Feind vergehn,
Und an des Himmels Höh'n
Herrlich und ruhmbestrahlt
Dein Adler ziehn!

Aus dem Rheinischen Merkur vom 29. Juni 1815 No. 260 (Vgl. und H. Haupt, Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung Bd. III S. 355 Anm.)

(Beilage 7.)

Christian Sartorius[1] an Karl Gustav Jung[2] in Berlin. Gießen, 29. Januar 1818.

Lieber Herzensbruder.

Wie hast Du uns alle durch dein Schreiben so froh gemacht, den A[ugust] Foll[enius] vor allem, der dich liebt wie keinen andern! O du glaubst gar nicht, wie wir immer eine heiße Sehnsucht nach Euch Brüdern in der Ferne haben, wie wir mit Euch allen so Hand in Hand, wie wir es schon Herz im Herzen sind, an dem ernsten stolzen Freiheitsdome unseres Volkes schaffen möchten, wie wir tagtäglich zu dem Hort aller Freiheit droben beten, auf daß er uns bald unter seinem purpurnen Kreuzespannier vereine. Bruder schon wieder sind drei Monate herum seit dem Tage, an dem wir bey dem Mahle der Liebe unseres Herrn, mit

heiligen Eiden, die nur Gott gehört, die Gelübde für unser Volk erneuet haben,[3] unser Reden, Grübeln und Dichten galt seitdem nur dem Volke, und doch sind wir noch kein Schrittchen weiter vorgedrungen; wo gute Saat gesäet war, da streute der Satan wieder Unkraut dazwischen. Aber das soll uns nicht müde machen im Trauen und Bauen, im Wachen, Wagen und Schlagen: so lange noch eine Ader in uns zuckt, so sey es zum Kampfe für des Volkes rechtliche Allmacht und Alleinmacht. Jetzt haben wir uns hier und in Darmstadt dazu verabredet 1) die Verfassungen der freiesten Völker alter und neuer Zeit gründlich zu durchforschen (vorzüglich die Urverfassung des Vaterlandes), um daraus die vorzüglichsten Grundsätze einer freien Verfassung kennen zu lernen, sie zusammenzustellen und darüber uns mit Euch und allen wahren Freunden des Vaterlandes zu verständigen, damit es verwirklicht werde, wie die rechte Zeit kommet. Diese Arbeit ist begonnen und gewinnt guten Fortgang. 2) bemühen wir uns das Volk in allen seinen Bestandtheilen recht kennen zu lernen, damit jeder weiß, wo er seiner Art und Eigenthümlichkeit nach, am schärfsten anfassen kann, der bey dem Bauer, der bey dem Bürger u. s. w.—3) und das sage nebst einem ehrerbietigen Gruße dem Vater Jahn, ziehen wir in Städten und Flecken, um, wo es sich thun läßt, die frische Volkseiche der Turnkunst einzupflanzen. Im letzteren üben wir selbst, so viel in unserer Kraft steht ohne Lehrer, blos Jahns Turnbuch, es gedeiht aber, da die Saat auf guten Boden fällt. Was wir mit Wort und Lied vermögen, das geschieht. Von einem rascheren größeren Plane sag ich Dir nichts, weil ich der Post nicht traue und erst davon reden will, wenn es gethan ist. Darum bitte ich aber Euch: legt Euch auch mit Macht auf dieses staatsrechtliche Forschen, damit wir uns wechselseitig unter die Arme greifen. Das wirst du vielleicht schon gehört haben, wie unser feuriger Beck[4] jeden der Bundesgesandten so furchtbar und scharf anging, daß ihnen die Haare zu Berge standen, und sie in der Angst alle Unterstützung versprachen. Ebenso rüttelte er auch gewaltig an den Schwaben, die gar nicht unterschreiben wollten, so daß jetzt die Unterschriften zu tausenden da sind. In diesen Tagen wird alles eingegeben werden. Wenn Hülfe Noth thut, baut auf uns, unsrer sind nicht wenig! Der Herr sey mit Dir und mit Euch Allen. Grüße die Getreuen, vor Allen Jahn, Slender, Wesselhöft, Clöder

vom Bauer[5].

Adresse:

An Dr. Karl Jung in Berlin.

Original im burschenschaftlichen Archiv in Gießen.

[1] Ueber Sartorius s. S. 43 Anm. 24.

[2] Ueber Jung s. S. 44 Anm. 28.

[3] Sartorius und Jung hatten am Wartburgfeste des Oktobers 1819 teilgenommen und dort mit anderen Burschenschaftern gemeinsam das Abendmahl genommen.

[4] Justizrat Beck aus Michelstadt sammelte damals Unterschriften für eine an den Bundestag zu richtende Eingabe um Einführung landständischer Verfassungen in den deutschen Bundesstaaten.

[5] „Bauer" wurde Christian Sartorius im Kreise seiner Freunde genannt.



(Beilage 8.)

Adolf Ludwig (August) Follenius[1] an Karl Gustav Jung[2] in Berlin.

Jena, am 13. März 1818.

Lieber Bruder Karl!

Nun hab' ich dir schon zweymal geschrieben und noch keine Antwort erhalten, das erstemal durch Bunsen,[3] das 2te mal auf der Post. Diesen Brief bekömmst du durch Dürre,[4] der ihn, hoff' ich, gut besorgt. Wir müssen schlechterdings jetzt unsere Schreiberehen in Ordnung bringen. Alle Monde muß jeder von uns einen Brief schreiben, und zwar am ersten Samstag Einer; hierauf schreibt der andere am folgenden Samstag seine Antwort. Alle vier Wochen muß Einer regelmäßig einen Brief schreiben. Ich bin seit fünf Tagen hier; Verbindungen zu erneuern und anzuknüpfen war mein Zweck; morgen reise ich ab. Sehr viele Wackere habe ich kennen gelernt; gottlob, daß das Häuflein sich gedeihlich mehrt. Fries[5] ist ganz der Alte, d. h. er wird nie alt. Jedoch kann ich mit seinen politischen Ansichten nicht so ganz übereinstimmen; aber er ist ein herrlicher Kerl, der unendlich viel Gutes stiftet. Oken[6] hat keine politische Grundansicht; Luden[7] ist glaub' ich feig; Martin[8] Formenthier; Wieland[9] taugt nichts im bürgerlichen Leben. Schweizer[10] scheint mir sehr tüchtig. Aber bey den Burschen — freylich nicht im Ganzen — ging mir das Herz auf; wahrlich, wahrlich, es steht gut um unsere Sache. — Treibt ihr Staatsrecht in Berlin? Stifte wo möglich eine Gesellschaft wie die unsere in Gießen, die wir schon nach Darmstadt, Marburg und Heidelberg verpflanzt haben. Sie besteht aus 4 Abteilungen. I Teutsche Geschichte, Heerbann und Erdbeschreibung; II Staatswirtschaft; III Kirche und Schule; IV allgemeines Staatsrecht. In dieser Klasse werden alle 3 früheren aufgelöst; sie bringt die Ergebnisse des Gemeinsamen zu Papier. Wir haben bereits einen Entwurf zu einem teutschen Reiche zu Stande gebracht. Alle Gesellschaften und Classen treten hernach zusammen, theilen sich wechselseitig mit und bringen ins Reine. So können wir eine öffentliche Meynung durch ganz Teutschland begründen, worauf alles ankommt. Gieb dir alle Mühe. — Wie stehts mit dem Druck der Gießener Burschenschaftsgeschichte? Will Reimer?[11] Bitte dich, schreib gleich und zwar unter der Adresse: Herrn Ludwig v. Fuhr in Gießen; so kommen alle Briefe richtig an. Wenn der Briefwechsel in Ordnung ist, so schicke ich die Lieder, unsere politischen Ansichten, und ein Verzeichniß von allen uns bekannten Tüchtigen [12], wogegen Ihr eure Trias[13] austauscht. Wie lange bleibst Du in Berlin? Grüße den alten verehrten Vater Jahn, dessen Verdienst wir alle das große Theil an unserer geistigen Auferstehung zuschreiben. Ohne Jahn würde uns nichts gelungen sein. Grüße herzlich Plewen und Reimers; laß Plewen ein Briefchen an mich beilegen, wenn er will.

Leb herzlich wohl, lieber Bruder.

Dein A. L. F[ollenius]

Adresse: An den Dr. med. Karl Jung in Berlin, d. G.

Original im burschenschaftlichen Archiv in Gießen.

[1] Karl Follens Bruder Adolf Ludwig weilte damals zu Besuch in Jena, wo man sich in jenen Tagen zur Abhaltung des 1. Burschenschaftstages rüstete.

[2] Ueber Jung vgl. S. 44 Anm. 28.

[3] Wohl Dr. Gust. Bunsen aus Frankfurt a. M., der später an dem Frankfurter Attentat teilnahm und 1836 im merikanischen Freiheitskampfe fiel. Vgl. Gust. Körner, „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten", S. 252.

[4] Chr. Ed. Dürre, Lieblingsschüler Jahns, damals Jenaischer Burschenschafter.

[5] Der bekannte Philosophieprofessor und Gönner der Burschenschaft.

[6] Der bekannte Naturforscher, Professor in Jena.

[7] Der bekannte Historiker, Professor in Jena.

[8] Christ. Reinh. Dietrich Martin, Professor der Rechte in Jena, früher in Heidelberg, wo ihn A. L. Follenius kennen gelernt hatte.

[9] Ludwig Wieland, Schriftleiter des „Oppositionsblattes" in Jena.

[10] Freigesinnter juristischer Professor in Jena.

[11] Verlagsbuchhändler Georg Reimer, liberaler Politiker und väterlicher Freund von K. G. Jung, der bei ihm wohnte. Die „Beiträge zur Geschichte der teutschen Sammschulen seit dem Freiheitskriege." (Teutschland 1818) wurden im August veröffentlicht (H. Haupt, Quellen und Darstellungen z. Gesch. der Burschenschaft II. 205; Haupt, Karl Follen, S. 58). Wie obige Stelle vermuten läßt, hatte sie G. Reimer drucken lassen.

[12] Ein solches Verzeichnis der Freunde und Genossen der Gießener Schwarzen ist abgedruckt in „Quellen und Darstellungen zur Gesch. der Burschenschaft", IV, 82.

[13] Wohl gemeint Jung und seine Freunde Ulrich und Christ.

[14] Hans Rudolph von Plehwe, preußischer Gardeleutnant in Berlin, glühend deutsch und freiheitlich gesinnter Freund der burschenschaftlichen Bewegung. (E. Müsebeck, Quellen und Darstellungen II, 151 ff.)

(Beilage 9.)

Nachruf an Karl Follen
Bei der Nachricht von seinem Tode im Januar 1840
von Karl Buchner.[1]

Noch seh' ich dich, so stattlich, vollgehaltig,
Ein Kind an Freundlichkeit, an Kraft ein Mann;
Noch tönt mir deine Rede, stark, gewaltig,
Wie Bergstrom, sie durch meine Jugend rann;
Und was an Liedern, farbig, mannigfaltig,
Dein kunstgeübter Dichterfinger spann,
So frisch, so keck, so ohne alle Hehle,
Noch weht's in feur'gem Schmelz vor meiner Seele.

Der Freiheit warst du hold, dem Vaterlande
Gehörtest du mit Leib und Leben zu; —
Freund unter Freunden; glüh'ndem Feuerbrande
Vergleichbar, drohend Feilheit, feiger Ruh'. —
Auch Träumer, Schwärmer, wenn vom Waldesrande,
Aus Eichendickicht trat der Geist herzu:
Der Deutsche Geist, in männlicher Verschlingung
Der Alten Geist, in neu'rer Zeit Verjüngung.



Du irrtest, sagt man. Ach wem ward das Irren
In seiner Wiege nicht schon zugeteilt?
Doch, thatest du's, dann war's kein Augenflirren,
Das ungewiß bald da, bald dort verweilt:
Wie Rosse jagen und wie Pfeile schwirren,
Bist du dem einen Ziele zugeeilt;
Klang' ganze Stunden je die Weltgeschichte
Ohn' Männerirrthums lastendes Gewichte?

Als Herrscher standest du im kleinen Kreise,
So sagt man, der sich einst um dich geschaart.
Gewiß, du standest. Ob als Herrscher? Leise
Tönt's noch so durch. Doch wer von deiner Art,
Wer klug, beredt und warm und selbst auch weise,
Wer Kraft und Zartheit — Beides! — sich bewahrt,
Wer liebenswürdig, wird als Herrscher wirken,
Selbst unter Gleichen, in der That Bezirken. —

Verfolgt, bedrängt, wichst du zurück zum Meere,
Und gastlich nahm Amerika dich auf; —
Ein neu Geschick, doch Prüfen stets und Lehre
Zog dir an deinem Lebenskreis herauf;
Ob du noch Deutschland's dachtest? Ob in Schwere
Sein Loos versank vor deinem flücht'gern Lauf?
Ob dir's noch werth war? Werth wie Jugendmorgen,
Wie Jugendliebe und wie Jugendsorgen?

Ja, ruf' ich, ja, trotz anderer Beginne,
Zu sagen uns, du seist sehr fromm geworden;
War nicht schon fromm, als es von „Gottesminne",
Von „Jesu" klang in deines Lied's Accorden?
War nicht die Zeit fromm, drin mit Herz und Sinne
Wir jung gewesen, damals aller Orten?
Und schaaret Frommsein, fromm, wie Tücht'ge sollen,
So eilig zu den Dummen oder Tollen?

Was du auch thatst, was du gewollt, ergriffen,
Von Kraft und Sinn hat sich's nicht losgemacht;
Aus stürm'scher Brandung und von Felsenriffen
Stieg's nun hinauf zu Leuchtthurms ruh'ger Pracht:
Das Sternband wimpelt ringsum von den Schiffen,
Mit scharfem Pfeilbund hält der Adler Wacht, —
Und, nach der abgelegten, ird'schen Fehde
Hebt sich so leicht zu Gott das Aug', die Rede.

Und noch ein Wort! Nein, nicht von deinem Sterben,
Wie Eichen thun, die jäher Brand erfaßt;
Ihr Meereswogen, grün crystall'ne Scherben,
Gebt ihm als kühle Todtenurnen Rast,
Und spült hinan an allem Bittern, Herben,
Und löst der allzu schweren Schmerzen Last,
Die seine Wittwe, seinen Sohn bedrücket —
Rollt auf, rollt ab, nicht todt er, nur entrücket!

Entnommen aus: Gedichte von Karl Buchner. Darmstadt 1872.

[1] Karl Buchner (1800—71) aus Darmstadt gehörte von 1817—19 dem Kreise der Gießener Schwarzen an, war später Advokat in Darmstadt und hervorragender freisinniger Politiker und Publizist.



Die Gründung einer deutsch-amerikanischen Universität.

Eine Denkschrift
von
Karl Follen.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die nachstehende Denkschrift Karl Follens, die nach hundertjährigem Schlummer im Berliner Geheimen Staatsarchiv hier zum ersten Male im Druck erscheint, ist für uns Deutsch-Amerikaner von ganz besonderem Werte. Wie sie uns einen Einblick gibt in die trostlose Enttäuschung der deutschen, freiheits- und vaterlandliebenden Jugend nach den Freiheitskriegen, so zeigt sie zugleich wie der gehetzte Patriot mit rührender Hoffnung den Blick nach Nordamerika wendet als dem Lande der Verheißung. Was der Staat Pennsylvanien im 17. und 18. Jahrhundert für die um ihres Glaubens willen Verfolgten gewesen war, das wird die junge amerikanische Republik jetzt für die deutschen politischen Flüchtlinge: die Freistätte, wo sie ihre politischen Ideale erfüllt glauben. Oder in Follens Worten: „Das Heiligtum eines auf allgemeine gleiche Freiheit gegründeten bürgerlichen Gemeinwesens, als eine Anforderung der Vernunft an alle Menschen und Völker es nicht nur in sich, sondern auf der ganzen Erde zu gründen und aufrecht zu erhalten.“

Der Gedanke, daß die deutschen Auswanderer in Amerika einen deutschen Staat gründen sollten, und zwar als selbständiges Glied der Union, mag uns heute als utopisch scheinen, für Follen, der die Verhältnisse in der Schweizerrepublik genau kannte, war die Gleichberechtigung der Nationalitäten bei einheitlicher demokratischer Staatsform keine Unmöglichkeit. Ja die Forderung, daß jeder Amerikaner der drei Hauptsprachen, der deutschen, englischen und französischen mächtig sei, scheint darauf hinzudeuten, daß ihm die Schweiz als politisches Vorbild vorschwebte.

Auch die Gründung „einer alle Zweige des menschlichen Wissens umfassenden teutschen Bildungs-Anstalt“, d. h. also einer deutschen Universität in Amerika, darf nicht obenhin als utopisch beiseite geschoben werden, zumal wenn man bedenkt, daß damals selbst die berühmtesten

anglo-amerikanischen „Universitäten", wie Harvard und Yale, noch kleine kirchliche Institute waren, die vom freien Geiste deutscher Wissenschaft kaum einen Hauch verspürt hatten. Denn die Bildungsanstalt, die Follen vorschwebte, sollte in letzter Hinsicht einem nationalen amerikanischen Zwecke dienen. Sie sollte nicht nur eine Freistätte sein für die verfolgten deutschen Freiheitskämpfer und ein Mittelpunkt zur geistigen Vereinigung der Deutsch-Amerikaner, sondern vor Allem auch der Ort, von dem aus der tiefe geistige Gehalt deutscher Bildung ins amerikanische Leben zu tragen sei, da dieser geistige Gehalt allein die Grundlage für Amerikas Weltstreben ausmachen könne.

Follens Traum sollte nicht in Erfüllung gehen. Aber er hat ihn später, als Professor des Deutschen an der Harvard Universität in anderer Form zu verwirklichen gewußt, indem er dort zu einem der größten Vermittler deutscher Bildung in Amerika wurde. Wie tief der deutsche Geist auf die Entwicklung des höheren Geisteslebens in diesem Lande eingewirkt hat, dafür hat noch kurz vor Ausbruch des Weltkrieges und des gleichmäßig von England und Frankreich geschürten Deutschenhasses der frühere Präsident der Harvard Universität Eliot folgendes Zeugnis abgelegt: „Amerikas Verpflichtungen gegen Deutschland sind in der Tat groß und tiefgehend; sie beziehen sich auf Literatur, Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Religion. Der Strom amerikanischer Jünglinge, der sich (seit den Tagen Follens) in die deutschen Universitäten ergoß, ist rückwärts über unser ganzes Heimatland geflossen und hat es mit deutschem Denken und deutscher Methode befruchtet."

Nicht also von einer deutsch-amerikanischen Universität in Follens Sinn, sondern von den Universitäten Deutschlands ist der heilsame Einfluß auf die höhere Geistesbildung Amerikas ausgegangen. Auch hat sich dieser Einfluß wesentlich auf die anglo-amerikanischen Bildungsanstalten beschränkt, während die deutsch-amerikanische Bevölkerung, die im Laufe des 19. Jahrhunderts durch einen Einwandererzufluß von mehr als 5 Millionen verstärkt wurde, bis heute ohne den „Mittelpunkt geistiger Vereinigung", wie Follen ihn plante, geblieben ist. Warum es zur Schaffung eines solchen Mittelpunktes nicht kam, zeigt die Geschichte der Universitätsidee während der folgenden Jahrzehnte, wo sie, unabhängig von Follen, dessen Aufsatz ja beschlagnahmt war, unter den Deutsch-Amerikanern immer wieder auftaucht.

So erscheint sie, noch klarer entwickelt als bei Follen, zunächst in den dreißiger Jahren, als die Zahl der akademischen Flüchtlinge sich bedeutend vermehrt hatte. Der Vorschlag zur Gründung einer deutschen Nationaluniversität geht diesmal von Männern aus, die schon einige Zeit in Amerika ansässig waren und darum aus Erfahrung sprachen. Sie hatten den Aufschwung der Geisteswissenschaften, der Deutschland an die Spitze der Kulturvölker stellte, miterlebt und mußten darum die Unzulänglichkeit des höheren Bildungswesens in Amerika aufs schärfste em-

pfinden. Mit bewundernswerter Klarheit sahen sie, daß die Berechtigung des Deutschen, seine Sprache und sein Wesen zu erhalten, auf der Ueberlegenheit der deutschen Geisteskultur beruht, die sie diesem Lande zuführen wollen. Und schon damals finden wir bei den geistigen Führern der Deutschen, wie z. B. bei dem ausgezeichneten Heinrich Rödter in Cincinnati die überraschende Einsicht, daß dem Wohle der amerikanischen Republik durch die Erhaltung unserer Nationalität, der die Errichtung einer deutschen Universität zustreben müsse, am besten gedient sei.

„Die Befestigung unseres Nationalwesens, unserer Nationaleigentümlichkeiten," so ruft Rödter aus, „ist hier nur wünschenswert, wenn unser jetziges Vaterland (d. h. Amerika) dabei gewinnt.... Unsere (deutsche) Nationalität hier, ruht, wie die amerikanische Freiheit, auf Bildung und Rechtschaffenheit aller Glieder..... Je umfassender der Kreis des Wissens ist, in dem die hiesige Bevölkerung sich umsehen kann, desto sicherer ruht der Patriot. Je mehr Ungebildete eine Republik enthält, desto unsicherer ist die Regierung. Es muß also der erste Schritt derselben sein, Bildung so viel als möglich zu verbreiten. Austausch der jeder Nation eigenen Künste und Wissenschaften führt zur Vollkommenheit. Wir glauben deswegen, nicht allein unsere Nationalität sicher zu stellen, sondern die Freiheit zu befestigen, wenn wir den Vorschlag zu einer deutschen Universität in diesem Lande machen. Eine solche Anstalt müßte schon ihrer Stellung gemäß Talente erster Klasse berufen. Ein Wirth, ein Uhland, Rotteck, G. Fr. König und Andere fänden hier die rechte Stellung. Umstände fesselten bis jetzt noch diese großen Geister an Deutschland. Hier aber, wo die Vernunft ungefesselt zur regsten Tätigkeit auffordert, hier, ja, ihr Deutschen! hier erst wäre ihnen ein angemessenes Feld eröffnet. Außerdem könnte eine englische Universität nie dieselben Früchte bringen."

Leider sollte der schöne, damals noch ausführbare Gedanke einer deutschen Universität, so eingehend er in der deutsch-amerikanischen Presse jener Tage auch besprochen wurde, nicht zur Verwirklichung kommen. Er scheiterte zunächst an der sonderbaren Erwägung, daß eine solche Anstalt nicht der Anfang, sondern der Schlußstein eines allgemeinen, erst zu schaffenden Systems von Volksschulen sein müßte. Man übersah dabei gänzlich die besseren anglo-amerikanischen Colleges, deren Zöglinge recht wohl das nötige Studentenmaterial hätten liefern können, ehe sie anfingen in Scharen nach deutschen Universitäten zu ziehen.

Dazu kam noch ein anderer wichtiger Grund, der damals den Plan einer deutschen Nationaluniversität vereitelte. Ein Zeitgenosse spricht sich darüber also aus: „Die Idee zur Bildung einer deutschen Universität ist wichtig und wird jeden Gebildeten zum Nachdenken stimmen. Die Deutschen, die durch ihre Wissenschaft alle übrigen Nationen der Erde überragen, können allerdings nichts sehnlicher wünschen, als einen solchen freien literarischen Zentralpunkt. Allein erst muß nach meiner Ansicht der politische Zentralpunkt gefunden sein; denn nur da, wo deutsches Leben sich ungehindert entwickeln kann, ungestört durch Anglomanismus und Bigotterie, nur da kann die deutsche Wissenschaft sich entfalten."

Was also dem Deutschtum der dreißiger Jahre, wie auch später, nach dem gewaltigen Zustrom der Achtundvierziger, im letzten Grunde zum schöpferischen Handeln fehlte, war die politische Organisation, die es zur einheitlichen völkischen Macht zusammengefaßt hätte. Wie haben einst Friedrich Kapp, Karl Heinzen und andere Führer der Achtundvierziger nach einer solchen umfassenden Organisation des Deutschtums verzweifelt gerufen, als man zur Zeit des Bürgerkrieges, zum Dank für die treue deutsche Mitwirkung am Kampf um den Bestand der Union, nur Fußtritte für unser Volkstum übrig hatte! Und bezeichnend genug taucht auch der Gedanke einer deutschen Nationaluniversität damals wieder auf. Besonders war es Karl Heinzen, der nüchterne und klarblickende Denker, der sich mit diesem Plane trug als der einzigen Hoffnung deutsches Wesen dauernd in Amerika zu erhalten; aber auch seine Worte verhallten, weil ihm eben die Stütze eines einheilich organisierten Deutschtums mangelte.

Den deutschen Universitätsgedanken im hergebrachten Sinne heute noch verwirklichen zu wollen, nachdem die amerikanischen Colleges sich nach dem Muster der deutschen Universitäten bewußt oder unbewußt umgebildet haben und zudem über die reichsten Geldmittel verfügen, wäre in der Tat utopisch. Was um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts noch möglich gewesen wäre und die segensreichste Wirkung auf die Entwickelung der amerikanischen Kultur hätte haben können, ist heute, zumal nach den traurigen Folgen des Weltkriegs, völlig ausgeschlossen. Aber den Gedanken in anderer, vielleicht noch zweckmäßigerer Form lebendig werden zu lassen, halte ich nicht nur für die nächste große Aufgabe, sondern geradezu für die Pflicht unseres Volkstums.

Schon vor zehn Jahren regte ich in meiner Schrift „Der Kampf um deutsche Kultur in Amerika"[1] den Plan an ‚ein deutsch-amerikanisches wissenschaftliches Institut zu schaffen, wo durch Forschung und Lehre

[1] Der Kampf um deutsche Kultur in Amerika. Leipzig 1914.

unserem Volkstum stets neue Kräfte zugeführt würden und ein segensreicher Austausch der Kulturgüter Deutschlands und Amerikas sich vollziehen könne. Der unselige Weltkrieg, der kurz darauf ausbrach, und die ihn begleitende Deutschenhetze machten die Ausführung des Planes jedoch seitdem unmöglich.

Wie wünschenswert und zeitgemäß der Plan aber ist, erweist die Tatsache, daß inzwischen die Skandinavier dieses Landes ein ganz ähnliches Institut gegründet haben, das für die Pflege der skandinavischen Kultur dasselbe leistet, was ich damals von einem deutsch-amerikanischen Institut erhoffte. Von einem reichen Skandinavier ins Leben gerufen und mit ausreichenden Geldmitteln ausgestattet, ist es diesem Institut gelungen, durch passende Veröffentlichungen, durch Unterstützung geschichtlicher Forschungen, durch Verleihung von Stipendien an skandinavisch-amerikanische Studenten zum Studium an skandinavischen Universitäten, durch Wandervorträge und Zweigvereinigungen nicht nur den regsten Kulturverkehr mit Norwegen, Schweden und Dänemark zu unterhalten, sondern auch in allen skandinavischen Ansiedelungen dieses Landes begeistertes Interesse an der Erhaltung der Sprache jener Länder zu wecken und zu pflegen. Und noch niemand hat bisher in diesen edlen, die werdende amerikanische Kultur befruchtenden Bestrebungen etwas Unpatriotisches gesehen.

Daß wir Deutsch-Amerikaner zum mindesten dasselbe Interesse daran haben, die unvergänglichen Geistesgüter unseres Volkstums unseren Nachkommen und damit unserer neuen Heimat zu erhalten, bedarf, gerade im Hinblick auf die heutige Zeitlage, keines besonderen Nachweises. Worauf es einzig und allein ankommt, ist, daß sich unter den vielen reichbemittelten Deutschamerikanern hochherzige Männer und Frauen finden, die willig und bereit wären, ein Institut zu stiften, ähnlich dem skandinavischen, das dem amerikanischen Deutschtum den langersehnten geistigen Mittelpunkt geben würde. Zahllos sind die Aufgaben, die der Lösung harren, und die Wirkungen, die von diesem Mittelpunkte auf jede Aeußerung deutsch-amerikanischen Lebens, auf Presse, Vereine, Schule und Kirche ausgehen würden, sind unabsehbar. Möge vor Allem der Steubenbund, der immer mehr zum politischen Zentrum unseres Volkstums sich entwickelt, der großen Sache sich annehmen!

Zur Jahrhundertfeier von Follens Landung in Amerika, die wir am 19. Dezember 1924 begehen, könnte das Deutschtum unseres Landes dem glänzenden Vermittler deutscher Kultur, dem tapferen Vorkämpfer und Märtyrer der Sklavenbefreiung und dem großen deutsch-amerikanischen Patrioten kein schöneres und bleibenderes Denkmal setzen als durch die Errichtung der Bildungsanstalt, die ihm als Ideal mehr oder minder klar vor der Seele schwebte.



Denkschrift.*)

Das deutsche Volk hat in dem Jahre 1813 seine Selbstständigkeit gegen fremde Unterdrückung aus eigner Kraft durch große ausdauernde Aufopferung geltend gemacht. Es war nicht ein Sieg größerer Macht oder Kunst, sondern des Geistes, der in allen sittlichen Erhebungen der Völker alter und neuer Zeit als Begründer eines besseren Zustandes sich offenbahrte, darum erkannten auch die Geweihten unseres Volkes in den Sieges-Opfern von 1813 sichere Zeichen nicht nur einer dauernden Freiheit nach außen, sondern auch im innern, durch ein eigenthümlich und allseitig sich gestaltendes Leben, in Kunst und Wissenschaft, in Ackerbau und Gewerbe, in dem Zusammenwirken eines echten bürgerlichen Gemeinwesens. Daher kam es, daß ohneracht̃et vielfacher Verirrung und gegenseitiger Verkennung ein durchgreifendes Streben nach Volkseinheit und allgemeiner gleicher Freiheit alle Besseren und Aufgeklärteren bald vereinigte: der Geist der Menschheit war in Deutschland erwacht, und rang nach einem wahrhaften Menschheits-Zustande.

Aber statt Volkseinheit und allgemeiner gleicher Freiheit ist uns Volkszerstückelung und allgemeine gleiche Knechtschaft geworden. Ackerbau und Gewerbe sind durch übermäßige Steuern und Mauthen niedergedrückt, die Geistesfreiheit, welche in der Erziehung auf höheren und niederen Bildungs-Anstalten sich erhob, welche durch Rede und Presse ein Gemein-Gut der öffentlichen Meinung zu werden anfing, ist nahezu vernichtet, Unabhängigkeit der Gerichte, Sicherheit der Einzelnen, Gleichheit der Gesetze, und vor dem Gesetze, alle Rechte des Menschen und des Bürgers werden verhöhnt, und dieser ganze Inhalt des gemeinen Elends, welches durch die Bundesbeschlüsse vom September d. J. vollendet worden, wird durch eine Form zusammengehalten, die nur zur Unterdrückung jeder innerhalb derselben aufkeimenden Freiheit wirksam

* Berlin, Geheimes Staatsarchiv. R. 77 XXV. O. Litt. S. 14 (Anlagen zu Fasc. I. von S. 13), Blatt 156ff.

Aktenvermerk: P. R. Das Original dieses Aufsatzes ist von der Grosh. Hessischen Special Commission in Gießen, zum Behuf der dasigen Untersuchung zurückbehalten worden.

(gez.) C. Dg.

wird und sich gleich bleibt. So gehört denn zu der Unzahl unsrer Wehen, daß auch für das wenige Gute, was jetzt noch besteht oder künftig Wurzel fassen möchte, bey dem gegenwärtigen Zustande keine andere Gewähr mehr ist, als die Laune der gebohrnen Machthaber und ihrer herrschenden Knechte.

Warum das alles so gekommen, ob die Masse der Bosheit oder der Dummheit zu übermächtig gewesen, ob nicht auch Fehlgriffe der Besseren selbst dazu beygetragen, darüber möge jeder mit sich selbst zu Rath gehen, jetzt gilt es, daß diese Noth von denjenigen, welche sie zu heben entschlossen sind, klar erkannt, und insbesondere genau geprüft werde, ob dasjenige, was bisher Mittel und Aussicht für eine bessere Zukunft zu gewähren schien, noch jetzt tauge. Erst dann kann mit Sicherheit zu neuen und entscheidenden Maasregeln gegriffen werden.

Es haben aber in dem manigfaltigen Treiben der letzten Zeit die Einzelnen, auch wenn sie in dem Zwecke einer Umwandlung des gegenwärtigen Zustandes zu einem vollkommeneren Eins waren, auf sehr verschiedenartige Dinge ihr Vertrauen gesetzt.

I. Viele haben auf eine von Menschenkräften unabhängige Einwirkung des Geistes der Zeit, der Geschichte oder der Vorsehung gehofft. Allein Geist der Zeit ist nichts als die Richtung, welche ihr die Geister, so sich in ihr geltend machen, geben; auch durch die Geschichte wird und geschieht nichts, sondern nur dadurch, daß etwas geschieht, wird eine Geschichte; Gott aber hilft denen, die sich selbst helfen. Wer sein Haus redlich bestellt, sein Amt treu verwaltet, hat freilich allein ein Recht darauf, aus seinem kleineren Geschäftskreise, der selbst wieder vom Wohl oder Weh des Ganzen abhängt, heraus zu gehen, um für das Ganze thätig zu seyn. Aber dieses Recht ist zugleich höchste Pflicht, von welcher man durch Erfüllung jener Kleineren eben so wenig frei wird, als durch die Entschuldigung, daß, wenn es nur jeder so mache, auch das Ganze nicht übel bestellt seyn könne, oder gar, daß der, welcher weiter gehe, in die Fügungen Gottes vergebens, und dazu sündlich eingreife; denn kein edler Mensch wird müßig eines Genusses sich erfreuen, wo andere von gleicher oder höherer Würdigkeit zu keinem ihrer Tüchtigkeit entsprechenden Wirkungs=Kreis gelangen



können. Wer daher seinen besonderen Wirkungs-Kreis nicht für das gemeine Beste sowohl aufopfert, als festhält, sondern dem bestehenden mit blinder Ergebung dient und Nahrung giebt, der verdient da keine Berücksichtigung, wo es darum gilt, ob die Geschichte des Volkes fortan durch Aberglaube und Soldaten gemacht werde, oder durch das Volk, die Menschen selbst.

II. Von denen aber, die nicht auf eine übersinnliche Einwirkung rechneten, erwarteten einige Hülfe von Außen, andere von Innen, und zwar bald von Oben, das heißt von Seiten der bestehenden höchsten Gewalt, bald von unten aus, vom Volk.

A. Von Außen erwarten einige das Heil

1) Durch die heilige Allianz. Allein die geheime, auf Mißbrauch des christlichen Glaubens gegründete Richtung dieses Bundes offenbahrte sich sehr bald, namentlich in der Unterdrückung des alten rheinischen Merkurs, so wie in dem Wiederstande, den sie in England fand, und späterhin in so vielen die Freyheit der Völker untergrabenden Maasregeln. Nur wenige vertrauten auch

2) Dem Einfluß und den Gewährleistungen fremder Mächte. Denn alle Herrscher Europas sind durch die Bande des Legitimität einander verwandt, und schützen sich als Glieder einer Familie den Besitz und die Vererbung der durch Geburt ihnen anfallenden Völker. Der Monarchen-Congreß in Wien, die Folgen der Schlacht von Belle Aliance, der ganze Zustand unsres Vaterlands zeigen hinlänglich, daß von daher die Reformation auch diesmal nicht erwartet werden dürfe.

Sehr viele aber setzen 3) Ihr Vertrauen auf einen Anstoß von außen, durch Krieg mit einer andern Macht, oder durch den Sieg des überall sich regenden Geistes in einem andern Volke. Allein beydes liegt im Ungewissen, wiewohl das Letztere namentlich einen sicheren Vortheil verspräche, wenn unter den Freygesinnten der verschiedenen Länder Hülfsverbindungen vorhanden wären, welche aber unter so gefährlichen Umständen nur mit großen Mitteln angeknüpft und unterhalten werden können.

B. Andere glaubten die Keime des Heils nicht außer, sondern **in** Deutschland suchen zu müssen, und ein Theil hoffte dieses

1) **von Oben**, das heißt von den Regierungen, und zwar bald a) von dem Vereine derselben, dem deutschen Bunde — bald b) von den Einzelnen.

Allein jener deutsche Bund, kein Reich, kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund, ohne des Volkes Willen entstanden und bestehend, diese Versammlung fürstlicher, an die Aufträge ihrer Höfe gebundener Gesanden, zu ohnmächtig, um Rechte der Einzelnen oder der Volksstämme, geschweige denn des ganzen Volkes in Schutz zu nehmen, ja selbst um der Fürsten eigenes Wort zu lösen, dieser der Sache des Vaterland's völlig fremde Verein war durch die ihren eigenen Vortheil aus Eifersucht erkennenden Regierungen so lange gänzlich gelähmt, bis diese ein zweckdienliches Mittel in ihm sahen, um, was sie einzeln nicht vermochten, mit vereinter Kraft jede Regung der Freiheit zu erdrücken. Denn die gemeinsame Not der Regierungen, herbeigeführt durch das in bürgerlicher Aufklärung und Selbstthätigkeit aufwachsende Volkswohl, hatte die Versammlung zu Carlsbad bald überzeugt, daß, wo es um das „**Princip**“ der Herrschaft gelte, Alle für Einen, und Einer für Alle stehen müßten, und daß eine Beschränkung der Einzelnen zur Verstärkung des Ganzen nicht allein jetzt nothwendig, sondern überhaupt sehr nützlich sey, da die kleineren Bundesstaaten durch ihre natürliche Abhängigkeit, die Größeren aber durch ihren eigenen Vortheil abgehalten wurden, diese erhöhte Macht des Ganzen anders, als für dergleichen Absichten jeder einzelnen Regierung als solcher geltend zu machen. So hat denn Teutschland durch die September-Beschlüße der Bundesversammlung in seiner Verknechtung die Einheit gefunden, welche es als Schutzwehr seiner aufkeimenden Freiheit erstrebte. Dieses Ergebniß muß denn auch diejenigen in ihrem Vertrauen auf den teutschen Bund aufklären, welche dieses, ohnerachtet sie sahen, daß das Wesen desselben solche Ergebnisse möglich, ja wahrscheinlich machte, nicht längst schwinden ließen.

Was aber das Vertrauen Vieler im Volke auf die einzelnen Regierungen anbelangt, so werden nun auch diejenigen, welche übrigens die dankbare Bereitwilligkeit, ihren Herrscher als einen Vater und Hirten zu verehren, mit ihrer Würde ohne Weiteres verträglich und für den hochverrätherischen Anfang dieser souverainen Mächte Entschuldigung in den Umständen finden, sich überzeugt haben, daß von den jetzigen wenigstens, welche, fast ohne Ausnahme, der Bürger und des Landes heiligste Rechte mit frecher Gleichgültigkeit brachen oder vorenthielten, das Heil vergebens gehofft würde, denn die wenigen Beyspiele davon, daß Regierungen in bedeutenderen Dingen ihre Pflicht thaten und darin sich gleich blieben, gewähren demjenigen, der nicht auf Erbprinzen und Minister Wechsel sich vertrösten kann, jetzt um so weniger eine gegründete Hoffnung, als jede Regierung, welche der Freiheit des Volkes sich wahrhaft günstig zeigt, in den Bundesbann verfällt, sowie umgekehrt jede freiheitsmörderische Maasregel mit der Pflicht, das Land vor dem Einrücken der Executions-Truppen zu wahren, beschönigt werden kann. Wenn aber auch das Vertrauen auf die Regierungen zusammen und einzeln schon längst fast allgemein gewichen war, so blieb doch bisher noch ein Wiederhalt für jeden, der nur vor Verletzung der bestehenden Gesetze sich wahrte, c) in den obersten deutschen Gerichten, deren viele wenigstens ihre Ehre in unabhängiger Verwaltung dieses Theiles der höchsten Gewalt behaupteten. Allein nicht zu gedenken so mancher trauriger Beispiele einer untreuen, den Vortheil der Herrschaft als Gesetz handhabenden Rechtssprechung, so muß schon überhaupt das Vertrauen auf diese Anstalten mit dem auf die Regierungen zusammenfallen, in deren Händen ja die höchste Gesetzgebung (wenigstens in der Gesammtheit derselben) eben so wohl als die Besetzung der Gerichtsstellen ruht, so daß das Vertrauen auf die Gerichte seit dem Untergang des Reichs nur in der zufälligen guten Besetzung einzelner Gerichte ihren Grund hat. Allein jetzt muß dieses Vertrauen gänzlich schwinden, nachdem nicht allein von den einzelnen Regierungen Cabinetsjustiz reichlich geübt, auch eine das Gewissen mehr beschwichtigende, auf jeden Fall aushelfende Disciplinar Justiz allenthalben beliebt worden, sondern auch neuerdings die spanische Inquisitorial-

Maxime in willkührlichen Verhaftungen, Papierdurchforschungen, in Gewissens-Fragen zur Bildung eines noch nicht vorhandenen Thatbestandes von den einzelnen Regierungen befolgt und dann von der Gesammtheit derselben geheiligt und dauernd gemacht worden. — Somit ist auch diese Aussicht hinweggefallen, und es bleibt nichts mehr, als das Vertrauen derjenigen, welche

2) von Unten, vom Volke aus die bessere Zukunft erwarten. Diese verlassen sich

a) Darauf, daß jedes Bundes- und Souveränitäts-Wesen bald von selbst in sich zerfallen müsse. —

Allein wenn dieser Glaube auf eine die eigene That ausschließende Einwirkung der Geschichte oder der Vorsehung sich gründet, so ist derselbe bereits oben unter I beurtheilt worden, gründet er sich dagegen auf eine bey der Vereinzlung der Regierungen wahrscheinliche Entzweyung derselben unter sich oder Schwäche im Kampf gegen das Ausland, so schwindet diese Ansicht, wenn man bedenkt, daß die Einheit der Regierungen durch jeden Zweck, zu welchem sie einander wechselseitig bedürfen, also namentlich durch Kampf gegen einen äußeren Feind oder den in der aufkeimenden Freiheit erwachsenden inneren erhalten werden muß und folglich nicht eher erlöschen mögte, als dem Volke alle Kraft des Widerstandes und somit auch den auf es Vertrauenden aller Grund der Hoffnung geschwunden ist. Auch nimmt in einem Zustande, worin alles öffentliche Leben fehlt, jeder wahre Gemeinsinn als Verbrechen gilt, die sittliche Entartung des Volkes so schnell zu, daß der Volksfreund nicht erst auf eine weit aussehende Zerstörung dieses Zustandes durch sich selbst warten darf.

b) Nicht minder unsicher war die Hoffnung vieler auf die Wirkung von Gewaltstreichen, von Darbenoth oder umgekehrt von Wohlhabenheit auf das Volk. Die neuere Erfahrung hat es bestätigt, daß Gewaltstreiche, so fern sie nur in gehöriger Art und Folge geschehen, bald wie eine Natur-Notwendigkeit, gleich der aus Mißjahren entspringenden Noth, ertragen werden, weil durch Gewohnheit die Thätigkeit auf der einen Seite zur Fertigung

wird, während auf der Andern das Gefühl des Leidens sich abstumpft. Auch werden Gewaltthaten am Ganzen leicht durch Gnade am Einzelnen beschönigt. — Zu einem solchen Zustande bewirkt denn auch Wohlhabenheit, etwa durch Segensjahre herbeigeführt, nicht, daß der Geist, von erstickenden Nahrungs Sorgen frey, nach höherer Freiheit verlange, sondern nur, daß er auf Erhaltung des bestehenden, leidlichen Verhältnisses bedacht sey.

c) Die Meisten unter uns hatten auf die in der Bundes-Acte verheißene Einführung von landständischen Verfassungen ihr ganzes Vertrauen gesetzt. Allein so allgemein das Bedürfniß einer rechten Volks-Vertretung sich äußert, so viel Erfreuliches auch das Benehmen mehrerer Stände-Versammlungen hoffen ließ, so deutlich hat doch auch anderer Seits das Verfahren der Regierungen gezeigt, daß ihr theilweises Nachgeben in diesem Punct nur ein Erzeugniß der Noth war, welche insbesondere durch die neuere, über alle ständische Einsprache erhabene Stellung der Bundes-Versammlung ganz aufgehört und diese ganze Anstalt in die Willkühr der Regierungen gestellt hat. Daher ist namentlich an eine allmählige Ausbildung der Einzelvertretungen zu einer Gesammtvertretung, ja nicht einmal an einen durchzusetzenden Wiederstand einer einzelnen Stände-Versammlung gegen solche Bundes-Beschlüße zu denken, welche den von ihrer Regierung besonders übernommenen Verpflichtungen widerstreiten. Viele glaubten

d) Die Anstalt der Landwehr werde als die Retterin des Vaerlandes in den letzten Kriegen das Volk unter gehöriger Mitwirkung der Besseren in dem Gefühl seiner vereinten Kraft erhalten und stärken. Diese Anstalt ist jedoch in einigen Staaten bereits aufgehoben, in andern aber durch einzwängende Verfügungen dem Volke verhaßt gemacht und dermaßen mit dem Soldatenwesen verschmolzen worden, daß sie zu nichts so sehr, als zur Abrichtung der Menschen für die beliebigen Zwecke ihres Herrn tauglich ist. —

Zur Erweckung des Volksgefühls hatten viele

e) Die Liebe zum Volksthümlichen und zur vaterländischen Geschichte in Rede und Schrift, in Trachten und Festen rege zu



machen gesucht. Der unmittelbare Werth dieser Bemühung zeigt sich überall, wo, wie dies bei uns der Fall war, das Vaterländische gegen das Ausländische zu vertheidigen ist, überhaupt aber ist dieses Streben ein Mittel echter Volksbildung, in dem allein die Geschichte des Volks dem, der für es handeln will, den Standpunct und die Mittel dazu anweißt. Aber die Ziele des Handelns liegen nicht nothwendig in dieser Geschichte, oder sind wenigstens mit fremdartigem und falschem so vermischt, daß ihre Erforschung einer richtigen Ausbildung der Einsicht bedarf, welche die Geschichte allein nicht gewährt. Wie unbestimmt und verkehrt durch blindes Anschmiegen an die Geschichte auch das edelste Streben wird, zeigt namentlich bey uns das Streben Vieler, unsern gegenwärtigen Zustand rücksichtslos auf den des Mittelalters zurückzuführen. Leider enthält auch gerade unsre teutsche Geschichte so viele Beyspiele der edelsten, im Dienste der Pfiffigkeit, Verschrobenheit und Willkür sich aufopfernder Treue, aber richtig angewandt bleibt die vaterländische Geschichte ein treffliches Mittel, um die abergläubische Ergebung in den herrschenden Gewaltzustand durch Enthüllung seines Anfangs und seines Wachsthums von Grund aus zu heben. Aber dieser Gebrauch der Geschichte hängt von dem Zustande der Erziehung und der Geistes-Freiheit überhaupt ab.

f) Die Erziehung schien bis jetzt das sicherste Mittel, um auch wenn das bestehende Schlechte sich nicht ausrotten ließe, doch bey der Jugend durch Abhaltung seiner Keime und Pflanzung reinerer Ansichten zu einem würdigen Zustande wenigstens für kommende Geschlechter den Grund zu legen. Der Geist der Aufopferungen, durch welche in dem Befreyungs-Kriege Standpunct und Ziel für jede wahre Bildung wieder errungen wurden, trat fortdauernd in einem allgemeinen Bildungs-Streben hervor, welches namentlich auf den Hochschulen, bey Lehrern und Schülern sich regte. Aber das Turnen, dieses wahre Heilmittel für die Schwächen unserer Zeit, ist seinem Wesen nach fast allgemein zerstört; die deutschen Hochschulen, der Ursitz allseitiger und gründlicher Bildung, haben ihrer wahren Bedeutung nach aufgehört, indem durch die Septemberbeschlüsse die Lehrer auf die Gnade oder Ungnade der Machthaber gestellt, und den Schülern nicht nur alles freye und freudige Zusammenleben, das sich zu den höchsten

Zwecken in den teutschen Burschenschaften herrlich gestaltet hatte, entzogen, sondern auch das Reich der Wahrheit, in so fern es dem der Machthaber wiederstreitet, geradezu verschlossen worden.

Auch die übrigen Bildungs-Anstalten werden in den einzelnen Ländern nach den herrschenden Grundsätzen bewirthschaftet, und der Kirche bedient man sich, um die Unterwerfung unter die bestehende Obrigkeit, als die von Gott gesetzte, in der Gesinnung aller Gläubigen festzustellen.

g) Auch das Urrecht der freyen Mittheilung der Gedanken durch Rede oder Presse, diese Grundbedingung aller Gemeinschaft vernünftiger Wesen, das einzige Mittel, durch welches Streit der Ansichten und Wünsche friedlich sich ausgleichen und der Wille des Volks offenbar werden kann, ist vom Bundestage aufgehoben worden, und zwar vorläufig auf 5 Jahre, nach den vorliegenden Umständen aber, nachdem man einmal auch dieses Heiligthum des Volkes als einen Gegenstand der Willkühr zu behandeln angefangen hat, höchst wahrscheinlich auch so lange, als noch irgend eine Spur von freyem Geiste sich darstellt. In einem solchen Zustande macht freilich der Reiz des Verbotenen, daß die unterdrückten Wahrheiten, zumal wenn sie so von entscheidender Wichtigkeit sind, desto größeren Eingang finden. Allein ihre Verbreitung bedarf eingreifender Mittel und Verbindungen. — Dasselbe ist auch nöthig

h) um in solche Aemter einzudringen, in welchen für das gemeine Beste bedeutend gewirkt werden kann. Denn die Regierungen kennen nun schon ihre Leute und bemühen sich, diejenigen, welche sie fürchten, zu verdrängen oder abzuhalten, so daß für Viele bey erprobter Tüchtigkeit nicht einmal ein solcher Wirkungskreis, der ihnen einen nothdürftigen Unterhalt darböte, zu finden ist.

Ein höchst zuverläßiger Grund der Hoffnung lag: I. in dem Einfluße, welchen so viele Freunde der Freiheit durch ihr sittliches Beyspiel, durch Aufopferungen, gemeinnützige Bemühungen aller Art bey dem Volke, namentlich bey der Jugend und bei den Gemeinden sich erworben haben. Wie sehr durch diese Anstrengun-



gen die gute Sache gefördert worden, ist nicht zu verkennen und ebenso wenig, daß der eigentliche Grund derselben, der edle Wille, aller irdischen Macht unerreichbar ist. Allein so lange es bey den Regierungen steht, Jeden, der ihnen gefährlich scheint, nach Belieben zu verhaften oder seines Wirkungskreises zu entsetzen, edle Thatsachen öffenlich zu brandmarken und zugleich als Alleinherrn aller öffentlichen Mittheilung, die Aufklärung über Wahrheit und Lüge in der Sache zu unterdrücken, so lange können auch die größten Aufopferungen, indem sie der guten Sache ihre besten Werkzeuge entziehen und alle Freunde des Thäters verdächtig machen, wenig frommen, falls nicht ansehnliche Mittel ihnen zur Seite stehen.

Gleiches Streben und gleicher Drang nach Aufopferungen für dasselbe hatte in Deutschland

f) Die Freunde der Freiheit auch untereinander freundschaftlich verbunden. Aus inniger Verständigung allein konnte die Einheit im Handeln erwachsen, welche in Deutschland bey dem verworrenen Treiben so vielfach sich durchkreuzender Ansichten und Wünsche der guten Sache den Sieg versprach. So bildete sich bey dem unbedingten Vertrauen eines jeden auf die Absicht und Gesinnung des Andern eine wechselseitige Unterstützung mit Allem, was nur dem Einzelnen und darum auch der guten Sache zu Gebot stand. Diese Verbindungen hatten sich bald für einen bestimmten Zweg des Wirkens, z. B. auf den Hochschulen, im Heer, in der Landwehr, bald im Allgemeinen für die Sache und zwar theils förmlich, theils formlos gebildet. Die Förmlichen hatten vor den Formlosen den Vorzug eines festeren Zusammenhangs und geregelter Thätigkeit aber den Nachtheil, daß sie nicht allein die Glieder größerer Gefahr aussetzten, und den Einzelnen durch die stete Besorgniß, nicht allein sich selbst, sondern auch das Ganze zu verrathen, in seinem Wirken beschränkten, sondern auch den ganzen Bund, wenn er nicht unbehülflich werden sollte, leicht der Herrschaft oder den Fehlgriffen einzelner Beamten preisgaben oder leicht in eine wesenlose Geheimnißthuerey und kleinliche Geschäftigkeit sich verlöhren; dieß mußte besonders da der Fall seyn, wo das Ganze so verkettet war, daß der Einzelne nur Einen oder Wenige verrathen konnte. — Daher hat es sich auch bey uns

bewährt, daß da, wo es darum gilt, einen bestimmten Streich auszuführen, zu welchem nicht zu viel Theilnehmer erfordert werden, förmliche, das heißt unter besonderem Versprechen planmäßig abgeschlossene Verbindungen zweckdienlich sind, wenn dagegen für eine Wahrheit im Allgemeinen gewirkt werden soll, die formlosen Bündniße der Ueberzeugung allein zum Ziel führen. Wiewohl aber diese rein geistigen Vereinigungen als Gewissens-Sache vor kein äußeres Gericht gezogen werden können, so ist dieses dennoch durch die neueren, auf Verfolgung von Meinungen und Grundsätzen gerichteten Untersuchungen geschehen. Mehrere der Besten verschließt oder erwartet noch das Gefängniß, und wenn auch nach den Gesetzen keine Strafe sie treffen kann, so bleiben doch den Regierungen Mittel genug übrig (und sind breits allenthalben angewendet worden), um denen, deren Gesinnungen man durch verbrecherische Maasregeln ausgeforscht hat, jeden Wirkungskreis vollends abzuschneiden.

Dadurch ist es so weit gekommen, daß jeder auf solche Weise verdächtig gewordene sich hüten muß, mit Andern irgend ein für die Sache ersprießliches Verhältniß anzuknüpfen oder bey zu behalten, indem bey Grundsätzen, welche wie die Verfolgten jedem Redlichen so nahe liegen, leicht auch das unschuldigste Verhältniß denselben Verdacht zur Folge hat.

Wenn aus dieser Darstellung unsrer Lage hervorgeht, daß von allen bisher angewendeten Mitteln wenig für den Fortgang eines Strebens nach Volkseinheit und allgemeiner gleicher Freiheit in Deutschland wenig zu hoffen ist, daß vielmehr das Schicksal unseres Vaterlands vom Lichte zur Finsterniß und zum allgemeinen Verderben sich abgewendet haben, so müßen diejenigen, welche das Urbild der Menschheit i h r e m Volke zu retten und aufrecht zu erhalten entschlossen sind, als wahre Freunde desselben jetzt in der Noth sich bewähren. Daß das Volk sich noch immer schmiegt, darf uns im Glauben an es nicht wankend machen; seine Selbstthätigkeit ist durch die tief eingewurzelte Zerrissenheit seiner Stämme und Staaten, durch die Ungleichheit seiner Bürger in Bildung und Rechten, durch eine alles öffentliche Leben ertötende, Recht und Strafe in Gnade und Ungnade verkehrende, angestammte Vielherrschaft niedergedrückt. — Aber auch in seiner Ver-

knechtung ist das teutsche Volk der Freiheit so fähig und werth, als irgend ein andres durch seine Anlagen zu tiefer und allseitiger Bildung, seine Einfachheit und Ausdauer, durch sein Hauswesen, sein Gemeindewesen und selbst durch jene steife Anhänglichkeit an das Bestehende, welche ihm zwar eine Erhebung über dasselbe sehr erschwert, aber auch den Bestand der Freyheit, wenn sie einmal heimisch geworden, verbürgt. Auch gewährt demjenigen, welcher wahrhaft dem Dienste der Menschheit sich geweihet hat, kein andres Land den sicheren Standpunct für sein Wirken, welchen das Vaterland durch Gleichheit der Sprache, Erziehung, Sitte und Volksgesinnung ihm darbietet. — Darum muß bei denjenigen, welche jetzt zur gemeinsamen Durchführung eines Rettungsplans für die gute Sache zusammentreten, als erster Grundsatz dieser feststehen, daß ihr vereintes Streben auf Teutschland abziele.

Aber was geschehen soll, muß schleunig und durch ein geregeltes Zusammenwirken geschehen, da Planlosigkeit, diese Urheberin so mancher bisherigen Rückschritte, unter den jetzigen Umständen der guten Sache den Untergang droht. — In dieser Ueberzeugung schlagen nun mehrere Männer folgenden nur in seinen Grundzügen anzugebenden Plan als Ergebniß sorgfältiger Berathungen vor:

Aus den obigen Betrachtungen ergiebt sich vor allem das: daß kein Plan in Teutschland fruchte, der nicht im voraus eine von unsern Machthabern unabhängige Freystätte und Erwerbsquelle gewährt: damit denen, welche Leib und Gut an die Freiheit wagen; Beydes so lange und soweit versichert sey, als sie sich selbst der guten Sache zu erhalten schuldig sind.

Diese zwey Voraussetzungen für ein durchgreifendes Wirken bietet uns mit voller Sicherheit fast allein Nordamerika dar. Aber noch in andrer, größerer Beziehung wird dieses das Land unsrer Hoffnungen für Teutschland. Unter den dortigen Teutschen regt sich neuerdings wieder die Liebe zu ihrer vaterländischen Art, Sprache und Bildung, wie solches das Erscheinen teutscher Schriften, die Stiftung teutscher Gesellschaften und Vereine für teutsche Litteratur bezeugt. Aber es fehlt uns an einem selbstständigen Vereinigungspuncte, und dieser kann nur in ei-

ner alle Zweige des menschlichen Wissens umfassenden teutschen Bildungs = Anstalt gegründet werden. Diese muß der Zufluchtsort der in Deutschland durch rohe Willkür unterdrückten Geistes=Freiheit sowie für diejenigen werden, welche hier im Kampf für dieselbe durch Verlust ihres Wirkungskreises Opfer jener Willkühr geworden sind. Sie soll zugleich, an die dortigen teutschen Gesellschaften sich anschließend, für die hülfbedürftigen teutschen Auswanderer nach Kräften mitwirken.

Soll aber diese Anstalt mit Selbstständigkeit auftreten können, so muß sie durch eigne Mittel, namentlich durch eignen Grund und Boden sich erhalten können, da auf dortige Unterstützung im Anfange wenig zu rechnen ist. — Wird diese Anstalt von solchen Männern, welche über ihren Zweck vollkommen einverstanden das hohe, allgemeine Ansehen teutscher Bildungsanstalten auf dieselbe zu übertragen im Stande sind, gegründet, so muß das Unternehmen bald durch seinen eigenen Werth der allgemeinen Stimmung, namentlich unter den dortigen Teutschen zunächst, sich bemeistern, zumal da sie in diesem freyen Lande von allem auf die Gebrechlichkeit unsres Zustandes berechneten Zwang gereinigt werden kann. Dazu müssen öffentliche Blätter und Schriften aller Art, die durch Frankreich oder England auch den Weg nach Teutschland finden werden, mitwirken, um der Anstalt bald einen umfassenden Einfluß zu verschaffen.

Zugleich müssen dieser Lehrergemeinde sich solche Männer anschließen, welche unter dem dortigen Volke sich ansiedeln, um für die Zwecke der Anstalt thätig zu seyn. Auf diese Weise kann es gelingen, die Teutschen in Nordamerika zu Einem auf dem Congreß sich vertretenden Staate (wozu auch viele äußere Umstände mitwirken) zu verbinden, welcher ein Vorbild für das Mutterland und in vielfacher Beziehung für seine Befreyung wichtig werden kann.

Soll aber dieses Unternehmen seinen besondern Zweck, für Deutschland in Nordamerika zu wirken, vollkommen erreichen, so muß ihm ein allgemeinerer, auf die Allseitigkeit eines echten wissenschaftlichen Strebens einerseits und auf die hohe weltgeschichtliche Bedeutung von Nordamerika andererseits berechneter Plan



zu Grunde liegen. Nordamerika faßt in seiner Verfassung, wenn auch im Einzelnen noch unvollkommen, doch die Keime der Vollendung in sich tragend, das Urbild eines den Anforderungen der Vernunft entsprechenden freyen Staates. Innerlich aber zeigt es im Ganzen und Einzelnen eine Mischung aus fast allen Völkern der Erde, vielfach verschieden in Sprache und Sitte, in körperlichen und geistigen Anlagen. Die wahre, lebendige Einheit dieser verschiedenartigen Bestandttheile in einem alle besondern Bestrebungen in sich fassenden Volksstreben ist für Nordamerika noch nicht gefunden. Nur sein Streben nach dem Welthandel kann als Anfang dazu betrachtet werden; diesen verbürgt ihm seine Lage und somit den größten Einfluß auf alle Völker der Erde. Doch kann dies nur eine Vorbereitung zur Lösung der Aufgabe seyn, welche jedes Volk dazu bestimmt, das Urbild der Menschheit in sich, seiner Lage und Anlage gemäß, zu verwirklichen. Hiernach möchte die Bestimmung von Amerika die seyn: Das Heiligthum eines auf allgemeine gleiche Freiheit gegründeten bürgerlichen Gemeinwesens, als eine Anforderung der Vernunft an alle Menschen und Völker nicht nur in sich, sondern auf der ganzen Erde zu gründen und aufrecht zu erhalten:

Von Teutschland aber, als dem Mittelpuncte der ganzen neueren Bildung muß auch für Amerika der tiefe geistige Gehalt ausgehen, der allein die Grundlage seines Weltstrebens ausmachen kann. Dies ist der letzte Zweck der in Nordamerika zu gründenden teutschen Bildungsanstalt, wodurch zugleich die große Bestimmung der in Teutschland wurzelnden tiefen und allseitigen Bildung erfüllt werden möchte.

Diese Bestimmung Nordamerikas, welche im Volke, namentlich in der Jugend erweckt werden muß, schließt sich unmittelbar an die daselbst angesiedelten Menschen verschiedener Abkunft an und bringt sie mit ihren Heimath Völkern in eine dem Gesamtstreben entsprechende Beziehung, welche auch in den dortigen Teutschen die Liebe zu ihrem alten Vaterlande wieder aufrichten wird. Dadurch wird zugleich der besondere Zweck der Anstalt mit ihrem allgemei-

nen für Nordamerika vollkommen verwebt. Denn nicht Aufhebung der Völker-Verschiedenheit, dieser Grundbedingung aller Gesundheit im Menschenleben, kann der Zweck seyn, sondern daß das allgemeine, rein Menschliche in jedem Grund und Boden Wurzel fasse und gedeihe. — Die Einheit aber, welche jedes Volk in seiner Sprache besitzt, kann dem amerikanischen für seine Bestimmung allein in einer dreifachen Grundsprache werden, indem dahin gewirkt werden muß, daß jeder Amerikaner der drei herrschenden Sprachen, der teutschen, englischen und französischen mächtig sey. Auch die übrigen Mittel zur Erfüllung jenes menschlichen Berufes kann allein eine reiche und gediegene Bildung verleihen.

Der Hauptzweck der Unternehmung ist also dreifach. Sie soll werden

1) eine Freistätte für bedrängte Teutsche und eine Erwerbsquelle, um für das Freiheitswohl der Völker und ihres Volkes insbesondere (mittelbar und unmittelbar) thätig zu seyn. —

2) Ein Mittelpunct der Vereinigung aller Teutschen in Nordamerika zu Einem Freistaate.

3) Ein Mittel, um im nordamerikanischen Volke das Bewußtsein seines Berufes, der Welt die Freiheit zu bringen, aufzuregen.

Diese Zwecke erfordern, daß die Gesellschaft nach festen Grundsätzen geregelt ihr Endziel und namentlich ihren fortwährenden, jetzt noch nicht zu bestimmenden Zusammenhang mit Deutschland als ein Geheimniß bewahre, daß ferner aller Erwerb gemeinsam und der Verfügung der Gesammtheit unterworfen, und daß endlich schon vor ihrem Abgange dafür gesorgt sey, daß nicht allein die dort nöthigen Ausgaben bestritten, sondern auch die ganze Anstalt sogleich bey ihrem dortigen Auftreten in allen Zweigen der Bildung nach festem Plane thätig werden könne.

Es ist nun vor allem nöthig, daß die edlen Männer, denen dieser Plan in diesem allgemeinen Umrisse mitgetheilt wird, über



die Sache selbst sowohl als über ihre Theilnahme sich bestimmt erklären, auch welche Mittel ein Jeder dafür aufzuopfern gedenkt. Die Unternehmer versprechen, von allem, was in der Sache geschieht, die Theilnehmer mit möglichster Vorsicht zu benachrichtigen, und der Gesellschaft, sobald dieselbe in Thätigkeit getreten ist, über alles, was in der Sache gethan, genaue Rechenschaft abzulegen.

GOETHE AND AMERICA

by

WALTER WADEPUHL, Ph. D., University of Illinois.

Although much has been written concerning various phases of Goethe's attitude toward America, there is no work dealing with this topic in its entirety. This seems to account for the fact that the different articles represent different points of view, in some cases resulting in rather grave contradictions and misinterpretations. This paper attempts to trace Goethe's interest in America chronologically from his early youth to his old age, including all phases of the subject, thus giving a more connected and clearer conception of his attitude than could be obtained by discussing any one isolated point in his relationship to the new world.

Zeitler presents the traditional opinion in his *Goethe-Handbuch*[1] when he states that during three periods of his life Goethe took an active interest in America: 1) during the American Revolution, 2) in 1818, when he received a geological map of the United States, and 3) in 1825, when Prince Bernhard of Weimar went to America. To my mind this division is purely arbitrary, resting upon no authority. My own study leads me to distinguish two periods in Goethe's attitude toward America: A complete indifference before 1807, and a constantly increasing interest after 1807.

The principal event during the first period is the American Revolution, in which Goethe is said to have had a deep interest. A careful analysis, however, will reveal the following. The

[1] I, 37 ff.

year when Goethe began his career at the court in Weimar also marked the beginning of the American Revolution. In his new position it would have been difficult to sympathize openly with a colony rebelling against its monarch. We cannot therefore expect any public utterances of sympathy, and the places to look for Goethe's attitude toward the great struggle would be in his diaries and letters to intimate friends. But not a single reference to the American Revolution can be found until the middle of the nineties.[2] This absence of any expression either friendly or hostile to the struggle seems to admit of only one interpretation: Goethe was indifferent toward this war for independence.

The newspapers of that day discussed the Revolution, in most cases presenting the censored reports of the English, or in a few isolated instances sympathizing with the American rebels. These reports were all general in character and contradictory,[3] and to them as pointed out in *Dichtung und Wahrheit*,[4] Goethe paid no attention.

Nevertheless, Goethe's works contain several references to the American Revolution; but let us examine their date and significance. During the entire period of the Revolution Goethe did not publish a single line concerning the struggle of the American people for independence. In 1781 he did read *Das Neueste von Plundersweilern* before a select group at the ducal court of Weimar; but this satire, which contains a veiled reference to the soldier traffic, was not published until 1817.[5]

Die Mitschuldigen appeared in three versions. In 1767 we find no political allusion,[6] in 1769 there is an enthusiastic

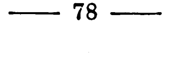
[2] The first references are very indefinite and express no attitude; the reader is referred to: Works XXII, 103; Works XXXIV—1,287 f. (Aug. 30, 1797); Goethe to Schiller, Jan. 26, 1798.

[3] Walz, John A.—*The American Revolution and German Literature;* Gallinber H. P.—*Die Haltung der deutschen Publizistik zu dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege, 1775—1783.*

[4] Works XXIX, 69 (1816).

[5] Works XVI, 45

[6] DjG. VI, 81 ff.



reference to Paoli,[7], the hero of the Corsican struggle for independence, and in 1787 Goethe substituted the American Revolution[8] for the Corsican Revolt. But in this third version we look in vain for any enthusiasm. Instead we find mention of a group of young adventurers, who, over their glass of wine, brag of their intentions to sacrifice their possessions and lives for the American struggle for liberty. Having become sober, they cool down and are satisfied to remain in Germany. America is presented as a far-away country, unfamiliar to the German. Because of the soldier traffic, the Germans could not help knowing that there was a war between the English and the Americans, who had revolted against their mother country; but this vague information exhausted their knowledge of the American Revolution.

From these facts we may draw the following conclusions: Disregarding a veiled reference to the soldier traffic in 1781, all utterances were made years after the Revolution. Goethe knew that the Americans were struggling to secure independence of England. None of his allusions, however, show any knowledge of or insight into the political background underlying the struggle, nor can they be interpreted as revealing any sympathy for the American cause during the time of the Revolution, or for the problems of the young Republic after independence had been won.

Other utterances about America, aside from the Revolution are based on the idea that America was a country remote from and devoid of all civilization. This thought is clearly expressed in *Stella*[9] (1775), where Lucie pretends that her father had traveled to America as a merchant and died there, and in *Gross-Cophta*[10] (1791), where the count, a deliberate fakir, regards America as a country about which he can say

[7] DjG. I, 368.
[8] Works IX, 44.
[9] Works XI, 136.
[10] Works XVII, 159 f.

anything he pleases with no one able to disprove his daring statements.

The passages in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* with which we are at present concerned were finished in 1796. In the first reference, Goethe describes Aurelia's lover as a man who "had just returned from America, where he had served in the company of some Frenchmen under the United States colors with great distinction."[11] Later on in the story we are introduced to Lothario, the man of action, who felt that it was only in America where he could put his theories into practice. He had forsaken fortune, home, and kindred, for "if an action were not surrounded by a thousand dangers, it would not be worth while."[12] Upon reflection, he sees his folly, and in his own home among friends exclaims, "Here or nowhere is America!"[12] This passage shows no definite knowledge of America or of conditions there; in fact the new world, for which any remote country might have been substituted, is used merely as a symbol for the universal desire to seek happiness in the distance and to overlook the opportunities at home. Lothario expresses the same opinion in the case of his brother-in-law, the count, who is about to go to America to join the Moravian Brotherhood there, hoping to find salvation by means of a life of repentance and hardship. Here America is merely the refuge for the unfortunate; it is the love affair of the count's wife that has made them both desperate, and they seek to flee old associations by going to the new continent.[13] The other two references to America are concerned with Jarno's scheme to go there for business reasons, taking Wilhelm with him. The latter considers it an "adventure", but Jarno explains that, owing to the general unrest in Europe, property is no longer safe. Therefore he is to form companies to make investments throughout the world, so that even if one country is swept by revolution, some of the investments will

[11] Works XXII, 103.
[12] Works XXIII, 20.
[13] Works XIII, 21; 180.

remain secure.[14] Even this utterance merely makes America the country for aircastles, far enough away to be undisturbed by the storms of Europe.

In these works America is represented as an uncivilized country, a refuge for the unfortunate, and a land for the European adventurer. Goethe makes no definite statements about America, and this seems to indicate that he had only the vaguest information concerning conditions in the new world.

We may say then that until 1807 Goethe was interested in and informed about the American Revolution, and about America in general, only as far as they affected conditions about him. Or as he himself phrased it in *Dichtung und Wahrheit,* several decades later: "I was interested in these events only in so far as they concerned society in general. My intimate friends and I did not occupy ourselves with current news or journals; our desire was to understand human nature. We were glad to let each one seek his own salvation."[15]

Prior to 1807, Goethe had no personal contact with the new continent and read next to nothing about it. But that year he received a copy of Humboldt's *Essay on the Geography of Plants in Mexico.*[16] Goethe, who had done considerable research in geology, was fascinated by this book. He compared the snow-lines of European and American mountains and their respective vegetation. He drew charts, noting the plants found at the various altitudes in New Spain, and sent a copy to Humboldt for his corrections.[17] This purely scientific study of New Spain, which introduced Goethe to the new continent and which was to form the basis of contact with America, gradually aroused in him the desire to know something about the history of this country, and from 1809 to 1810 he familiarized himself with such works as *A History of the Discovery and Conquest*

[14] Works XXIII, 235 f

[15] Works XXIX, 69.

[16] Diary, March 28—29, 1807. Appeared in *Geographische Ephemeriden.*

[17] Goethe to W. v. Humboldt, April 3, 1807; Diary, June 3, 1807.

of New Spain,[18] *Cortez' Conquest of Mexico,*[19] and Thierry de Menonville's *A Voyage the New Spain.*[20]

In January 1810, Colonel Aaron Burr called upon Goethe.[21] This was, as far as we know, the first American whom he met. It is likely that they discussed Franklin, his scientific work and his service as a diplomat, for a few months later we find that Goethe is reading Franklin's *Autho-biography,*[22] and discussing his part in shaping world politics.[23]

In 1813 Madame de Staël's *De l'Allemagne* appeared and for the first time centered the attention of the whole world on Germany and her cultural achievements. The year 1815, moreover, brought peace to Europe, and over-seas traveling again became safe. The result was an influx of Americans into Germany, desiring to travel and study there. These were to form a second point of contact between Goethe and the new world. His information, which until this time had been based upon purely scientific books, was now supplemented by the actual acquaintance with residents of the new world. The introduction of this personal element served to crystallize the interest previously aroused. The Americans that Goethe met were mostly residents of Boston and graduates of Harvard University. As he came in contact with these cultured young men, several of whom later attained considerable fame, Goethe assumed an attitude of active interest toward the new world. America now became to him a country worthy of study and consideration.

The first Americans to come to Weimar were Edward Everett and George Ticknor.[24] Everett was at first professor

[18] Diary, June 9, 1809.

[19] Convers. June 11, 1809; Riemer.

[20] Diary, Jan. 3—6, 1810.

[21] Diary, Jan. 4, 1810. Aaron Burr, vice-president of the United States from 1801—1805, owing to political complications, was a refugee in Germany in 1810.

[22] Diary, May 5, 1810.

[23] Diary, May 18, 1810.

[24] Diary, Oct. 25, 1816.

of Greek at Harvard, then accepted the editorship of the *North American Review,* took a prominent part in politics, and finally became president of Harvard University. Ticknor, a professor of Spanish at the same institution, became famous for his *History of Spanish Literature.* Both impressed Goethe very favorably, and he took great pains to introduce and recommend them to his friends.[25]

In September 1817 Goethe received a visit from Mr. Lyman, an American philanthropist from Boston,[26] who brought a letter of introduction from Everett, offering autographs of such famous Americans as Adams, Jefferson, Madison, and Washington for Goethe's extensive collection. In turn he asked Goethe for an autographed edition of his works for the library of Harvard University, and for Goethe's signature in his own edition of *Hermann und Dorothea,* which he had sent along.[27]

Early in the same year, a young Harvard graduate by the name of Joseph G. Cogswell[28] was introduced to Goethe by Eichstädt.[29] Cogswell, who later became professor of mineralogy and chemistry at Harvard, discussed literature and, above all, science with Goethe. Cogswell must have been a man of unusually pleasing personality, of considerable literary attainments, and well versed in geology, as he immediately attracted Goethe's attention and interest. The museum of the Mineralogical Society in Jena was well supplied with American minerals and Goethe showed an extensive knowledge of American mineralogy; so Cogswell offered to secure for him some additional American minerals and the work of the Bowdoin professor Parker Cleaveland, entitled *An Elementary Treatise on Mineralogy and Geology,* which took special ac-

[25] Goethe to Lenz, Oct. 26, 1816; Goethe to F. A. Wolf, Oct. 30, 1816.

[26] Diary, Oct. 13, 1817.

[27] Everett to Goethe, Sept. 7, 1817; G-Jb. XXIV, 5.

[28] Cogswell was accompanied by Thorndike.

[29] Eichhorn to Eichstädt, March 22, 1817.

count of American rock-formations.[30] Cogswell himself gives us the following very interesting account of his meeting with Goethe: "Soon... he turned the conversation to America, and spoke of its hopes and promises, in a manner that showed it had been the subject of his inquiries, and made juster and more rational observations upon its literary pretensions and character, than I ever heard from any man in Europe."[31] "[I] discovered [in Goethe] a minute knowledge of America's physical and moral character. He spoke of Boston and its local situation,—observed that the productions of America had a character different from those of other continents, that the crystallizations were different, larger and on a greater scale, etc."[32] Cogswell in turn told Goethe of America's growing interest in German literature, and so the beginning of a mutual appreciation was established.

These meetings and discussions with learned Americans, above all with Cogswell, soon led Goethe to acquire additional information on the new world. 1818 we find him diligently studying A. L. Schlözer's *Neue Erdbeschreibung von ganz Amerika*,[33] which had been translated from the English, also Fürstenwärther's *Der Deutsche in Amerika*. He secured through Bertuch[34] a map of the United States, and looked up the various places read about. Anxious to keep the books for further study, Goethe asked for permission to do so, and stated in his letter, "The serious study of the works you were kind enough to lend me gives me very great pleasure, as it affords me a profound insight into conditions there."[35]

Cogswell then forwarded to Goethe, as he had promised, some American minerals and Cleaveland's *Mineralogy*.[36] Goethe

30 Cogswell to Goethe, June 1818; G-Jb. XXIV, 8.
31 Convers, March 27, 1817; J. G. Cogswell.
32 Convers, March 27, 1817; J. G. Cogswell.
33 Taken out of Library April 14, 1818.
34 Diary, April 14, 1818; June 15—15, 1818.
35 Goethe to Güldenapfel, June 15, 1818.

read this work with intense interest.[37] Immediately after its receipt, he wrote a French letter of considerable length to Cogswell, filled with esteem and admiration for America: "The letter with which you have honored me could not have arrived at a more opportunte moment. I have devoted several weeks of leisure to extending and perfecting my genral knowledge of the past and present situation of the United States. I am surrounded by all kinds of old books as well as by accounts of the most recent voyages. My reflections on this tremendously large nation, composed of so many different regions, have aroused in me the natural desire to get acquainted with the geological accounts, which in telling about the shape and the surface of the earth, often determine the division into provinces, and to a certain degree allow us to judge of their products; above all, if we are acquainted with the character of the climate.

"All the works which I have so far consulted, since they throw only a very uncertain light upon the topic, have prevented me from continuing my work, which was in no sense meant to be superficial. Therefore you will easily judge of my present joy when at such a critical time I received your work. I glanced through it immediately, and hasten to express my gratitude."[38]

Goethe showed his deep appreciation for the book sent by continuing, "I cannot express, nor can I paint the admiration which the wealth of material and the excellent method gives me,"[38] and he went on to say that the Jena Geological Society would be exceedingly pleased to receive some of the other works on American mineralogy mentioned in Cleaveland, as well as a number of maps and some illustrative material that might throw more light on the geological formation of the United States.

[36] Diary, June 16, 1818.
[37] Diary, June 17—27, 1818.
[38] Goethe to Cogswell, June 27, 1818; Diary, June 27, 1818.

That Goethe was making an earnest effort to familiarize himself with the problems of the new world is also expressed in a letter to Voigt, the director of mines at Ilmenau: "I am surrounded by a great number of essays and books describing conditions in the United States. It is really worth while to get an insight into the progress and development of this new continent."[39]

The geological works were of primary interest to Goethe; he appreciated the opportunity to become thoroughly acquainted with the geology of the United States, as is clearly expressed in the *Annals* of the year 1818: "Through a very fortunate coincidence we are becoming familiar with the geognosy of the United States. We shall return all favors in a friendly and substantial manner."[40] Furthermore, Goethe searched for additional material on the new world. Thus in January 1819 he took home *Lewis and Clarke's Voyage*,[41] but we find no comment on this book.

On May 10, 1819, von Müller recorded another visit of Cogswell to Goethe. In the meantime, Goethe's enthusiasm for the new world must have increased, for he remarked, "If we were just twenty years younger, we might yet be tempted to go to America!"[42] Cogswell himself testified to Goethe's fervor, when he wrote to Bancroft the same day, "America in all its relations is now his paramount study."[43]

During his visit Cogswell made Goethe a present of several books and essays,[44] among others Warden's *Statistical Account of the United States of America*, to the eager reading of which Goethe devoted many days.[45] Pasted in volume I was a reprint of Cogswell's essay *On the State of Learning in*

[39] Goethe to Voigt, June 19, 1818.
[40] Works XXXVI, 139.
[41] Diary, Jan. 13, 1819; taken out of library, Jan. 9—May 9, 1819.
[42] Convers. May 10, 1819; F. v. Müller.
[43] J. G. Cogswell to Bancroft, May 10, 1819.
[44] Goethe to August v. Goethe, May 26, 1819.
[45] Diary May 10, 1819 ff.



the United States, which a few months before had appeared in Blackwood's *Edinburgh Magazine.*[46]

In the same year, Goethe also mentioned a copy of Cleaveland's *Geology and Mineralogy of the United States* which the Jena Geological Society had received from the author.[47] This remained for Goethe the standard reference work on American geology and mineralogy to the end of his life. He was so impressed by Cleaveland's scholarship and so pleased at his moderation, above all in his attitude toward the Neptunistic and Plutonistic theories[48] that he induced the Geological Society of Jena to confer a diploma upon him. This went to Cogswell at Dresden, who was to forward it to America. In a letter accompanying the diploma, Goethe wrote, "I enclose a diploma of the Geological Society of Jena for Mr. Parker Cleaveland of Boston. This great scholar had the kindness to send this scientific society his excellent work, and we desire to show our appreciation."[49] And Goethe continued, referring to Cogswell's gifts, "I assure you that I am most diligently studying Mr. Warden's book, but above all the short article from the *Edinburgh Magazine,* which has enlightened me on so many things, that I cannot help reading it again and again. It has helped me to understand important institutions as they developed out of natural conditions."

Cogswell continued to send Goethe American reading matter; and soon we find him recording the receipt of the "last three numbers of the *North American Review* (nrs. 22—24) published in Boston,"[50] along with which came a letter from the sender stating, "[These publications] will serve to give you some idea of the literary spirit which now exists in that part of my country." Furthermore, Cogswell promised

[46] Diary, May 11—12, 1819.
[47] Goethe to Cogswell, 1819; Letters XXXI, 395.
[48] Goethe to K. v. Sternberg, June 20, 1823.
[49] Goethe to Cogswell, July 29, 1819.
[50] Cogswell to Goethe, Aug. 8, 1819; G-Jb. XXIV, 15.

to send such literary and scientific essays about America as might be of interest.

A few days later Goethe replied, his letter clearly showing his interest in the information he was gathering from Cogswell's gifts. Although he is "anxiously awaiting the promised journals and papers,"[51] Warden still claims his closest attention. Of his studies in this book he says: "While working carefully through Warden's very interesting work, I have often traveled in fancy in your native country, where in thought I shall frequently visit you, after you have left us."

In return for these favors, Goethe was now ready to send his works to Harvard in accordance with Everett's request, and as he had in 1818 promised Cogswell. As Goethe looked forward to acquiring a better understanding of American life through the books received from there, so he hoped that his works would help to bring about a deeper appreciation of German letters and culture in America. Cogswell was to serve as mediator, and Goethe wrote him in this connection, "I am sending you the results of my studies and efforts, and would greatly appreciate it if you recommended me to your countrymen." Goethe's letter to Harvard proper was filled with admiration for the accomplishments and ideals of American education, reading: "The above poetical & scientific works are presented to the library of the University of Cambridge in N. England, as a mark of deep Interest in its high literary Character, & in the successful Zeal it has displayed thro' so long a Course of Years for the promotion of solid & elegant education."[52]

How warmly Goethe must have been attached to Cogswell is clearly indicated by what he said to the young American when the latter came to Jena in August 1819, to bid good-bye to Goethe; Cogswell wrote that when he had asked Goethe whether he would care to hear from him on his arrival in the

[51] Goethe to Cogswell, Aug. 11, 1819.
[52] Goethe to Harvard University, Aug. 11, 1819.



United States, the old sage replied: "Yes, but you'll not wait till then I hope.... and will you remember me.... when you are surrounded by your friends at home: and may I believe that there is a heart in the new world which beats for me?"[53]

Two months after Cogswell had left Germany, George Bancroft, the American historian, called upon Goethe.[54] Bancroft tried to stimulate Goethe's interest in the history of the United States, promising to send him a book from Göttingen about the aborigines of North America. Goethe must have impressed Bancroft with his knowledge of America, for on November 10, 1819, he wrote, "It gives me great pleasure to see that you consider our new country, so destitute of art and learning, worthy of your special attention."[55]

Through this personal contact, Goethe and Karl August by the year 1819 were filled with such enthusiasm for America that they read all available books of travel. Bran, a publisher in Jena, printed translations of such works in his *Ethnographisches Archiv*. These were devoured in Weimar; but soon this material was exhausted, and only voyages already familiar to the duke were published. Karl August was greatly disappointed at this, especially since his knowledge of English was too limited to enable him to read new works of travel in the original. So he offered through Goethe to furnish new material for the *Archiv*, as he received it regularly from Hüttner in London. The duke was to pay for the books, Goethe was to recommend the desirable ones to Bran, and the translations, usually in abridged form, were to appear in the *Ethnographisches Archiv* (devoted to works of travel), in the *Minerva* (devoted to politics and history), and in the *Miscellen für die neueste ausländische Literatur* (devoted to geographical statistics).[56] It seems that Karl August even went so far as to assist these periodicals with money sub-

[53] Convers. Aug. 17, 1819; Cogswell.
[54] Convers. Oct. 12, 1819; Bancroft.
[55] Bancroft to Goethe, Nov. 10, 1819; G-Jb. XXIV, 19.
[56] Goethe to Bran, G-Jb. XXI (1900) 101 ff.

sidies.[57] Shortly after his death in 1828, the *Ethnographisches Archiv* was discontinued.

Thus a new means of contact with other continents, and especially with America, was established, and we learn that on October 5, 1820, Karl August forwarded a batch of American periodicals, originally from Hüttner, to Goethe.[58] He also received the *Historical and Literary Translation of Philadelphia*, Vol. I, containing an interesting article on fish.[59] Among others, there must have been some newspapers containing advertising matter, for in 1821 we learn from Bancroft that Goethe spoke not only of "the progress of colonization in America", but also "of the agreeable manner we have in America of setting before each advertisement a little cut denoting its subject, as a house, a ship, a horse. He thought it a very excellent custom."[60]

Early in 1822 Bran had sent Goethe another batch of American newspapers and a complete set of the *Ethnographisches Archiv.* In this series, Fearon's *Sketches of America*[61] particularly attracted Goethe's attention. Some volumes of the *North American Review* must also have been received, as in July Goethe records that he exchanged some of these periodicals for other numbers,[62] apparently through the kindness of Dr. Bran. In the June number of that year, he found Cogswell's review of the German version of Warden's *Statistical Account.*[63] This reminded Goethe of former studies and apparently revived his interest in America and its geology. In order to continue his geological work, he persuaded Karl August to grant money for the purchase of some new American minerals,[64] and he also secured and read Struve's

[57] Goethe to Karl August, Oct. 13, 1820.
[58] Diary, Oct. 5, 1820.
[59] Diary, Jan. 30, 1821.
[60] Convers. March 7, 1821; Bancroft.
[61] Diary, May 19, 1822.
[62] Diary VIII, 320.
[63] Published in Ilemenau in 1822.
[64] Goethe to J. H. Meyer, Dec. 16, 1822.

Beiträge zur Mineralogie und Geologie des nördlichen Amerika.[65] This book furnished some comparative material on European and American mineralogy, in which field Goethe himself had done considerable work. He must have been anxious to preserve these data for further reference, for he wrote, "[I] advise that the observations made for London and Boston be put down on a separate table, as we could then easily compare them with our geographical presentations."[66] It was perhaps to verify this material that he resorted to Cleaveland's *Mineralogy* as final authority.[67] This gave rise to discussions with his geological friends, and Humboldt's *Essaie gèognostique* was also consulted,[68] probably in this connection. In the midst of these studies, Goethe received from Cleaveland a second and enlarged edition of his *Mineralogy*. He admired the moderation in Cleaveland's work, and after making some incorrect statements about his training and experience, went on to praise him, "He has traveled much, and his broad knowledge and excellent training caused him to take account of all recent discoveries and publications. He is still a representative of the old school, which has every right to claim a solid foundation; nevertheless his work is progressive and up-to-date; and thus he is neither stagnant nor revolutionary in his ideas, but follows the road of moderation."[69]

In the meanwhile, Goethe must have received further copies of the *North American Review*. When Oberbaudirektor Coudray came to him on August 19, 1824, they discussed "the digging of the Canal of the West", namely the Erie Canal, then almost completed between Albany and Buffalo. An article in the *North American Review* in January 1822 took up this subject in detail, and Goethe and Coudray traced the route of the canal on a map of the state of New York.[70] In November

[65] Scient. Works, X, 273.
[66] Goethe to Possett, Jan. 31, 1823.
[67] Dairy, April 9—10, 1823.
[68] Dairy, May 1—3, 1823.
[69] Goethe to Sternberg, June 20, 1823.
[70] Diary, Aug. 19, 1824.

1824 Goethe read in Bran's Miscellen an article on Mexico and Cuba, probably a translation of one of Humboldt's works from French into German.[71]

With the exception of these two items, the year 1824 is barren of interest in or connection with America. Goethe's interest seemed to be dwindling, and the stimulus of additional personal contact was needed to revive it.

This came in March 1825 when an American from Washington, named George H. Calvert, came to visit Goethe.[72] It is interesting to note what he had to say about Goethe's acquaintance with Americans. He stated, "In 1825, Americans were seldom seen so far inland. In his whole life Goethe had not probably met with six.[73] The announcement of one for the unbusied moments of after-dinner, was, I dare say, to the ever-fresh student and universal observer, a piquant novelty. His attitude and expression, as I entered, were those of an expectant naturalist, eagerly awaiting the transatlantic phenomenon."[74] Goethe was especially interested in "the news of the election of John Quincy Adams to be President of the United States", which had just reached Germany. In a discussion Calvert explained to Goethe the mode of election. Struck by Goethe's interest in American affairs, he concluded his account by impressing upon Goethe that there was also a profound interest on the part of the American people in German culture. To prove this statement, Calvert the same day sent Goethe the October number of the *North American Review*,[75] containing an article on Goethe by Bancroft. Calvert sent along a letter in which he wrote, "[I was] thinking that

71 Diary, Nov. 17, 1824.

72 Diary, March 27, 1825.

73 Minor visitors from America that Goethe mentions are: L. D. v. Schweinitz (Sept. 23, 1825), H. E. Dwight (Aug. 19, 1826), Cuningham of Boston (July 9, 1827), Edward Robinson (Aug. 12, 1828), J. C. Richmond (Apr. 6, 1829)), two van Reusslaer of N. Y. (Oct. 14, 1820), Col. Low and R. Ray of N. Y. (Dec. 9, 1829), J. B. Harrison of Virginia March 24—25, 1830).

74 Convers. March 27, 1825; G. H. Calvert.

75 Diary, March 28, 1825.

it would not be without interest..... if his Excellency has not yet seen it."[76] Goethe was greatly pleased with this attention, although he had just a few hours before received another copy of the same article from Varnhagen von Ense. He returned Calvert's essay the same day, and replied to von Ense, "It surely is strange to see how gradually the works of my long life travel through the world, and how they exert great influence here and there, according to time and circumstances. I could not help smiling when I saw myself reflected in such a far-off republican mirror. The essay surely must have had a good effect, so much intellect and insight, blended with a youthful appreciation and admiration for poetic works, produce a certain feeling of sympathy and esteem. He managed to conceal his lack of knowledge in certain parts as he tried to round out the whole matter by the use of euphony."[77]

During 1825 Goethe resumed the reading of Humboldt's works dealing with America, especially those with Mexico.[78] An explanation for this may be found in Goethe's increasing interest in the mining problems of the new world. This was still heightened when a young miner, named August Hamann, about to go to Mexico, called on Goethe and they discussed the Mexican mining situation together.[79] A few days later[80] Goethe read Taylor's *Mexico,* an English translation of Humboldt's work on that subject, no doubt for the purpose of gaining a deeper insight into conditions there.[81]

So far we have seen that after personal contact with some men from the new world, Goethe and his immediate circle in Weimar took a keen interest in America. Duke Karl August practically financed Bran's publications, translated from other

[76] Calvert to Goethe, March 28, 1825;; G-Jb. XXIV, 20.
[77] Goethe to Varnhagen von Ense, April 3, 1825.
[78] Diary, March 7, 1825; August 22, 1825.
[79] Diary, Mrch 28, 1825.
[80] Diary, April 2, 1825; August 11, 1825; August 20—22, 1825.
[81] On July 13—14, 1825; Goethe also read a translation of Talbot's *Canada* in Bran's *Ethnographisches Archiv.*

tongues, many of which treated American topics. In this way, the hope of going to America, which Prince Bernhard[82] had cherished in his youth, but had abandoned, was revived and nourished, till in 1825 he actually decided to take the trip. He left Weimar in the spring of that year and, well equipped with information about the new world, planned to visit the United States, and also Mexico to investigate its mining possibilities. The latter idea, however, was not carried out. This visit to America of one of Goethe's intimate friends naturally strengthened in him the desire to read more works of travel on America.

The prince must have sent an account of his first impressions of America to his father in January 1826, as Goethe then wrote to Karl August, "The letters of Prince Bernhard are very enjoyable and instructive indeed. His able and sensible discussion of the people of the new world causes a person to think."[83] And Goethe continued, "May I ask you to send me the prince's diaries occasionally, as they would help to shed light on many topics of which I have only a superficial knowledge." But the diaries did not arrive. The next month Goethe and Soret discussed Bernhard's journey,[84] as far as they were familiar with it, and in February and March we find that Goethe worked through Keating's *Reise durch Nordamerika,*[85] which covered the northern part of the United States and Canada, through which the prince had just been traveling. This trip he traced by means of a map.[86] But his curiosity was only increased in this way. His intense desire to learn something more definite about the doings of the prince led him to plead in a letter to Karl August on April 22, 1826, "May I respectfully ask you to let me have a part of the diaries? I wish to visit both the known and the unknown parts of the United States of America under the guidance of

[82] Son of Duke Karl August of Saxe-Weimar.
[83] Goethe to Karl August, Jan. 4, 1826.
[84] Diary, Feb. 12, 1826.
[85] Diary, Feb. 25, 1826; March 24, 1826.
[86] Diary, March 24, 1826.

this able prince." On May 10, Goethe himself received some letters from Prince Bernhard, and eleven days later parts of the actual diaries from Karl August, and he started to read them, beginning with an account of Boston and the New England states. From July 2 to 5 Goethe eagerly read the greater part of the journal which had been sent to him, and in a letter to the Grossherzog, Goethe commented on what seemed especially interesting to him. He discussed Philadelphia, its foundation by Penn, and the tremendous growth of the city. The duke was now having the manuscript copied under the supervision of von Conta and since Goethe was especially attracted by the curious ways of the Shakers, a religious sect which had settled between Boston and Albany, he asked for a private transcript of this particular passage.[87]

All of August and September[88] were devoted to the prince's diaries. He followed the voyage in all its details on the map, and discussed the trip with his intimate friends. Goethe's general criticism was very favorable. He considered the prince's uninterrupted diary of the greatest value, but asked him not to publish it in parts, but as a whole. The public life of which the prince spoke could also have been seen by another person, but not so much in its relations to social conditions, since the prince as a man of position and military rank had access to every place.[89] When in 1826 Bernhard returned to Weimar, Goethe welcomed him with a long poem. In it he praised the spirit of enterprise in America, the industry of the people, and the consequent rapid growth of the country. He referred to the favorable impression the feeling of equality prevailing in the United States had made upon the prince, and hailed America as a fortunate country, with which the prince was anxious to continue the cordial relations his visit had established.[90]

[87] Goethe to Karl August, July 20, 1826.

[88] Diary, August—September 1826.

[89] Goethe to Karl August, July 20, 1826; Goethe to von Sternberg, Sept. 19, 1826.

[90] Works IV, 209 f. (September 15, 1826).

The return of the prince did not mean that his diary was read with diminished interest. Goethe's enthusiasm continued, and he insisted on having the accounts of the voyage published.[91] His love for works of travel, so intense at the time, finds expression in a letter to Sternberg on September 19, 1826: "The latest voyages always offer the same enticements as our newspapers. The latter inform us of the most recent events in history, the former depict present day conditions.[92] The interest in Prince Bernhard's work persisted into the beginnings of the year 1827. Not only was he constantly reading and discussing the prince's voyage, but in connection he also kept on studying Warden's *Statistical Account.*[93] Prince Bernhard's *Travels in America* were finally published in 1828.

In the meantime, Goethe's interest in the scientific questions of the new world had by no means abated. In the fall of 1826[94] he discussed the geology of the United States and worked through Cleaveland's *Mineralogy* and Warden's Statistical Account, checking up certain matters concerning the new continent. In December 1826 Alexander von Humboldt came to Weimar, where he stayed for several weeks and was a frequent guest at Goethe's house.[95] The conversation naturally turned to Humboldt's scientific works on America. They discussed botany, geography, and even the constitutions of Mexico and Central America as compared with the forms of government in South America.[96] These discussions induced Goethe and his geological friends to read and re-read some of Humboldt's works. Thus in February 1827 Count Lotum brought Humboldt's work on Cuba, which they studied together with the help of maps. Already in March and August 1825 a passage discussing the possibilities of a canal connecting the Atlantic and Pacific Oceans had interested

[91] Diary, Sept. 18—24, 1826.
[92] Goethe to Sternberg, Sept. 19, 1826.
[93] Diary, Sept. 19—26, 1826.
[94] Diary, Sept. 27—Oct. 7, 1826.
[95] Diary, Dec. 11, 1826.
[96] Diary, Dec. 12, 1826.

Goethe. The same passage again claimed his attention now.[97] Although interest in the study of natural history had greatly decreased in Germany, Goethe added with satisfaction that there were yet many Germans in America who were now continuing the excellent and praiseworthy work of Humboldt.[98] Goethe's interest in Humboldt's work continued steadily, and as late as October 1831 he read *Les Fragments de gèologie.*[99]

Not only scientific books about America, but also the works of American scientists attracted Goethe's attention. Goethe was best acquainted with Benjamin Franklin whom he mentions in connection with his invention of the lightning rod, and his works on color. In 1791 we find in Goethe's *Biographische Einzelheiten* the rather interesting statement that a young man in Eisenach had become famous for his work on the lightning rod.[100] Franklin was not mentioned in this connection until the year 1798, when in a letter to Schiller, Goethe mentioned "Dr. Franklin's discovery to rob the storm of its thunderbolts."[101] Three decades later Goethe referred to the fact that in his early childhood the laws of electricity and the lightning rod had been discovered by Franklin.[102]

Goethe also discussed Franklin in connection with his theoretical works on colors. In tracing the history and development of the different color theories, he assigned Franklin his place[103] and called him an adherent of the physiological theory of colors and an opponent of the mathematical-chemical theory of Newton,[104] showing that he must have been well ac-

[97] Diary, Feb. 17—21, 1827; Convers. Feb. 21, 1827, Eckermann.
[98] Goethe to L. W. Cramer. Jan. 4, 1828.
[99] Diary, Oct. 2—3, 1831.
[100] Works, LIII, 189.
[101] Goethe to Schiller, Jan. 26, 1798.
[102] Scient. Works XI, 299 ff.; Convers. Feb. 1, 1827.
[103] Scient. Works IV, 199, 405; Goethe to Zelter, April 2, 1829.
[104] Scient. Warks IV, 469.

quainted with Franklin's studies on colors, which had appeared in 1766.

As early as 1810, through some unknown agency,[105] Goethe had also come into personal contact with the New York Society of Sciences, as shown in a letter to Voigt: "Received just a few, but some very interesting minerals from New York. They are also publishing a mineralogical journal there, and have asked us for contributions, which we immediately sent over in great number."[106] Apparently this communication was discontinued. A new connection with another American scientific society was established sixteen years later, when Chevalier Louis de Kirkhoff, a Dutch gentleman, who sought to bring about a closer relationship between the scientific societies of the different nations by encouraging correspondence between them, helped to keep Goethe informed on the progress of science in America. Through Kirkhoff's efforts, Goethe was made a corresponding member of the Academies of Macon and New York in August 1827. He thanked Kirkhoff for his kindness but felt that he himself was too old to assume additional corrsepondence and therefore asked Kirkhoff to reply in his place.[107] Nevertheless, Goethe must have been rather flattered at the honor bestowed upon him, for three months later he sent several copies of his scientific works across the ocean, emphasizing the fact that since he was a corresponding member of the Lyceum of New York, this institution ought to be the first to receive an autographed edition.[108] The plan to promote a better understanding between the different scientific institutes of the world appealed to Goethe, yet he was rather pessimistic about the results, as he felt that, owing to the tremendous distance, the

105 Perhaps through Gallitzin who had emigrated to America, and continued his connections with the Jena Mineralogical Society by sending them minerals of the new world.

106 Goethe to Voigt, May 1, 1810.

107 Goethe to de Kirkhoff, June 19, 1826.

108 Goethe to F. V. Müller, Sept. 15, 1826.

societies concerned could profit but little by such an intercourse.[109]

While the sciences formed the basis of Goethe's interest in America, it is evident that he by no means neglected other phases of American intellectual activity. He occupied himself with contemporary American literature, art, history, and even made some prophecies concerning the future of the new world.

Goethe was well acquainted with contemporary American literature, his interest being chiefly centered on the three leading writers of the time: Franklin, Irving, and Cooper.

Franklin was known to Goethe primarily as a scientist; yet there are several references to his *Minor Essays* and *Autobiography*.[110] He mentioned reading the latter in 1810,[111] 1817,[112] and also in French translation in 1828.[113] Above all, he admired Franklin's skill in speech and adaptability in life, praised his modesty and moderation, and agreed with the philosopher Franklin's assertion that the study of mathematics "laisse l'esprit" and that the mathematicians are "crazy fellows".[114] Franklin and Goethe had an aversion to mathematicians as far as sociability is concerned, and both found their pettiness and stubbornness unbearable. To Goethe there was a striking similarity between Franklin and Möser; he admired in both their ability to take up matters of general public interest, their profound insight into, and their felicitous

[109] Goethe to Karl August, June 20, 1827. Also the Elberfeld German-American Mining Society, which took special account of Mexican mining problems and supplied the Jena Mineralogical Society with minerals, occupied Goethe's attention during the last years of his life.

[110] According to *Dichtung und Wahrheit* (W. XXVIII, 238 ff.) it was Herder who introduced Goethe to Franklin's *Minor Essays* and *Autobiography* which had appeared in German translation as early as 1794.

[111] Diary, May 5, 1810.

[112] Diary, April 27—29, 1817.

[113] Diary, Dec. 30—31, 1828.

[114] Goethe to Zelter, Feb. 28, 1811.

treatment of their subjects, as well as the sound, happy humor underlying their works.[115]

Of Irving's works Goethe had read *The Sketch Book* (1820), and a French translation of The Life af Columbus[116] (1828). *The Sketch Book,*[117] which he borrowed from his friend Jaraczewska, and which had been recommended to him by his daughter-in-law Ottilie, he read with great delight.[118] It is surprising that there are no references to Irving's humorous work Knickerbocker's *History of New York.*

Goethe's favorite American author was Cooper, all of whose popular novels he read in rapid succession. In 1826 he began with the reading of *The Pioneers, or the Sources of the Susquehanna,*[119] which he finished in three days. He was greatly attracted by Cooper's technique, and compared his art with that of other novelists. He must have been very favorably impressed, for after two days' reading he re-read the beginning of the work, and wrote out a list of the different characters studying the artistic elements involved. Full of enthusiasm and curiosity, he tried to lay his hands on all the Cooper material available in Weimar. Two weeks later he devoured *The Last of the Mohicans* in two days,[120] and one week after that he began *The Spy.*[121] After three days of struggle with the historical background of the novel, he finally put it aside, and resorted to Ramsay's *History of the American Revolution,*[122] in order to inform himself on the military and political phases of the question. Prince Bernhard, who had just returned from America, also helped to instruct him on the various American wars.[123] Having acquired a better under-

[115] Works XXVIII, 240 ff.
[116] Diary, June 4—5, 1828.
[117] Diary, Aug. 29—31, 1823.
[118] Goethe to Karl August, Aug. 30, 1823.
[119] Diary, Sept. 30—Oct. 2, 1826.
[120] Diary, Oct. 15—16, 1826.
[121] Diary, Oct. 22—24, 1826.
[122] Diary, Oct. 25—30, 1826.
[123] Diary, Oct. 28, 1826.

standing of the struggle for independence, Goethe was now ready to begin another novel of the Revolution. On November 4, 1827 he read *The Pilot,*[124] and reflected upon the techniqne and art of the novel in the old and new worlds.[125] With *The Pilot,* Goethe had finished all of Cooper's published novels. When, a little later, *The Prairie* appeared, he at once got possession of a copy and read it in five days.[126] In this novel, whose action is laid in the western part of the United States,[127] he admired above all the rich material and its ingenious treatment, adding that it was not easy to write a work with such a degree of deliberation and with such consistency as Cooper had done.[128] A few months later *The Red Rover* appeared, and again Goethe read it with little interruption, finished the whole story in nine days.[129] He discussed the work with his son,[130] and after having completed the original, read a German translation, which had just then come out. He finished only the first part, however, as he found the translation exceedingly defective. Goethe praised the works of Cooper to Ottilie,[131] and in 1829 discussed with his son and Eckermann *The Wept of Wish-ton Wish.*[132]

Cooper, according to Goethe, is the national author of the Americans, for in his novels he portrays the historical development of his country. Anyone who contemplates writing on a similar topic must imitate this great master and vie with him in the use he makes of historic background and novel technique.[133]

[124] Diary, Nov. 4, 1826.
[125] Diary, Nov. 18, 1826.
[126] Diary, June 23—27, 1827.
[127] Goethe to S. Boisserée, Oct. 12, 1827.
[128] Diary, June 26, 1827.
[129] Diary, Jan. 21—29, 1828.
[130] Diary, Jan. 28, 1828.
[131] Goethe to Ottilie von Goethe, June 27, 1828.
[132] Convers. Dec. 27, 1829; Eckermann.
[133] Works XLI—2, 296 f. Several volums of the*North American Review* Goethe possessed contained minor poems of Bryant. Goethe never mentioned them.

All the works of American literature that Goethe had come in contact with were without exception works of moderation, very different from the excesses of French romanticism with which he was very familiar. This American type of literature appealed very strongly to him; he loved the versatility and style of Franklin, admired the humor of Irving, and regarded Cooper's descriptions of the Indian as true to nature. This moderation Goethe connected with everything in America, her literature, her history, and even her geological formation.[134] In her literature there was neither the conventional, classical tradition to resort[135] to, nor were there the excesses of ultra-romanticism. Thinking over the literary situation in America and Europe, he decided that America had an enviable opportunity given her, and bearing primarily the excellent works of Cooper in mind, he thus appealed to the Americans:

"Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten."[136]

It was these last named elements to which he had so strongly objected in French romanticism.

Goethe's interest in American art was limited to works dealing with historical subjects. In 1791 he mentioned John Trumbull's well-known painting *The Battle of Bunker Hill,*

[134] Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, das alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.
Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun Eure Kinder dichten
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.

[135] Scient. Works XIII, 314 (Sept. 18, 1819).

[136] Letters XLII, 378 (June 1827); Scient. Works XIII, 314 (Sept. 18, 1819); Works V—1, 137.

which protrays the death of General Warren. Goethe remarked that the painter "had all the merits of the artist, and the faults of the amateur."[137] He liked the portraitlike faces, the composition of the picture in relationship to its subject, and the excellent use of contrast made by the red uniform of the English. He felt, however, that at first sight the picture made a somewhat harsh impression, and that the figures were out of portion. In 1817 in an essay, entitled *Anforderung an einen modernen Bildhauer,* Goethe referred to certain etchings which had battles as their theme. Here the contrast between a group of well-organized, armed soldiers and a mob of unarmed, half-naked Americans was repulsive to Goethe's strong feeling of humanitarianism. He deemed such a treatment fit for the newspaper, but did not believe it should be embodied in art.[138]

In 1826, when Goethe studied Ramsay's *History of the American Revolution*[139] in the attempt to get a general outline of American history to read Cooper's *Spy* more intelligently, he began for the first time to make more definite statements about the American Revolution, showing that he had now acquired a better understanding of the subject. Thus in 1827 Goethe discussed Pitt[140] and his relationship to the American Revolution, and in a letter to Zelter the same year made mention of the Boston Tea Party.[141] We also find references to the American Revolution in *Dichtung und Wahrheit.* These are supposedly the thoughts of young Goethe; in reality, however, they were written decades after the events described had occurred, and and so they must be regarded as the reflection of the mature man.[142] Here he considered the American Re-

[137] Works XXXIV—1, 287 f. (Aug. 30, 1797).
[138] Works XLIX—2, 55 (1817).
[139] Diary, Oct. 25—30, 1826.
[140] Convers. Aug. 31, 1827; E. Gans.
[141] Goethe to Zelter, Nov. 21, 1827.
[142] This part of *Dichtung und Wahrheit* was completed in 1821. A consideration of Washington and the American Revolution within the limits of *Dichtung und Wahrheit* is impossible from the point of view of chronology. The *Autobiography* closes with September 1775. Washington did not assume command of the United States army until July 1775, and his first military feat that made him famous as a general, was not accomplished till the winter of 1776, when he defeated the Hessians at Trenton.

volution the outcome of the European situation of the time. He traced the political development of Europe by outlining the work of Frederick the Great, the war with the Turks, the democratization of northern Europe, the Corsican struggle for independence, and as a climax pointed to America, where a whole nation had fought for her freedom. He now expressed his sympathy for the American struggle and hailed Franklin and Washington as the great exponents of the cause of liberty.[143] He pointed out, however, that the universal importance of the American Revolution was often underestimated.[144]

The two great political problems of the United States in the twenties and thirties, namely: Slavery and the Monroe Doctrine, found no response in Goethe. At this time slavery was already an acute issue, and although the practice of negro slavery in the South was condemned by such men as Prince Bernhard and Ludwig Gall, Goethe never expressed his attitude on this humanitarian question. He discussed the condemnation of the slave trade on the part of the English, and showed how at the same time they systematically supplied American needs;[145] but there is no expression of horror at or objection to this inhuman traffic, which in a man of Goethe's principles is very surprising.[145a] The outstanding feature of the American foreign policy was the Monroe Doctrine. This is not even mentioned. The absence of an utterance about these two important issues seems to indicate a lack of understanding for the importance of these factors in the economic and political development of the United States.

Religious toleration in America is another topic that had come to Goethe's attention. In 1829, he heard that there was a certain town in North America which had sixty churches,

143 Works XXIX, 68 f.

144 Works XL, 363. From May 14 to 22, 1830, Goethe also read Jefferson's *Memoirs.*

145 Convers. Sept. 1, 1829; Eckermann.

145a His objection to the slavery traffic is however, implied in his exposure of English hypocrisy. Nor can Goethe be blamed for failure to notice the Monroe doctrine, the content and implications of which were not at the time matters of general knowledge.—*Editor.*

each one of which represented a different sect. At first this idea meant ridiculous, useless denominational dispute to him, and he made fun of the situation by stating that a person might be edified by the services of a different denomination each Sunday of the year.[146] In 1831, however, he viewed the same problems from an entirely different angle. When he stated that in New York ninety different denominations were represented, he realized that this was a splendid illustration of the liberality and toleration of the American people and recommended that scientists take an example from such broad-mindedness.[147]

Whereas the references in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* show no knowledge of America and her problems, some passages in *Wilhelm Meisters Wanderjahre,* which were written in 1821, prove that Goethe had now assimilated sufficient information about America to make use of it in his works. He discussed the ardent desire of the people to emigrate to America in the beginning of the eighteenth century, the expansion of the United States to the West, and the splendid opportunity to secure big stretches of virgin land for cultivation at small cost. He emphasized the practical attitude of the Americans toward life, mentioned the Iroquois, and the shameful methods employed by the whites to cheat the Indians out of their lands. He was particularly well informed about Pennsylvania, where religious freedom had been established,[148] and where the abolition of capital punishment had become a topic of much discussion.[149] Goethe's references to the new world now had a solid basis; showed not only a knowledge and an understanding of contemporary America, but also an interest in American problems.

It is interesting to note what Goethe had to say about the future development of the United States. America's future

[146] Convers. Oct. 3, 1829; von Steinfurt.

[147] Scient. Works XI, 103.

[148] Works XXIV, 120f.

[149] Works XXV, 94 (1821). Capital punishment is frequently discussed in the *North American Review.*

would be very different from that of Europe, as it is unhampered by the past and by tradition. Europe is constantly upset by revolutions, whereas America is able to pursue a peaceful course.[150] All Europe envies America this legal state of peace,[151] which favors an unlimited growth and development. Goethe realized that this young nation had a marked tendency to expand toward the West, and that in thirty or forty years it would have taken possession of and populated this vast territory. Moreover, the entire Pacific coast, which nature has provided with the most spacious and safest harbors, would soon be dotted with important commercial cities to serve as a connecting link for commerce between China, the East Indies and the United States. In such a case, it would naturally be not only desirable, but even imperative that a more direct connection between the eastern and western coasts should be provided for both war and merchant ships than was possible by taking the tedious and expensive route around Cape Horn. Thus a connecting canal between the Gulf of Mexico and the Pacific Ocean, which could be used by boats of all sizes, carrying all kinds of cargoes, would be of incalculable value. Goethe felt that such a canal would be of great strategic importance, and he believed that the United States surely would never let another nation control such a passage. This problem was fascinating to Goethe, and he ended his predictions with the wish that he might yet live long enough to see this great feat accomplished, adding, however, that he was afraid he was too old.[152]

The question as to whether there would ever be an American nation with American characteristics, Goethe answered in the negative. He pointed out that a Jew put into the milieu of another country would always remain a Jew. Applying the same principle to the population of America, he said, "After several hundred years, you will have no difficulty in pointing out the Englishman, the Frenchman, or the Ger-

150 Works V—1, 137.
151 Goethe to Cogswell, June 27, 1818.
152 Convers. Feb. 21, 1827; Eckermann.

man in America. Even if the different nationalities intermarry, the fundamental type will always be easily recognized. The influence of a new environment and a national educational system will no doubt help to Americanize the people as far as external appearance go, but at heart each will always be an Englishman, a Frenchman, or a German."[153]

In conclusion it may be stated that prior to 1807, Goethe had no contact with the new world and acquired no knowledge about it, which in itself precludes a deep sympathy for the American Revolution.[154]

In 1807 he read Humboldt's *Mexico* and this purely scientific study became the first point of contact with America. To the end of Goethe's life, science was to form the back bone of his interest in the new continent. Apparently, however, such indirect connection was insufficient to create a permanent interest, for between 1810 and 1816 there are but few references to America. His declining interest was to be stimulated by the arrival of Americans in Weimar, who were to form the second point of contact between him and America. The most important of them was Joseph G. Cogswell, a scientist and writer, through whom Goethe was introduced to the work of Parker Cleaveland, an American geologist, and to Warden's *Statistical Account of the United States of America,* as well as to the *North American Review* and other periodicals. From this time on, America in many phases of its activity, became a country worthy of study and consideration and remained so until his death.

Beginning with 1816 there are continual references to America. Goethe read Humboldt's scientific works, and some periodicals and works of travel, many of which appeared in Bran's publications. Perhaps it was such reading matter that

[153] Works XLI—1, 217.

[154] [See, however, Goethe's praise of the republican form of government in *Wilhelm Meisters theatralischer Sendung* (Book V, chapter 13) written between the years 1783 and 1785, after the establishment of American independence.—*Editor.*]



reawakened the youthful desire of Prince Bernhard of Weimar to go to America. He left in the spring of 1825, and his diaries were fairly devoured by Goethe, who made the best of this opportunity to get a first hand information on so fascinating a subject.

Besides the prince's diaries, Goethe was reading a great deal of other American material. Although the sciences, especially geology, were still of primary importance to him, he also read the works of Franklin and Irving, and most of the popular novels of Cooper, as fast as they were published. Goethe studied American history and even made comments on American art.

Goethe's interest was deep and sincere and the knowledge he acquired about the new world was not merely superficial. This is shown by the astonishing accuracy with which he predicted certain phases of America's future development, such as the settlement of the West, and the building of a Panama Canal.

GERMAN-AMERICAN POETRY

A CONTRIBUTION TO COLONIAL LITERATURE[1]

by

B. A. UHLENDORF, Ph. D., UNIVERSITY OF ILLINOIS.

INTRODUCTION.

"Among the many more or less exotic literary phenomena to which our peculiar social conditions have given rise, no other is so interesting, or of such intrinsic value as the poetry written by German emigrants in their new homes beyond the sea." With this passage—indeed an expression of sound judgment—Ludwig Lewisohn commences his "Appreciation" of the poems of George Sylvester Viereck (1914), printed as introduction to the booklet. Unaware, however, of the significance of this literary phenomenon as one of the many singular manifestations of our civilization, American critics have until quite recently ignored its very existence. Not even the discussion in the *Cambridge History of American Literature,* is, in the writer's opinion, indicative of its scope and importance. The uninitiated only will refuse to consider it a branch of our national literature. Should a writer of German birth whose every word breaths joy and pride in being an American be denied due recognition for the sole reason that in his portrayal of American life and in his descriptions of distinctive American scenery he uses a language which many of our critics read only with difficulty and few with an ability and willingness to understand and appreciate? On what grounds are the millions of Americans of German blood denied a survey of the literary attainments of their fathers?[1] And

[1] In the preparation of this study the writer has gone through some two hundred volumes and booklets of verse, the files of many newspapers, various periodicals, and the following anthologies:

Karl Marxhausen, *Deutsch-amerikanischer Dichterwald,* Detroit, 1856.

F. Melchers, *Musenklänge aus dem Süden,* Charleston, S. C., 1858.

E. Steiger, *Dornrosen. Erstlingsblüthen deutscher Lyrik in Amerika.* 3 ed., New York, 1872.

G. A. Zimmermann, *Deutsch in Amerika,* 2 rev. and enl. ed., Chicago, 1894.

G. A. Neeff, *Vom Lande des Sternenbanners,* Heidelberg, 1905.

why should the Anglo-American refuse to recognize, besides the literature in his own tongue, that of a compatriot who, though he has not been in position to write history, has nevertheless enacted it side by side with him? In truth our commonwealth is rooted deeply in the soil of Great Britain, our civilization is that of the mother country transplanted into a virgin soil, where it promises to flourish more luxuriantly. We must not, however, shut our eyes to the fact that many a branch from the civilization of Germany was grafted upon this tree, enriching thereby its sap and influencing its growth to no small extent.

With but few exceptions German-American literature is a literature written by immigrants. For almost two hundred and fifty years these newcomers to our shores have been singing songs that reflect their impressions of America and its young civilization, upon which in turn they have impressed their peculiar stamp. That the poets of different generations, moreover, feel that they are united by a spirit of kinship which pervades their works, is evinced by the inscription in the above mentioned booklet. Mr. Viereck, then a twenty year old college student wrote to a venerable historian and poet as follows: *"Dem ältesten deutsch-amerikanischen Dichter H. A. Rattermann*[2] *in aufrichtiger Verehrung zugeeignet von dem jüngsten."*

Though I wish this monograph to be considered above all a contribution to American literature it is to be hoped that by its very nature, it will likewise be of interest to the student of German literature. Brümmer's *Hausschatz deutscher Lyrik seit* 1849 is to my knowledge the only anthology of German lyrics which ranks German-American poets with those of

H. A. Rattermann, *Deutsch-Amerikanisches Biographikon und Dichter-Album (Gesammelte Werke,* vols. X-XII), Cincinnati, 1911.
— — *Deutsch-Amerikanische Dichter und Dichtungen des 17ten und 18ten Jahrhunderts (Jahrb. der Deutsch-Amerik. Hist. Ges. von Illinois,* vol. 14.)
Irving T. Sanders, *Aus ruhmreicher Zeit. Deutsch-amerikanische Dichtungen aus dem ersten Jahre des Weltkrieges,* New York, 1915.

[2] Born 1832; came to America 1846; died 1923.

Germany, Austria, and Switzerland.[3] The student of literature has at his disposal excellent works dealing with German literature in the two latter countries, which have yielded veritable treasures in the German tongue. The poets of these countries, however, have in general participated in the same experiences as those of Germany proper. Their contact with German life and thought has been the very closest; hence, their writings are in most cases hardly distinguishable from those of Germany. In America the case is quite different. By far the greater number of German-American writers left their fatherland never to return, or at least not with the intention of remaining there. They lived virtually isolated from the great intellectual life of Germany; they had, however, brought with them pulsating through their veins the blood of their fathers, German soul-life, and sweet, and again the most bitter, memories. Their literary productions may, therefore, be considered colonial German literature. Hence this study claims at the same time to be an investigation into colonial literature, i. e., into the writings of a people with a colonial frame of mind.

As far as the writer is able to ascertain there exists as yet no work which attempts to show how writers who have left their fatherland to settle in a country the civilization of which is much younger and very unlike that of the fatherland are affected by the new surroundings. Such a study should bring to light to what degree and in what respect the immigrants draw upon their memories and echo the civilization of the mother country, and again, how readily they adapt themselves to the new life with all its strange aspects. An investigation of this kind will essay further to answer the question: what resulted from the contact of the newcomer's mode of life, belief and thought with the ways of the people amongst whom he made his abode?

* * *

When drawn in bold strokes the settlement and colonial

[3] Cf. P. F. L. Warns, *Blüten und Perlen, Sammlung neuerer und älterer Gedichte ausländischer und einheimischer Dichter.* Milwaukee, 1886.

civilization of America is a re-enactment of what occurred in and about the Mediterranean between the eighth and fifth century, B. C.

While with but few exceptions the Greek colonies east and north of the mother country remained isolated settlements cast as outposts of civilization against the barbarian aborigines, in Egypt, Gaul, Italy, and especially in Sicily, conditions prevailed which were favorable for Hellenization. The Greeks of the Pontic colonies, doomed to a struggle for existence, had no leisure for the cultivation of poetry and philosophy; those in the western settlements, on the other hand, geographic and economic conditions being more favorable, kept pace with the cultural development of the mother country. The only work at my disposal which treats not only of the political and social conditions in the Greek colonies, but also, though only very lightly, of their literature before the colonial atmosphere had become extinct, is Edward Freeman's *History of Sicily.*

Freeman acknowledges that he wrote certain parts of his work with Doyle's *Puritan Colonies* before him. He asserts that he can never think of America without being reminded of Sicily, nor of Sicily without being reminded of America. He has in mind, however, only similarities in political and economic conditions. For the purpose of this study I regret that he has not entered into the literary aspects as well. It is evident that since the colonies maintained a lively intercourse with the mother country Greek literature must bear traces of colonial influence, and that, furthermore, the literature of the colonies must show earmarks of a clash between two civilizations. When, for example, the Hercules of later epics is clad in lion's skin and armed with cudgel and bow, it can only be ascribed to a colonial influence, namely to the Geryoneis of Stesichoros of Himera, and when in the verses of Aischylos, a visitor in Sicily, the reader of the mother country meets with foreign words, he is confronted with the same phenomenon which not infrequently presents itself to the German who reads the poetry of his transatlantic brother.

It is an important factor, moreover, that the Greek comedy originated in Italy, and that it profited much by its sojourn in Sicily, due no doubt to the fact that, as Bergk tells us in his *History of Greek Literature,* the Sicilians were of an alert temperament and were possessed with a goodly portion of humor and wit. The wealth of the colonial city and the Sicilians' joy in revelry is reflected in Epicharmos' detailed description of the wedding feast of Heracles and Hebe. It is furthermore interesting to note that in their comedies no less than in their proverbs the original inhabitants play the same rôle which the Irish, and to some extent the Scotch play in English comedies: they are made a laughing stock for the entertainment of the Syracusian as well as the Greek of the mother country, who had no neighbors to whom they might assign this rôle. Epicharmos' influence is not only felt in the writings of Sophron and in the comedies of Italy, but also in those of Hellas. While in Sicily the comedy is replaced by the *mimus,* in Greece it flourishes and assumes a very cosmopolitan character—another colonial influence.

It is evident that there exists a large amount of poetry in colonial Greece from which can be abstracted valuable material for the history of the colony in question. While Sophron, the founder of the *mimus,* furnishes us with descriptions of the life in and about Syracuse, the works of Theognis and Xenophanes are generally acknowledged invaluable sources for historical facts about the colony and its tyrant Hiero. Again, the bucolic poetry of this period is to be looked upon as the expression of a people satiated with the life of wealthy colonial cities.

Finally, when Bergk discusses the Alexandrian period, he remarks as follows about the colonists that poured into the Orient: "... they were not estranged from the fatherland, they remained Greeks in language, customs, and manners. They brought with them the institutions of the cities and communities, the historical reminiscences, and the treasures of their literature, and thus there was developed very soon a lively literary activity outside the boundaries of the old Hellas.

Indeed the immediate contact with foreign elements must have been felt by the Greek settler, but the literature furnishes little proof thereof."

In general it may be observed that Greek literature, the national literature of Hellas, was the tie which united the colonies and also bound them closer to the mother country. The colonies, however, the heirs of this wonderful literature, were not only debtors, but did their part by enriching it on the one hand with local color that could never have been obtained from the mother country, on the other, by imbuing it with a certain amount of cosmopolitanism which Rome was so eager to prey upon.

Similar were the conditions prevailing during America's colonial period. Narratives of early travelers and explorers tell of the first settlements which were undertaken for economic exploitation. The influx of fugitives from religious and political persecution brought to our shores an extensive polemic literature, which throws so much light on our national culture. The disputes and final break with the mother country found their echo in patriotic poetry, and finally the second decade of the nineteenth century saw the beginnings of a national literature.

During the first period, about 1620 to 1670, the Colonies kept up a rather lively intercourse with England, and men of learning, their toilsome life permitting, were able to keep well abreast the culture of the mother country, whither many were hopeful of returning just as soon as conditions permitted. Then followed a period of very limited communication, and the writers of the time had few other literary models than those which the first settlers had brought with them. When finally about 1700 commercial and literary relations were resumed, English models were copied freely.

An examination of the various anthologies furnishes proof conclusive that the verse of the first two centuries is on the whole inferior to the prose of the period, and that it is, furthermore, the most slavish imitation of English prototypes.

The latter is duly emphasized by Professor S. M. Tucker in his excellent chapter on the "Beginnings of Verse, 1610—1808" in the *Cambridge History.*[4]

The earliest verse, written for the English of the mother country, consisted of nothing more than cut and dried narratives of the ocean voyage and descriptions of the "New Canaan" with its plenty. Along with these jingles there sprang up during the reign of the New England clergy an abundant crop of elegiac poems, which was by far the most characteristic product of early colonial civilization. Even the best of these elegies with their biblical and classical allusions are very mediocre. Had the Zeitgeist of the Colonies been less unfriendly, poetasters like Anne Bradstreet, might have been poets and the *Bay Psalm Book,* written with literary intent by a group of New Englanders,—it went through twenty-seven editions in the Colonies, eighteen in England and twenty-two in Scotland—might have contained some religious verse worthy of preservation.

Beginning about 1700 books printed in England were imported in America in greater numbers, and henceforth most English writers, such as Blackmore and Waller, Butler and Goldsmith, Young and Thomson were consciously imitated in the Colonies. At first the imitations lagged many decades behind their prototypes, but by the end of the eighteenth century the copies had caught up with the originals. Not only structural form, diction and imagery, but also subject matter and treatment were the same as those in the mother country. Stumbling over time-worn classical allusions the American reader had to wade his way through long philosophical poems, and the English critic, expecting to find in our verse "wild effusions of fancy and nervous glowing thoughts and expressions, whose irregular beauty and sublimity set criticism

[4] Neither Thos. G. Wright's *Literary Culture in Early New England* nor M. J. Jackson's *Outline of the Literary History of Colonial Pennsylvania* stresses this dependence, which in the writer's opinion is so apparent that a treatise can make no claim to being a product of sound judgment and comprehensive vision unless it establish this debtor position of early American literature.



at defiance," found himself trotting along the paths he was wont to wander in his home country. The atmosphere, where it was not conspicuously artificial, was commonplace, the ideation provincial. Instead of descriptions of "the most luxuriant and most terrific scenes," he saw the landscape of Thomson. With but few exceptions the poems of the time are little better than school exercises; but what could be expected of literary effusions consciously imitating transatlantic models, and clad in heroic couplets and Hudibrastic verse at a time when these forms had long passed in the mother country?

The first genre possessing a national ring were the patriotic songs and ballads which began to appear with the passing of the Stamp Act. These verses, however, were likewise affected by the pernicious habit of copying English writers; still, as Humphrys tells us, American writers strove to "approach the perfection of Pope and the sweetness of his versification."

About this time the shorter lyric poem of England found its counterpart in America, and, peculiar as it may seem, it remained an echo; the "awakening of national consciousness had produced no change in the manner and style." Philip Freneau, although his earlier poems show the influence of Milton and Goldsmith, becomes our first national poet.

The writer sees no reason, therefore, why our colonial literature could not with much justification be spoken of as English colonial literature, since it is but an echo of English national literature. Several narratives of conflicts between whites and Indians, some verses telling of revolutionary incidents, poems of the glory-of-America type, of which there are many indeed, a bit of local color here and there, the conscious striving, moreover, on the part of many to become the American Homer are, however, some of the peculiarities which characterize our early verse as American.

A sprout of early American literature, itself an echo of English neo-classicism, was planted in Canada at the time of the Revolution. Thousands and thousands of Loyalists—

amongst them some of the best in the country—who went into exile took with them what there was of American culture. Not being able to keep in touch with the literary centers of old England, they continued the traditions of the old colonies, and thus Canadian literature became reminiscent in form and in subject. Its most characteristic traits were homesickness and despair. How intimately the literatures of the old and new colonies are related is proven by the fact that T. C. Haliburton, whose writings have a distinct New England atmosphere, is generally considered the father of American humor. At various times there appear to be the beginnings of a national literature; thus, some authors write Indian reminiscences and novels of the war of 1812. No national literature existed in Canada, however, until the latter half of the nineteenth century.

Reverting then to German-American poetry, it must be remarked that the literature of colonial Greece and of North America during her colonial period can only to a certain extent be compared to that written by German immigrants in America, for the latter has peculiarities which no other literature presents. These are due chiefly to the fact that the literature to be discussed in the present monograph was written by men living amongst civilized colonists and their descendants, who, though of the same ethnic stock, differed widely in views of life and ways of living.

The newcomers lived at first in rather isolated settlements at the border of civilization; soon, however, with the increasing population they came to dwell in close proximity with the English element, so that finally the English way of thinking and feeling was somewhat modified by the mode of life of these German colonists, who in turn assumed some characteristics of the English.

Following the trend of German-American lyrics, for this genre more than any other permits us to view the soul of the poet, the attempt will be made to demonstrate how the German element has helped to build up our nation, if in truth we can

call our polyglot people a nation, and how it has contributed the best of its own national culture to our peculiar American civilization.

In the course of this study it will be observed furthermore, that Professor A. B. Faust has missed some of the most vital characteristics in German-American lyrics when he says in the fourth volume of the *Cambridge History:* "They [lyric poets of the nineteenth century] sang the praise of America, her political freedom, resources, and natural beauties; they also voiced the love of the German mother tongue, the language of poetry. To the rich and abundant harvest of song in German literature, they contributed nothing new, except it be an occasional note of homesickness, the melancholy of expatriation."

CHAPTER I.

Das deutsche Lied in diesem fremden Land
Ist gleich der Palme, die im dürren Sand
Der Wüste wächst. Dem Platz nicht, wo sie steht,
Verdankt sie's, dass sie nicht zu Grunde geht;
Was sie in Säften und am Leben hält,
Das ist der Tau, der von dem Himmel fällt.
Konrad Krez.[5]

Christian Esselen, a man of poetic talent, a profound thinker, and editor of the unfortunately short-lived periodical *Atlantis*, made the following significant remarks on the occasion of reviewing Marxhausen's *Deutsch-Amerikanischer Dichterwald*, Detroit, 1856, the first anthology of German verse written on this side of the Atlantic: "Such a collection should treat preferably of American themes—it should include none of the old "Gefühlsduselei" of German romanticism—it should rather attempt to catch the poetic content of American life, of this young vigorous country. There is a poesie of progress, of development, which is much more magnificent than the poesie of reminiscence. This sort of poetry will come into its own in America.[6] There is a vast amount of material

[5] Born 1828, sentenced to death 1848; escaped to America 1850. Died 1897.

[6] The similarity to Goethe's *Spruch in Reimen* is apparent.

Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, das alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.
Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun Eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.

for it: but it has not yet been discovered and utilized. Who could discover and utilize it better than the German?" There is no doubt in my mind that these words of Esselen inspired many of the forty-eighters, who, seeing their hopes of returning to Germany shattered, began to turn their thoughts more to things American. Thus we read in Heinrich Binder's[7] *Liederklänge:*

AMERIKANISCHE POESIE.

Sie klagen an die neue Welt—
Sie klagen spät und früh
Ob ihrer Prosa, doch hat sie
Auch ihre Poesie.[8]

Die spricht aus dem Maschinenrad,
Aus jeder Esse Glut,
Aus jedem Kessel, der da sprüht
Auf sturmbewegter Flut.

Aus jedem Telegraphendraht,
Den sich dies grosse Land,
Als seiner Riesenindustrie
Pulsschlag, hat ausgespannt.

Seht hin! der Urwald lichtet sich
Und wird zur grünen Matt',
Und wie ein Wunder steigt empor
Aus Sümpfen eine Stadt.

Seht! jeder Fluss und jeder See
Mit Schiffen überstreut,
Und Eisenschienen überall,
Besiegend Raum und Zeit,

Und rastlos Streben, unbeirrt
Von altem Vorurteil,
Ein Streben, das in Träumen nicht,
Im Schaffen sucht das Heil.

Ist das nicht neue Posie,
Mehr wert als alter Tand?
Ja, nur mit Unrecht nennt ihr es
Ein unpoetisch Land.

Ein Volk, für das nicht im Gesang
Nur lebt der Freiheitsstaat,
Nein! das ihn sich erkämpft, sein ist
Die Poesie der Tat.

While Binder points out the possibilities for American poetry that lie in our great industrial progress and in the rapid development of the land, Friedrich Karl Castelhun[9] ridicules German poetry for resounding with medieval sword-clatter during the age of steam.

Dieses ewige Geleier
Von verliebten Mägdelein,
Bunten Schärpen, Rosaschleifen,
Falken, Zeltern und Schalmei'n;

Dies Gesinge und Geflunker
Von der Schwerter Wetterschein,
Von verrückten Königssöhnen,
Ritterfahrten und Turnei'n:

[7] Born 1829; came to America 1852; died 1901.

[8] This stanza is apparently directed against Lenau, Geibel, and Gerock, and those who believed in their flagrant falsehoods.

[9] Born 1828; came to America 1846; died 1906.

Alles dies — es wird bewundert
Drüben in des Dampfes Zeit!
Freunde, zwischen hier und drüben
Hieltet ihr die Kluft so weit?

Other poets, especially those who were disillusioned of their dreams of a united and free Germany, and fled to escape the prison bars came to our shores to sing an epic of free humanity.

Aus war der Traum! — O schreckliches Erwachen! —
Noch düstert die Erinnerung meinen Blick —
Der jugendlichen Freiheit stolzer Nachen,
An kalten Felsen prallte er zurück.
Dem freien Worte drohten Kerkermauern,
Die Ketten fesselten der Freiheit Sohn;
In jedem Blicke sah Verrat ich lauern —
Das, deutsches Volk, war deines Sängers Lohn.

Und hier nun in Kolumbias heil'gen Gauen,
Wo sich der Freiheit Himmelstempel türmt,
Wo Ketten sinken und durch goldne Auen
Der Freiheit Odem mächtig brausend stürmt:
Hier sollt' ich schweigen? — Nein, der Freiheit schalle
Mein Lied, so lang das kühne Herz noch schlägt,
Bis ich ins Land der ew'gen Freiheit walle,
Und man aufs Grab mir meine Leier legt.

Karl Türcke,[10] "Der deutsche Sänger in Amerika",
Deutscher Pionier, V.

Even a woman writer, Minna Kleeberg,[11] ends her poem "Die deutsche Dichtkunst in Amerika" (*Pionier* VI.), for the motto of which she chose the last part of Goethe's admonition, with these lines:

Es möge hier der Freiheit Geist
Die deutsche Dichtkunst krönen!

In the epilogue to her collection of poems she defends America against those who believe the country void of beauty, and her people lacking in ideals:

So gross, so vielgestaltig ist hier dein Reich, Natur!
So wild, so urgewaltig ist Wald und Strom und Flur.

[10] Born 1808; came to America 1858; died 1886.
[11] Née Cohen, born 1844; came to America 1866; died 1878.



Und solcher Lande Söhnen sei Licht und Glut geraubt?
Es glaubt dem Zug zum Schönen, wer an die Menschheit glaubt!

Hier prangt ein Kunstgebilde areig'ner Menschentat:
Wie dieses Land, das wilde, der Bildung Pfad betrat.
Und Sang und Sage melden auch uns'rer Taten Ruhm;
Das Epos uns'rer Helden heisst: freies Menschentum!

Wo düst're Wälder grauten und Steppen, gräserschwer,
Da prangt in Wunderbauten ein stolzes Städtemeer.
An Zauber mag gemahnen, was dieses Volk erschafft;
Hier wieder zum Titanen ward freie Menschenkraft!

Without liberty in which she sees the embodiment of many virtues and ideals, the marvelous development of our country would never have been possible. "There is poetry in this life," says the eminent historian Karl Lamprecht, "and so it must have its own powerful moral values: Independence, a feeling of mastery, and devotion to the grandeur of her nature."

Finally, a reading of Kuno Francke's[12] "Gruss Amerikas an Deutschland" will confirm Esselen's assertion that the German, due to a feeling of difference (Kontrastgefühl) is best capable of presenting the distinguishing traits of American life.

Ich weiss von einem Lande, dem bietet Jahr um Jahr
Des reichsten Glanzes Fülle die Hand des Schicksals dar.
Auf Flächen unermessen, aus tiefem Bergesschacht,
Reift golden ihm die Ernte, quillt ihm der Erze Pracht.

Gewalt'ge Ströme rauschen, rings flutet das Weltenmeer,
Aus Urwald und aus Prärie stürmt trotziges Leben her,
Und in dem Volke braust titanenhafter Sinn,
Nach allem Höchsten greift sein keckes Wagen hin.

Es rüttelt an den Bergen, es taucht in Meeresschlund,
Es spannt mit Eisennetzen den Fels und Urwaldsgrund.
Es schichtet Quader auf Quader bis zu den Wolken grau —
So werkelt es und hämmert an der Freiheit Riesenbau.

Ein ander Land auch kenn' ich, ein Land gar lieb und wert,
Dort wird vergang'ner Zeiten Geheimnis noch geehrt;
Dort flüstern noch die Wälder manch dunkles Sagenwort;
Dort rauscht's noch in den Wogen vom Nibelungenhort,

[12] Born 1855; called to Harvard 1884.

Dort ragen noch alte Dome, so dunkel und wundergleich,
Dort sehnen noch Kinderherzen sich nach dem Himmelreich.
O Deutschland, von all deinen Kindern liebt keines dich so sehr,
Als wir, die Fremdgeword'nen, die Deutschen überm Meer!

Du bist uns mehr als Mutter, bist unsres Lebens Ruh,
Du bist unser Träumen und Lachen, unsrer Arbeit Segen du.
Du setzest dem rastlosen Wagen bedächtig Mass und Zeit, —
Du weisest dem hastigen Blicke den Weg zur Ewigkeit.
(In Neeff's *Vom Lande des Sternenbanners.*)

It is a characteristic phenomenon of all colonial literature that it lags many years behind that of the mother country. This is especially true of the outward cloak of verse. The earliest German-American writers of verse showed the influence of the *Kirchenlied* and the second Silesian School, (their verse may be characterized as baroque), Kunze and Helmuth were inspired by Klopstock, and those that sang most fervently of liberty betray in their songs their indebtedness to the poets of the Wars of Liberation. One is often reminded of Heine, of Freiligrath, Platen, and Geibel. Some lyricists combine Heine with Poe.

When finally, in the eighties, that new epoch was ushered into German literature which soon lost itself in impressionism, in Nietzschean thought and Freudism, German-American poets proved too robust to allow themselves to be dragged into this modern, more or less decadent, school. The late Konrad Nies,[13] while on a camping trip through the wilderness, makes the following trenchant remarks on modern German verse, in which he detects mere rhyming, smelling terribly of closed windows and smoking stoves, wanting, as it does, the wholesome aspects of life.

Während deine rauhen Hände
Eifrig unser Mahl bereiten,
Soll der neusten Dichtung Spende
Bildend dein Gemüt durchgleiten.
In des Westens Abendstille
Lausch dem kühnen Versgetöse,
Schwelg mit mir in Bilderfülle
Und in Uebermenschengrösse.

Wie, nicht kannst das Spiel der Saiten
Dieser Sänger du verstehn,
Die noch nie aus grossen Weiten
Der Natur ins Herz gesehn?

[13] Born 1862; came to America 1883; died 1921.

Hinterm Ofen ausgeklügelt
Dünkt dich ihrer Verskunst Reiz,
Stärk'res Leben, sturmbeflügelt,
Willst du und nicht Wortgespreiz.
Freund, du hast verlernt zu lieben
Neuster Dichtung Kunst und Zier,
Ach, wir sind zurückgeblieben,
Sehr, in unsrer Wildnis hier.

Still leg ich das Blatt zur Seite,
Andre Verse uns zu wählen,
Wie des Westens grüne Weite
Und der Urwald sie erzählen,
Wie sie rings aus Felsengründen
Mächtig uns die Wasser rauschen,
Wie die Berge sie uns künden,
Wie sie Meer und Wüste tauschen,
Verse, die im wilden Treiben
Und der Einsamkeit Beschwerden
Täglich sich ins Herz uns schreiben
Und doch nie gesungen werden.

"In westlicher Wildnis," *Aus westlichen Weiten.*

Not only the better products of German-American lyrics differ from those of Germany in thought and content, but also poems of less intrinsic value ring with sounds which can only be heard in foreign lands. These too, though they may not survive the judgment of the esthetic critic, will have to be considered in this study.

It is not at all surprising that a large part of German-American lyrics is mediocre, some of it in fact so very mediocre that it should never have found its way into print. When we realize, however, what difficulties stood in the way of even the most talented, we are indeed surprised to find any genuine poetry at all. Sensitive and poetic souls could not ward off a feeling of repulsion toward the primitive stage of civilization into which they were cast. This is true of those dwelling in the larger cities no less than of those sharing the still cruder life of the frontier. Weak natures succumbed and gradually grew content to live without the higher attainments of culture; the strong conquered this feeling of antipathy and tried to look at the more poetic side of their new surroundings. Another type, and that the most productive for our civilization, sought to improve the conditions about them and to influence their neigbors to form a new and better society.

In Gugler's[14] admirable epic *Der Stern des Westens,* which is without peer in Anglo-American literature, we read:

[14] Julius Gugler was born 1848; came to America 1854; died 1919.

.....denn bei den harten
Mühsel'gen Tagen, die unsrer warten,
Verlernt das Herz ein zart Verlangen,
Dem es so gern sonst nachgehangen.

The Singer of the Golden Gate, Theodor Kirchhoff,[15] complains of "Die flüchtigen Musen" in 1855—since 1848 he had written only nine poems—and in 1862, when he visits Germany, he tells us that the long spell has been broken. After his return to America the new life inspired him to produce many good poems. The words of the great poet:

In das Gemeine und Traurigwahre
Webt sie die Bilder des goldenen Traums

are very appropriate of Wilhelm Benignus,[16] for he, like many others, sought refuge from the cold actualities of outward life in an inner life which, unstable though it may have been, granted at least temporarily a certain peace of mind.

Several stanzas from a poem headed: "Die ausgewanderten Dichter dem Verbannten" [Freiligrath], by Eduard Dorsch,[17] a very prolific writer whose posthumous manuscripts still await the sifter and publisher, reveals to us his conception of the poet's mission in America:

Doch sind wir auch vergessen fast
Wie eines Heer's verlor'ne Posten,
Des neuen Weltteils Lebenshast
Lässt nicht die Lieder in uns rosten;
Wenn fern auch dicht'rischer Vollendung,
Fern deutscher Dichtkunst Coryphä'n,
Versteh'n wir doch die hohe Sendung
Des Liedes zarten Keim zu sä'n.

Die Hütte, die am Urwald steht,
Umwoben wir mit weichen Reimen,
Wir sangen, wo der Nordsturm weht,
Und da wo Mais und Tabak keimen;
Des Liedes immergrüne Ranken
Dem deutschen Siedler flochten wir,

[15] Born 1828; came to America 1850; died 1899.
[16] Born 1861; came to America 1882.
[17] Born 1822; came to America 1849; died 1887.



Und weckten ewige Gedanken
Im Jäger, der verfolgt das Tier.

Der Liebe süsse Melodien,
Wir liessen überall sie klingen,
Im Riesenforst, auf den Prärien
Und wo um Gold die Gräber ringen.
Und weinte Wehmut manche Träne
Auch unsrer alten Heimat nach,
Bald stählte unsres Geistes Sehne
Was frei das Leben zu uns sprach.

In some verses addressed to German-American poets Rudolph Puchner[18] laments the lot of those who live amongst people differing in language, custom, traditions, and religion.

Und doch — was soll die Gabe des Gesangs
In diesem Land der nüchternen Gedanken,
Hier, wo die Töne nur des goldnen Klangs
Mit ihrer Macht die Sterblichen umranken?
Wo Aphrodite nie dem Schaum entstieg
Und Eros nie den goldnen Bogen spannte?
Hier gibt's für deine Lieder keinen Sieg,
Nach dem dein Herz verlangend oft entbrannte.

Du hast kein Volk, das deine Lieder kennt,
Dies ist kein Land für eines Dichters Klagen,
Und was in deinen Strophen rauscht und brennt,
Wird man mit dir dereinst zur Ruhe tragen;
Du hast umsonst gesungen und gelebt;
Selbst deine Sprache wird die Zeit verwehen,
Und was dich heute tröstet und erhebt,
Im grossen Ganzen wird es untergehen.

"Strophen an Wilhelm Müller."

Somewhat less pessimistic:

Die Lieder, die in diesem Lande man gesungen,
Aus tiefstem Herzen sind dem Sänger sie entsprungen,
Doch lauscht der Urwald nur, die Steppe nur den Liedern,
Selbst nicht das Echo wird den süssen Klang erwidern,
Und um der Lieder willen, die in deinem Herzen brennen,
Wird kaum den Namen man nach deinem Tode nennen.

"An einen deutsch-amerikanischen Dichter."

[18] Born 1829; came to America 1849; died 1913.

Martin Drescher,[19] too, realizing that poetry more than any other art wants to reveal itself to people capable of *Einfühlung,* says in a sonnet to Nies:

> Verlor'ner Posten, wo wir beide steh'n!
> Wer lauscht denn gläub'gen Herzens dem Poeten,
> Dem in des Lebens Sturm hierher verwehten,
> Der deutsches Lied lässt durch die Lande geh'n?

When we further remember that these poets could expect no patronage, not even a sympathetic hearing, that, furthermore, even the most talented enjoyed no pecuniary reward, we will understand the full pathos of Casper Butz's[20] words when he says in his dedication to Emil Rittershaus:

> Stets ist, im ew'gen Schwinden, Werden,
> Des Dichters Los ein Los der Pein,
> Doch wohl das härtste Los auf Erden
> Ist hier, ein deutscher Dichter sein.

And complaining of Germany's indifference toward poetry from this side of the Atlantic, he continues:

> Und Deutschland hat genug der Sänger,
> Verbannte Dichter kennt es nicht.

Turning to the last pages of this good-sized volume we hear the same complaint in the epilog. Well aware of the somewhat epigonous traits of his poetic effusions he writes:

> Der Jugend darf sich kaum versehen,
> Wer beiden Welten angehört;
> Die eine wird ihn kaum verstehen,
> Die andre neue Weisen hört.
> 's ist ein gewalt'ger Schritt im Leben,
> Vertauschen seiner Heimat Land;
> Das alte kennt nicht unser Streben,
> Ganz heimisch nie wird dieser Strand.

[19] Born 1863; came to America 1891; died 1920.
[20] Born 1825; came to America 1849; died 1885.



CHAPTER II.

THE SEVENTEENTH AND EIGHTEENTH CENTURY. PASTORIUS AND THE RELIGIOUS IMMIGRATION.

A hundred years had scarcely passed since the religious conscience had begun to throw off the shackles imposed by a superannuated religion, when even the Protestant creeds were felt to be too ritualistic and unlifelike. The Dissenters in Northern England were the first to remonstrate against Calvinistic intolerance. Persecuted by the stanch adherents to the Anglican church as well as by the powers of state, a group of these Puritans emigrated to Holland and thence, having obtained a charter from the Virginia Land Company, to Massachusetts. Whatever virtues these Puritans may have possessed, they were devoid of religious tolerance. Church-going was made compulsory, and only members of the new, the Congregational, church were granted suffrage. The dissenters from the Anglican creed became now the persecutors of those who dissented from their own dogmatized belief, which was soon to lead to horrible manifestations of bigotry.

Twenty years after the landing of the first Pilgrims, George Fox, tormented by religious scruples, gathered about him a congregation of men, amongst them Robert Barclay and William Penn, who believed that the salvation of humanity could only be attained through an infinite love of God. In payment of a government debt, Penn was given in 1681 a province on the Delaware. Here he settled with many of his Quakers to live a life of peace and good will. And indeed they did live a life very different from that of their Puritan countrymen, who, as scientific studies have revealed, were not alto-

gether deserving of the halo woven about them by some historians.

In Germany, too, certain groups of people had begun a revolt against the letter bondage of the orthodox church. Mysticism was about to assert itself as a movement worthy of consideration. Circles of Pietists, of whom the Mennonites were the most formidable, had come into existence along the Rhine and in several of the old Hanseatic towns. Many had heard William Penn on his journeys in 1671 and 1677, and found his teachings in agreement with their own belief. No wonder then that upon reading Penn's glowing account of Pennsylvania (1681), in which he invited the oppressed of all nations to settle in his province, they realized that emigration thither might be their only salvation. For, though most believers in the new creed lived in provinces governed by liberal-minded rulers, they were well aware of the fact that by the Peace of Westphalia any sovereign could expel ad libitum non-conformers.

A company was formed which bought a large tract of land from Penn's agent, Benjamin Furley, and when in the person of Franz Daniel Pastorius a capable and dependable leader was found, arrangements were made for the first emigration of Germans to America. On the sixth day of October, 1683, thirteen families landed in Philadelphia on the good ship "Concord" to take possession of the acquired land. Though they were originally Mennonites from Crefeld some had been converted by Penn before leaving the fatherland; others joined the Society of Friends after arriving in the Colony. They called their settlement Germantown, and when it was incorporated in 1689, Pastorius, its first mayor, chose as seal for the town a clover leaf with a vine, a flax blossom and a weaver's shuttle, and the motto vinum, linum, textrinum, and therewith he predicted what later proved to be the German's chief contributions to our civilization: unwearied industry, intensive, rational farming, and above all, the joy of

living, which the German people has sublimated with something that raised it above the common level.

Although Pastorius, a well-trained jurist and theologian, held many an office and remained until his death the monitor of this, and later, neighboring German settlements he found leisure to pen a vast amount of wisdom. Only one work, however, was published by him, a second by his father. Both appeared in Germany. His manuscripts, forty-three volumes of every format, written for the greater part in English, German, and Latin, show him to have been a man of great erudition. *Francis Daniel Pastorius. His Hive, Beestock, Melliotrophium alvear or Rusca Apium begun* A. D. 1696, reads the title of a most peculiar encyclopedic hotch-potch of polylingual rhymes made up of epigrams and other sententious sayings much in the manner of Logau. His *Voluptates Apianae* and *Deliciae Hortensis* portray him a lover and cultivator of bees and flowers, struggling against the leveling materialism which has befallen the pioneer of all climes and ages. Both manuscripts are characteristic of that period of German literature which, immediately following the Thirty Years' War, was void of everything great and inspiring. There are three poems, however, two in German and one in English, which have a distinctly American tone. The latter reads:

> If in Christ's doctrine we abide,
> Then God is surely on our side,
> But if we Christ's precepts transgress,
> Negroes by slavery oppress,
> (Two evils which to Heaven cry)
> And White ones grieve by usury,
> We have neither God nor Christ, his son,
> But straightways travel hellwards on.

These three verses do not, however, constitute his only condemnation of the evil of slavery. In 1688, a quarter of a century before the Puritan mind voiced for the first time its horror of the existing human traffic, he drew up for the Friends of Germantown a monumental protest, which was in turn submitted to the monthly, quarter-annual, and annual

meeting of the American Friends at Philadelphia who, however, to their disgrace be it said, laid it on the table for an indefinite time. This alone, if nothing else, should bestow everlasting fame upon the first permanent settlement of Germans in America.

One decade later, June 24, 1694, there arrived in Germantown a group of forty religious enthusiasts under the leadership of Johann Kelpius, then twenty-one years of age, once a student of theology at Altdorf, Bavaria. This little party had come to America to await the coming of the Millennium in the wilderness. The newcomers settled on the banks of the Wissahickon near the present Roxborough. Lead by the noblest impulses, namely, to alleviate human suffering, some members of this mystic brotherhood cultivated the hermetic arts, others were given to astrological speculation, and by far the greater part read and interpreted the Apocalypse of John for their edification and eventual salvation; they were, in fine, filled with the sole desire to live a godly life and to serve their fellow countrymen, as well as the aborigines. How deeply these Rosicrucian theosophists were rooted in German mysticism is proven by the fact that they had brought with them several complete sets of Boehme's works (Amsterdam edition, 1682, 10 vols.)

In his cave on the "Ridge" Magister Kelpius, called the hermit on the Wissahickon, wrote a number of songs which introduce us into the soul life of the mystic. The reader who is initiated into the esoteric symbolism of this cult will find in these hymns, written somewhat in the style of the celebrated Christian Knorr, Baron von Rosenroth, "evidence of undoubted sincerity, mingled with a spiritual exaltation bordering on fanaticism." I shall quote several titles, which may suggest to some extent the phraseology of the Second Silesian School.

I. Von der Wüsteney der Jungfräulichen
Himmlischen Creutzes Liebe.

III. Bitter-Süsse Nachts-Ode
der sterbenden
Jedoch sich vergnügenden Liebe
Bey der Betrachtung
dass ihr Creutz sei der Liebe pfand
von der Hand Sophia ihr zugesandt.

IV. Das Paradoxe und seltsame Vergnügen der
göttlich Verliebten.

VII. Von dem neuen Jungfräulichen
Kraft-Leib
Worinnen der Herr selbst wohnet
Und seine Geheimnisse offenbahret
Wie solches müsse bestellet sein.
Gestellet in sehnlichem Verlangen
Ao. 1699 Feb.

IX. Ein Verliebtes Girren der
Trostlossen Seele
In der Morgen Demmerung
oder
Von des Willen auff und absteig
und stille stehen.

Here follows, as in most of his "Odes," the melody. Then we read:

Inhalt
Die Seele begehret die Früchte der Eh',
Doch da sie sich kehret zu frühe zur Höh',
Entweichet der Bräutigam und lässt sie allein,
Sie wünscht voll Kummer gelassen zu sein.
So findet man endlich das Seelige ein.

It must be remarked that in the hymns of Kelpius we are reminded of at least two passages in Goethe's *Faust*, viz., Heilige Anachoreten: Pater ecstaticus (ll. 11854—65) and Doctor Marianus (ll. 11997—12031.)

Even during the lifetime of Kelpius many of his followers, amongst whom were several men of higher education, had returned to the ways of the flesh; after his death there remained but a few faithful ones. The heritage of these religious fanatics was taken over in a certain sense by the Dunkers of Ephrata.

The first Dunkers, twenty families from Crefeld, arrived in Pennsylvania in 1719. Scarcely had the sect begun to expand

over several counties when a discussion arose over the keeping of the Lord's day. One group, the Sabbatarians (Beisselians), severed relations with the original conservative group and preached their mystic creed along the banks of the Conestoga and Cocalico Creeks. Soon these separatists, of whom, by the way, the interpreter of Indian languages, Conrad Weiser, was one time a member, grew to be the most flourishing sect of the Dunkers. About 1733, then under the leadership of Conrad Beissel, they began to erect a group of three cloister buildings. One of these furnished quarters for the brothers, another for the sisters, and the third was used for devotional exercises.

For these exercises they wrote their own hymns, (they were put to music by Beissel), which were first printed on the press of Benjamin Franklin, then by Christoph Saur of Germantown, and later, some in second, enlarged editions, on the Brothers' own press in Ephrata. In the most complete collection, the *Paradiesische Wunder-Spiel*, Ephrata, 1766, 472 pp., there are found 441 songs by Beissel, and about as many by the brothers, sisters, and extra-mural members. Inspired by Solomon's *Song of Songs* and the mystic Arnold's divine Sophia, the Ephrata Dunkers revived the medieval Mary cult in a most ecstatic, if not eccentric, manner. If it were not for an unnatural tincture of the mystics' veneration of a higher being of which they strove to become a part, one might detect something of a Faustian immersion into the All.

O Jesus! Du Lust der inwendigen Stille!
Du Brunnen des Lebens voll göttlicher Fülle!
Wo du bist, ist wahres Vergnügen gefunden,
Das Eitle vergessen und ewig verschwunden.

Du Brunnen der Weisheit, von Innen geflossen,
Mit welchem dein heiliges Erbe begossen;
Dein ewig zu bleiben, um nimmer zu wanken,
Must du uns erhalten in göttlichen Schranken.

Wer so sich ergeben, und innigst ersunken,
Ist gänzlich im Meere der Gottheit ertrunken;
Hat wahres Vergnügen und Freude die Fülle,
Besitzet den Frieden in ewiger Stille.

These stanzes might well have been written by Angelus Silesius, others taste of the mystic Quirius Kuhlmann, with whose writings Beissel was probably familiar.

The lyrics of Kelpius and Beissel and the verses of the Ephrata brothers and sisters, though for the greater part written during the first half of the eighteenth century, must be considered an off-shoot of German lyric poetry of the seventeenth century. Like the verse of the mother country they have one great motive: the inconstancy of earthly things; like the lyrics of the Second Silesian School they are weighted down by a bombast of words, phrases, and constructions which has caused Fritz Strich to characterize this genre as baroque. —These songs, despite their eccentricities, or perhaps partly because of them, are in my opinion of considerable importance in the study of the history of our civilization. They illustrate in what byways a movement intended to liberate the spirit may lose itself when granted boundless liberty.

Less indicative of a spirit of wayward fanaticism are some poems by Johann Adam Gruber, who, though probably not a member of the Ephrata sect, nevertheless sided with the Dunkers in their controversy with the Moravians.

In the hymns of Count von Zinzendorf, about thirty of which appear to have been composed in America, we meet again, though more rarely, the esoteric allegorical phraseology encountered in the writings of Kelpius and the Ephrata mystics. At times these phrases read like mere pleasantries, and again like fervent prayers. Since Zinzendorf, the head of the Moravians, was one of the first truly successful Indian missionaries, it is a pity that, with the exception of some few verses describing the scenery along the Schuylkill, his verses are not more descriptive of his life amongst the Red men.

A quarter of a century after the first German emigrants had crossed the Atlantic in search of religious freedom, the American Colonies became an Eldorado for the socially and politically oppressed; when Queen Anne herself invited the

wretched inhabitants of the war-ridden and plundered Palatinate and nearby states to settle in the transatlantic colonies, a great wave of emigration set in, which at one time threatened to depopulate the southwestern parts of Germany. The first little group came to New York in 1708 by way of England. Hundreds of thousands followed during the succeeding years. They were an unassuming lot, peasants and the lower class of tradesmen, who were treated little better than chattels by the colonial officials. Great indeed were their sorrows and unbelievable their hardships. Little wonder then that these Germans, who settled in New York, in Virginia and in Maine produced no literature whatever. They were satisfied with Luther's Bible and the catechisms and hymnals they had brought with them from the fatherland.

Only in Pennsylvania, perhaps, on account of their contact with the Sectarians, some members of the orthodox Lutheran church felt the need of well trained spiritual advisers. They took their request to Halle, and in 1742 a Lutheran divine, Heinrich Melchior Mühlenberg heeded the call. Immediately upon his arrival in Philadelphia he took steps to ammeliorate the deplorable conditions prevailing in the three then existing congregations. Mühlenberg having received his theological training at Halle under August Hermann Francke, had imbibed the pietistic spirit hovering over this institution. He was consequently well suited to work in congregations dispersed over a territory thickly settled by religious enthusiasts. In 1786, one year before his much lamented death, he was called upon to write the preface of the first original collection of hymns designed for the use of Lutheran churches on this side of the Atlantic.

Through the efforts of the German Lutheran Ministerium of America, which Mühlenberg had organized, many well-trained and capable preachers came to the Colonies, so that at the death of its founder the church was not without leaders. Among them were Justus Heinrich Christian Helmuth and Johann Christoph Kunze, who had come to Philadelphia in

1769 and '70, respectively. Both had studied at Halle. Kunze realizing the need of a similar institution in America, founded his Seminarium, which, in spite of its infancy, was beginning to give promise of the desired success, when, because of the outbreak of the Revolution, it collapsed. Although he found his most cherished hopes thus frustrated, he was not prevented from composing a little volume, entitled *Einige Gedichte und Lieder,* which he published in 1778 with a remarkable preface, it being nothing less than an *Ars poetica.* He would have poetry return to the muse of Moses, David and Asaph, in whose verses he feels the divine fire, which he ascribes, though in a somewhat lesser degree, also to Milton, Young, and Klopstock. As illustration of what in his opinion genuine poetry ought to be, he quotes his Messiah fragment. The poems and songs of the booklet, no less than his preface, show him to have been influenced by Klopstock's poetry, which can be readily understood when it is remembered that he received his training in the pietistic atmosphere of Halle, and that Klopstock himself acquired many of the concepts and expressions of that great liberating movement which impressed its stamp upon the classical period of German literature and exerted its influence far into the nineteenth century.—We also detect a little of Klopstock's patriotism in his rhymes. He is the first German-American poet who sees in his compatriots citizens of two countries. Though living in America, which they help to make great by giving it the best their German mother bequeathed to them, they feel themselves bound to the mother country by unbreakable ties—language, religion and customs:

Der Funken deutscher Ehre
Und unser Väter Lehre
Ist tiefer eingesenkt.

Dis fült ietzt unsre Sele
Dis lokt, als aus der Höle
So uns von euch entfernt,

O Deutschlands zarte Söne!
Amerikan'sche Töne,
Die man in Jesu Schule lernt.

During the first years of the Revolution, after Lord Howe had occupied Philadelphia, Kunze's sympathies were apparently with the British. At least he writes:

Streitend Zion, Braut des Lammes! fühlst du gleich noch manche Blösse,
Dennoch predigt dir mein Wunsch eines ew'gen Reichtums Grösse.
Teu'rster Landesvater, grüne! Lass dir Jesu Namen weih'n,
Dir und unsrer Landesmutter kann kein Wunsch erwünschter sein.
Edle Zweige, lebt und blüht, hoffnungsvoll für alle Stände!
Heil und Weisheit, Licht und Recht thron im Rat und Regimente.

But in 1782 he sings the praise of liberty and of Washington and his victorious armies:

Nein, wirke fort, erkannter Gottessinger!
Brich, wie zu Yorktown, unsres Würgers Lauf!
Ich bin im neuen Jahr dein Jünger
Und zeichne Frommen deine Spuren auf.

Gieb heil'gen Stoff zu Siegs- und Friedensliedern,
Ich lade zum Gesang mit Wonne ein.
Dies Blatt soll deinen Ruhm erwidern
Und deines Regiments Posaune sein.

Seid glücklich, Congress und ihr Wunderheere,
Held Washington und du, bewährtes Land!
Heil Ludwig dir, der Menschheit Ehre!
Heil dir, Gesetzbank, Rat und Kirchenstand!

Philadelphische Correspondenz, December 30, 1782.

In 1781 there appeared in Philadelphia Helmuth's *Empfindungen des Herzens in einigen Liedern.* These songs partake likewise of that animated religious spirit encountered in Klopstock's Odes. Hence, though on the whole inferior to Kunze's poetic effusions, they pulsate no less with emotions and feeling. The frequent use of such words as *beben, erschüttern, Schauer, glühen, sich in Gott versenken,* take us deep into the world of ideas of pietistic-quietistic circles.

In the *Philadelphische Staatsbote* of Jan. 1, 1763, we find a poem by Heinrich Miller, which, however, can only boast of one distinction, namely that of being the first worldly verse since Pastorius. Between 1763 and '65 there appeared several other *Gelegenheitsgedichte* by him, all void of either historical or literary merit whatsoever. The passage of the Stamp Act, which, as will be remembered, brought forth a goodly number of Anglo-American poems, caused Miller to pen the following lines:

Nur du, America, weiss'st von gar keinen Freuden;
In dir ist nichts als Noth, in dir ist lauter Leiden!
Möcht deine Mutter doch sich ihres Kinds erbarmen
Und es im neuen Jahr mit neuer Lieb umarmen.
Ach! machte sie dies Jahr dich aller Stämpeley,
Und mit derselbigen auch aller Unruh frey![21]

An anonymous poem in Melchior Steiner's *Philadelphische Correspondenz,* Dec. 13, 1791, "Ueber die Schlacht auf der Ebene des Miami," gives an account of an Indian war, in which about six hundred whites were cruelly slain. True to all eighteenth century lyrics it has some religious tint. The last stanza reads:

Doch hört, Columbias Söhne, hört
Die Stimme Gottes, hört sie tönen.
Auf, Sünder, auf! bekehrt, bekehrt
Euch zu mir! kommt mit heissen Tränen,
Sonst frisst euch auch bestimmt das Schwert!
Heil dem, der sich zu Gott bekehrt.

Finally, mention should be made of Gustav Friedrich Goetz, a man, apparently, of considerable talent living near the end of the century. In a longer poem, "Auf den Jahreswechsel", he gives a survey of political events in Europe—the revolutionary army of France had just begun its triumphant march—and in contrast to the social turmoil abroad, he praises the quiet political conditions of America.

Indessen winket aus dem Schooss der Ruh
Columbia, der Freiheit stolze Wiege,
Der Schwester Segen, Beyfall lächelnd zu.
Erhalt ihr dieses Glück der Ruh,
Du neues Jahr! o streu ihr deinen besten Segen!
Heil unserm *Washington!* der, wie im Kriege,
Im Frieden gross, mit Lorbeern seiner Siege,
Die sau'r errungne Bürgerkrone ziert,

[21]Contrary to the belief of the late H. A. Rattermann (see *Deutsch-Amerikanische Dichter und Dichtungen des 17ten und 18ten Jahrhunderts. Jahrbuch der Deutsch-Amerik. Hist. Ges.* v. 14), I do not think that the verses of the Hessian mercenaries, nor the poems of Johann Gottfried Seume written during his encampment in Nova Scotia can reasonably be considered German-American poetry. Nor shall Lenau be included in this study.



Und weis' und gut des Staates Ruder führt,
Vor Landes Heil und Ruhe sorget,
Gesetze giebt und ihnen selbst gehorchet!

That the Germans living then in Pennsylvania were interested in literature and art is evinced by the fact that in 1796—97 Gustav Anton von Seckendorff, a noted aestheticist and orator, delivered a series of lectures in Philadelphia. His illustrations, chosen from the most eminent German poets, made the German-Americans acquainted with the new spirit fermenting in German literature at that time.

CHAPTER III.

THE EMIGRANT.
FIRST IMPRESSIONS OF AMERICA.

When as a boy of fourteen the writer memorized Freiligrath's beautiful poem "Die Auswanderer", little did he think then that three years later he would recite these verses on board a steamer bound for America, and much less that some day he would attempt to bring together some lyric expressions which, written by such emigrants whose fate the German poet laments, portray their emotions at the point of departure. These verses picture to us not so much the pains of leave-taking from those dear to the poet, but rather the sad and in many cases painful experience of leaving, or having to leave, one's beloved country at a time of dire distress. Whether the poet left the fatherland in search of a better future, or whether he went into exile, forced or voluntary, the parting words to his native land are of interest at least to the student of German civilization, for in the national literature of Germany notes of expatriation are but few. Many and varied indeed are the expressions of love for the fatherland; unshaken is the poets' faith in a bright future for the country, and great their hope of finding on the other side of the Atlantic what they had vainly striven for at home.

One of the earliest farewell songs is a poem by Friedrich Münch.[22] During his student days in Giesen, Münch had been a member of the *Bund der Schwarzen,* a liberal, in fact, a radical and anarchistic organization of students who aimed at nothing less than the assasination of the people's oppressors.

[22] Born 1799; came to America 1834; died 1881.

Since Münch, unwilling to be made a tool of the Reaction, refused to devulge secrets of use to the government, he was forced to give up his pastorship. Paul Follenius, brother of the better known Charles Follen, now succeeded in interesting him in the forming of the *Giesener Auswanderungsgesellschaft*, the purpose of which was to found gradually a new, free Germany on American soil. In 1834 Münch and his family bade their relatives farewell:

All, die ihr seid mit uns verwandt,
Gebt uns zum letzten Mal die Hand,
Wir sehen euch jetzt nimmer mehr,
Doch, Freunde, weinet nicht zu sehr,

Entwölkt ihr Lieben, euren Blick,
Wir suchen hoffend unser Glück;
Schon Tausenden geht's dorten gut;
Dies tröstet uns und macht uns Mut.

* * * * *

Und kommen wir nach Baltimore,
So strecken wir die Hand empor,
Und rufen laut: "Viktoria,
Jetzt sind wir in Amerika!"

In a much more forceful poem he admonishes those who stay behind to break the fetters of cursed tyranny and to follow them to the Missouri River, where German energy and faithfulness will build a new home:

Auf in mutigem Vertrauen,
Fest und brüderlich vereint!
Vorwärts, vorwärts lasst uns schauen,
Am Missouri Hütten bauen,
Wo der Freiheit Sonne scheint.

Vaterland, das mich geboren,
Lebe wohl, ich scheide nun,
Glück und Freude war verloren, —
Tyrannei, du seist verschworen!
Will in freiem Lande ruhn.

Ihr vom alten Vaterlande,
Seht, wir gehen euch voran.
O zerbrecht auch eure Bande,

Kühn entreisset euch der Schande —
Folgt, o folget unsrer Bahn.

Deutsche Kraft und deutsche Treue —
Ueber Meere fliehn sie hin.
O so blühe denn aufs neue,
Deutsche Kraft und deutsche Treue,
Am Missouri sollt ihr blühn!

Another poet, Julius Weyse,[23] though driven into voluntary exile, bids his beloved fatherland farewell from an American brig, on which he sailed with many fellow sufferers in 1836.

Weit entfernt von unserm Vaterlande
Und von dem, was unserm Herzen nah,
Segeln mutig wir zum fernen Strande,
In das freie Land Amerika.

Schmerzlich war's, den Wanderstab zu fassen
Und auf ewig aus der Heimat gehn,
Denn das Land, das, Brüder, wir verlassen,
Ach, das Land der Väter ist ja schön!

Durst nach Schätzen trieb uns nicht von dannen,
Nicht die Schuld, die's eigne Herz verklagt;
Nur die Willkür schändlicher Tyrannen,
Die am Mark des deutschen Volkes nagt.

Wunden, die des Schicksals Mächte schlagen,
Trägt der Mensch, denn Gott hat sie beschert,
Aber knechtisch Sklavenjoch ertragen,
Das ist keines freien Menschen wert!

Drum lebt wohl, ihr vaterländ'schen Auen!
Drang nach Freiheit trieb uns in die Fern',
Und wir folgen ihm mit Gottvertrauen:
Ueberm Meer blinkt uns der Freiheit Stern!

Lebet wohl, die ihr daheim geblieben!
Fern auch seid ihr unserm Herzen nah:
Was sich liebt, das wird sich ewig lieben,
Deutsch bleibt's Herz auch in Amerika!

Trocknet denn die heissen Abschiedstränen,
Gott mit uns! — nur er sei unser Hort!

[23] Came to America 1836; died 1864.

Wellenrosse mit den Silbermähnen,
Traget uns zu dem ersehnten Port!

One of the foremost German-American poets, Caspar Butz, was an active participant in the Westphalian revolts of 1849. A "dangerous revolutionary spirit" in his native city Hagen, and the leader in the storming of the armory at Iserlohn, he was forced to flee to America to await a second opportunity to sacrifice his life at the altar of liberty. His "Abschied vom Vaterlande" (Havre, 1849) speaks of a glowing love for his native land, and of an infinite faith in a coming great awakening.

Der Wimpel flattert vom hohen Mast,
In die Segel bläst die Brise,
Durch die Wellen zieht ohne Ruhe und Rast
Das Schiff, der schwimmende Riese.
Die Freunde stehn an des Ufers Rand —
Von ihnen ist Abschied genommen
— Doch von dir noch nicht, o Vaterland,
Das so ferne im Nebel verschwommen.

Wir haben gehofft so manches Jahr
Auf des Morgens erstes Glühen,
Wenn die Schwingen höbe der deusche Aar
Entgegen der Sonne zu ziehen.
Wie waren der Träume so viel und so gross,
Sie flogen bis zu den Sternen! —
Verfolgt, verbannt, treibt nun unser Los
Uns fort in unendliche Fernen!

Wer dich am meisten geliebt, o Land,
An dem unsre Herzen noch hängen,
Den hast du ja immer verfolgt, verbannt
Auf allen Wegen und Gängen.

* * * *

Wer könnte dir zürnen, du armes Land,
Wer da sieht deine tiefen Wunden,
Wer kalt verlassen den heimischen Strand,
Als könntest du nimmer gesunden!

So leb wohl denn! wir stehen gelehnt am Mast
Und zerdrücken die Trän' unterm Lide;
Doch stehen wir aufrecht, als Männer, gefasst,
Ob's brennend im Herzen auch siede.

— Wir sahen dich sinken, — der Freiheit Stern,
Im Blute der besten Brüder,
Wir sahn deinen letzten Glanz von fern
— Doch einst, dann sehn wir dich wieder.

Dann steigst du empor aus der blutigen Gruft,
Um die Nebel des Drucks zu verjagen,
Dann lenkst du gebietend in klarer Luft
Deinen glühenden Sonnenwagen.

Dann staunen die Völker, o! Vaterland —
— Und wir, wir werden nicht säumen . . . .
Leb' wohl! wenn wir auch bis dahin verbannt,
Lebst du fort doch in unseren Träumen!

One of the forty-eighters, however, Otto Dresel,[24] has not one sympathetic word of farewell to the fatherland. In every line he gives vent to his disgust with the political conditions which have made an abode of vultures out of a land destined by nature to be a paradise. The pilot has just left the ship when Dresel's glances turn southward, to the coast of Germany:

So fahr denn wohl, du alte deutsche Erde,
Du Land der Träume, Land der seligen Gemütlichkeit,
Mit deinen Rebensaftbegeisterungen,
Mit Friedrich Wilhelm und dem „edlen" Gagern,
Mit deinen Paulskirchschwätzern, kühnen Zungenhelden,
Du Land der Fürstendienerei und Barrikaden,
Du Land, das, vierunddreissigfach von Gott begnadet,
Mit Blut gemästet deine königlichen Adler,
Du Land mit deinem Wien, mit der Brigittenau,
Du Land ohn' Antwort auf die eine Frage:
„Was ist des Deutschen Vaterland?" — —

Hardly had the emigrants said farewell to the land of their birth when singular feelings gripped their heart: feelings of awe and amazement, and resignation to a superior power, which an immense expanse of water and sky invariably begets in the human soul. I venture to say that German-American poetry is richer in poems portraying these emotions than the otherwise infinitely wealthier literature of Germany. Sea poems are, however, less frequent on the first trip across the

24 Born 1824; came to America 1849; died 1881.



Atlantic than on a second and third, partly because during the initial voyage the emigrants could not give expression to these sensations on account of certain inhibitions due to stronger emotions, such as expectation, hope, fear, and every other feeling that takes possession of one's heart when he does not know what the future has in store for him.

What anxiety and fear came over the immigrant upon setting foot on American soil, and how he resolves not to give vent to his feelings in this land of ceaseless toil and daring struggle is shown in Hubert Müller's[25] "Bange Fragen."

> Ist dies das Land, auf das die Menschheit schaut,
> Und wo die Freiheit sich ein Haus gebaut,
> Den armen Unterdrückten zum Asyle?
> Ist dies das Land, von dem der Spott verkündet,
> Dass es Phönicien-England sich gegründet
> Als ein Karthago im modernsten Style?
>
> Ist dies das Land? — so frag ich leis und bang —
> Das ich ersehnt im ungestümen Drang,
> Wo ich fürs Herz erhoffte Glück und Frieden? — —
> Gleichviel! Hier ist nicht Zeit zu müss'gen Fragen;
> Hier muss man rastlos schaffen, kämpfen, wagen.
> Ein Glück, dass noch verhüllt, was mir beschieden!

It is an incontestable fact that the Germans came to our shores with a receptive attitude; they wanted to love the land and its people and institutions. How disappointed they must have been to find that in the New World, which at one time had proclaimed its belief in the inalienable rights of man, millions of negroes were held in bondage, that in a land without aristocracy there had arisen a much more powerful plutocracy, that, in fine, the Goddess of Liberty had fled from this land leaving behind only a faint glimmer of the splendor she had once cast over it. Wilhelm Kopp's[26] poem "Der Einwanderer" probably voices the sentiments of thousands of German immigrants:

[25] Born 1859; came to America 1882; returned to Germany 1884.
[26] Biographical data are not available.

Ihr fragt mich, was ich hier gefunden habe
In meiner Jugend schönem Ideal,
Wohin ich sehnend, voll von Hoffnung eilte?
Ich fand nur Sklaven hier, wie überall.

Wohl glänzte eine lichte Morgenröte,
Doch folgten schwere, dunkle Wolken nach,
Und tiefe Schatten lagern auf den Fluren,
Verfinsternd den kaum angebrochnen Tag.

Ich fand ein Volk, das in des Goldes Fesseln
Um Freundschaft feilscht, nach Gold die Liebe wägt,
Dem für das wahrhaft Schöne, Gute, Edle,
Für Menschenwert kein Herz im Busen schlägt.

Ich fand ein Volk, das, stolz sich dessen rühmend,
Die Menschenrechte anerkennt, und sie
Mit Füssen tritt, indem es seines Gleichen
Zu Sklaven macht, erniedriget zum Vieh.

Ich fand ein Volk, das nach Barbaren Sitte
Den Fremdling mordet, der sich ihm vertraut,
Der, Freiheit suchend, die es ihm verheissen,
An seinen Ufern gastlich sich gebaut.

Und wundert ihr euch, wenn ich jetzt nach Osten
Voll Sehnsucht wende den betrübten Blick?
O, wärst du frei, du Heimatsmuttererde,
Ich kehrte freudenvoll zu dir zurück.

O, werde frei! O, ruf' uns zu den Waffen!
Wir sind bereit, wir stehn in deinen Reihn.
Zerbrich des Despotismus Sklavenbande, —
Wir kehren heim, — wir wandern wieder ein!
(In Marxhausen's *Deutsch-Amerikanischer Dichterwald.*)

Some immigrants, to be sure, having been thrown into conditions where they had to fight against overwhelming odds, frequently suffering from cold and hunger, felt their lot to be unbearable. This is true of such men of higher education as Robert Reitzel and Martin Drescher, who may justly be called vagabond poets. Aware of the original significance of *Elend* (misery, wretchedness) as *Ausland* (alilanti, foreign country) and having experienced the misery of expatriation in all its bitterness, they referred to emigrating as *ins Elend gehen.*

Es soll euch ewig an die Heimat mahnen,
Bringt auch des Glücks die Fremde mancherlei,
Ein kurzes Wort. Im dumpfen Klageschrei
Ertönt aus ihm der Heimatstolz der Ahnen.

Von dem, den Leid traf, sprechen die Germanen:
Er ging ins Elend. Das besagt, er sei
In andres Land gegangen. — Schnell herbei
Strömt Unheil dem, der irrt auf fremden Bahnen.

Elend und andres Land sind eins. Erfahren
Hab' ich's an mir in gramgetränkten Jahren.
Ich, der daheim mit raschem, kecken Geist
Nur nach Genuss trug brünstiges Verlangen,
Ich weiss es heut', was tiefes Elend heisst,
— Auch ich bin in ein andres Land gegangen.

Most wretched poverty is pictured by Butz in "Eine Flüchtlingsfamilie", which has as motto: Dulce et decorum est pro patria mori.

But there are others—they constitute, perhaps, the greater majority—who are capable of quickly adapting themselves to the new environment, and consequently have no grudge against fate even though they spend several years of hardship and privation. They are, perhaps, people who have heeded Emil Querner's[27] admonition to his friends in Germany.

Kommst du ans Meer, so schüttle deine Lenden,
Wirf ab den Staub der alten morschen Welt —
Wenn alle deine Vorurteile enden,
Wird aus dem schwachen Mann ein starker Held.

After certain European prejudices had been overcome, most Germans, especially those who had settled amongst their countrymen, were proud to become citizens of the land which they loved dearly.

No matter what the conditions were that drove the German from his fatherland, whether hatred of tyranny, or a desire for economic betterment, or both, no matter, more-

[27] Born 1829; came to America about 1850; died 1886.



over, how much he learned to love his new home and country, we hear in his songs frequent notes of homesickness and of an everlasting love for the land of his fathers. Konrad Krez's wellknown poem "An mein Vaterland", 1869, with its prophetic last stanza deserves to be quoted in full:

Kein Baum gehörte mir von deinen Wäldern,
Mein war kein Halm auf deinen Roggenfeldern,
Und schutzlos hast du mich hinausgetrieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich weniger und mehr mich selbst zu lieben,
Und dennoch lieb ich dich, mein Vaterland!

Wo ist ein Herz, in dem nicht dauernd bliebe
Der süsse Traum der ersten Jugendliebe?
Und heiliger als Liebe war das Feuer,
Das einst für dich in meiner Brust gebrannt,
Nie war die Braut dem Bräutigam so teuer,
Wie du mir warst, geliebtes Vaterland!

Hat es auch Manna nicht auf dich geregnet,
Hat doch dein Himmel reichlich dich gesegnet.
Ich sah die Wunder südlicherer Zonen,
Seit ich zuletzt auf deinem Boden stand;
Doch schöner ist, als Palmen und Zitronen,
Der Apfelbaum in meinem Vaterland.

Land meiner Väter! länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden wie der deine,
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte mich an dich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland!

O würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu *einem* Reiche werden.
Und deine Kinder gingen Hand in Hand,
Und machten dich zum grössten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, o Vaterland!

In contrast to the magnificent scenery of America, the primeval forest, the vast expanses of prairie, the majestic rivers, the German-American loves the German forest, inhabited by the creatures of his childhood tales, the German

meadow strewn with flowers, the fields of grain colored with cornflowers and poppies, the Rhine with its vineyards and castle-crowned mountains, the mill on the murmuring brook, the village linden tree where the happy youths gather to sing their songs and tell their tales, the nightingale, the fragrant violet, the lily-of-the-valley, and the forget-me-not.

Wie ist es schön in Deutschlands dunkeln Wäldern,
Mit ihrem Moosgeruch und Tannenduft;
Wo sanft am Bergeshang in weiten Feldern
Die junge Rebe zittert in der Luft.

Wo unterm Schnee die ersten Veilchen blühen,
Wo hoch die Lerche in des Himmels Blau
Sich aufschwingt vor des Tages hellem Glühen,
Ihr Lied erklingt in frühem Morgentau.

Wenn sich die Schatten um die Berge breiten,
Auf Wald und Flur die Nacht den Schleier legt,
Da lauscht dein Herz, voll süsser Seligkeiten,
Dem Sang der Nachtigallen, tief bewegt.

Die Seele möchte fort, hinüberschweben,
Hin nach dem Lande, wo im Abendwind
Am grünen Hag die Blüten leicht erbeben,
Sobald das Mondlicht seine Zauber spinnt.

Wo durch die Heide zieht ein heimlich Flüstern,
Hin durch die linde Nacht sich. hörbar kaum,
Ein Raunen zieht im Waldesgrund, im düstern,
Und leicht die Wipfel streift ein Märchentraum.

Du bist das Land der Sagen und Geschichten,
Das Land der Dichter, die seit alter Zeit
Stets in den goldnen Strom des Liedes flüchten,
Des Herzens reichste Schätze — Lust und Leid.

Ich hör' des deutschen Stromes mächtig Rauschen,
Ich seh' des Rheines dunkelblaue Flut,
Vom hohen Ufer möcht' ich sinnend lauschen
Der Welt, die dort in seinen Tiefen ruht. —

Ich heb' den Blick, vom Traum mich aufzuraffen,
Ich schaue um mich — Ziele hoch gestellt,
Ein kräftig Ringen und ein fröhlich Schaffen
Im Kampf und Werden einer neuen Welt.



Auf ihren Bergen stehn nicht alte Trümmer
Von Burgen, die der Sturm der Zeit zerschlug,
Die Höhen glänzen in des Morgens Schimmer,
Durch Flur und Täler weht der Freiheit Zug.

Ja, ich bin dein, du Land, das ich erkoren,
Das süss zu mir wie eine Mutter spricht:
Denk' ich ans Vaterland, wo ich geboren —
Ein Sehnen fühl' ich, doch ein Heimweh nicht. —

Max Eberhardt[28], *"Mein Vaterland."*

The last line is quite characteristic of our poetry. It more often gives expression to a longing for the fatherland than to actual homesickness. Thus Karl Weitershausen[28] in his "Sehnsucht nach der Heimat" though he

Möcht' sehen, wie sie pflegen
Wohl Kunst und Wissenschaft,
Wie zu der Menschheit Segen
Sich zeigt die Teutsche Kraft.

longs after a short stay in the fatherland again for the country of his adoption.

Muss wieder in die Ferne,
Wo meine Liebe wohnt,
Wo in dem Glanz der Sterne
Der Freiheit Göttin thront.

In moments when the German, conscious of his present stagnation and depravity as to the higher aims of life pondered over his lot in the new country, the realization came to him that he owes much indeed to the culture of the fatherland.

Ob ich dich liebe, Land der Eichen,
Das mich mit seiner Kraft genährt?
Die Zeit mag meinen Scheitel bleichen,
Doch was mir deine Huld gewährt:
Den freien Blick für alles Schöne,
Die heisse Liebe zur Natur,
Den frohen Sinn, den Trost der Töne, —
Das stirbt mit meinem Herzen nur.

[28] Born 1843; came to America 1850; died 1912.

[29] Born 1811; came to America 1832 (?); died 1891.

Ob du mir teuer, heil'ge Zunge,
 Der ich im Mutterarm gelauscht,
In welcher mich im Heldenschwunge
 Der Vorzeit stolzer Sang umrauscht?
Die Glut des Zornes soll es sagen,
 Die lodernd meinem Aug' entsprüht,
Sobald ein feiger Wicht voll Zagen
 Dich in der Ferne schnöd verriet.

Ob ich das reine Licht verehre,
 Dem deiner Sänger Lied entstammt
Und welches deiner Denker Lehre,
 Ein heller Gottesblitz, durchflammt? —
Was ich im Leben auch gesündigt,
 Dem heil'gen Geist der Menschlichkeit,
Den Lessing seinem Volk verkündigt,
 Blieb ich getreu zu aller Zeit.

Wie oft, wenn der Gemeinheit Wellen
 Im wilden Schwalle mich umrauscht,
Hab an der Dichtung Gnadenstellen
 Dem Wort des Heiles ich gelauscht!
Da schwand der Groll, der mich verbittert
 Und, von der Erde Staub befreit,
Fühlt' ich die Seele mir umwittert
 Vom Hauche der Unsterblichkeit.

Wilhelm Müller.[30]

Also aware of the cultural greatness of the land of his birth and conscious, too, of a warmer family and social life and of a greater inwardness of feeling and emotion, Castelhun bids farewell to a friend departing for Germany:

Kannst die Lande endlich fliehen, die des Lebens Lenz dir trübten,
Nach der Heimat kannst du ziehen, nach der teuren, heissgeliebten,
Wo die Geister tiefer forschen, wo die Herzen reiner glühen,
Und der Liebe Himmelsflammen höher schlagen, heisser sprühen;
Nach der Heimat, wo das Schöne sich noch blütenreich entfaltet,
Wo der Zauber seiner Künste freundlich in dem Leben waltet,
Wo der Wissenschaften Banner ruhmreich in den Lüften flieget,
Und im Kampfe mit der Lüge immer noch die Wahrheit sieget;
Nach der Heimat, wo dein Streben mit den Besten dich verbindet,
Dir im Kreise wackrer Freunde bald der Täuschung Qual enschwindet,

[30] Born 1845; came to America 1866.

Wo die Herzen deiner Lieben freudig dir entgegenbeben —
Nach der Heimat kannst du ziehen, in der Heimat kannst du leben!

However the German fared in this country he longed for the land of his birth, not to return and live there—America had become his home—but to see it at least once more. The political refugees wanted to go back to fight its battles for liberty, others longed to see their relatives and the resting place of those dearest to them.

To a great extent, it must be admitted, German poetry written on this side of the Atlantic is reminiscent. Aside from the lyrics giving expression to emotions and passions common to the entire human race, there are many others which might, judging from their content, as well have originated in Germany. Perhaps they relate the stories and tales of certain German localities, or they may treat of political events, or of everyday occurrences. Sometimes they picture the scenery which has left its imprint in the memory of the emigrant. We must not wonder then when we meet here and there with poems telling of the beauty of the German beech forest, or picturing an idyllic dale, in which, perhaps, the poet spent the years of his childhood. At times, in fact, a German Spring is described with an American locality for a background—a European nightingale sings beneath the windows of a western homestead. In general, however, contrary to early Anglo-American colonial literature, the nature described in our lyrics is American.

CHAPTER IV.

NATURE LYRICS.

As the title of Nies' drama *Rosen im Schnee* may be applied to German-American literature in general, so are the titles of some collections of verse indicative of American nature lyrics. Kara Giorg (pseud. of Gustav Brühl)[31] published *Poesien des Urwalds,* Nies, *Aus westlichen Weiten,* Berghold,[32] *Prairie-Rosen,* Rothensteiner,[33] *Indianersommer,* Rohr,[34] *Am Niagara,* and Benignus, *Klänge vom Hudson.*

That the great primeval forest of southern regions with its tropical wealth of flora and fauna enchanted the German is only natural; he has seen only the well kept German woods of beeches, oakes and coniferous trees, with only a little underbrush, few varieties of birds, and only a very few of the smaller mammals. The northern woods, however, reminded him more of the forests of his native land, though these, too, were for the greater part not yet desecrated by the axe of the settler, not to mention the saw of the lumber jack.

Friedrich Michel[35] while camping on upper Lake Superior is so impressed with the splendor of the great forest that, overcome with awe, he feels the presence of the old Germanic gods.

> Süsse Stunden erhebender Andacht,
> Tage der Wonne,

[31] Born 1826; came to America 1848; died 1903.
[32] Born 1838; came to America 1864.
[33] Born 1860 in America.
[34] Born 1840; came to America 1868.
[35] Born 1865; came to America 1881; died 1922.

Fern, fern vom Weltengetümmel,
Dem nervenreizenden,
Hab' ich durchkostet im hohen Norden,
Tief, tief im heiligen Urwald.
Euch sei mein Dank, ihr lieben Kameraden,
Droben am silbergekrönten,
Geheimnisvollen Lake Superior!
Dank, tausend Dank euch lustigen Gesellen,
Die ihr des Südens lärmentflohnen Wandrer
Gastlich geborgen!
Dort, wo ihr gehaust im finstern Forst,
Zwischen Birken und Tannen,
Die trauliche Hütte, die „Log-cabine",
Wie ward sie mir lieb!
Das Knattern und Prasseln,
Das Knistern und Zischen
Lodernder Flammen, die ihr entfachtet
Zu nächtlichem Gruss mir,
Noch klingt's im Ohr.
Wisset, ich wähnte Titan Wagners
Magisch süssen, unsterblichen Weisen
Verzückt zu lauschen beim herrlichen Anblick
Windgepeitschter, funkensprühender
Mächtiger Garben.
Und vor mein geistig Auge trat
Wotan
Und — „Loki, Loki, Loki!"
So dröhnte laut sein Ruf
Wie zürnend Donnerrollen
Durch nordische, herrliche Nacht;
Und wieder dröhnt's und immer wieder,
Vom Echo hergetragen:
„Loki, Loki, Loki!"
Aus Vater Wotans göttlichem Mund.
Und dort am See, tief im Forst,
In weihevoller Stille stand ich
Alltäglich — traumverloren.
In jeglichem Blatte, das zitternd am Ast hing,
Im flüsternden Windhauch sang's um ihn her,
In jeglicher Wolke, in des Aethers Blau
Hoch ob meinem Haupt, überall, ja überall
Sprach die geheimnissvolle, die unerforschliche
Gottheit zu mir. —
Süsses und Schönes, Grosses und Herrliches
Sagte der Wald mir;

Von Jugend sprach er, von Heimat, Sehnsucht, Liebe,
Von Freiheit, — Auferstehung, — Sieg! —
Du wilder nordischer Wald,
Ich habe dich verstanden.

Theodor Kirchhoff, who had travelled extensively in the western and southwestern states, describes a primeval forest in one of America's most fertile regions, where in addition to the vegetation and animals of the forest we get acquainted with the life in the swamps and bayous. Contained in a collection published in Germany, his verses must have made the same impression on the German reader as did Sealfield's description of these very same swamps and of a hurricane in these regions. His description of the San Yacinto prairie and a prairie fire in Louisiana are again almost equalled by Kirchhoff's "Die Prärie." Much more genuine and realistic than, for example, Freiligrath's exotic poems or Lenau's lyrics of American life, these pictures of the romantic wilderness of America must have appealed to the German imagination. Even a poem as the following describing a group of Indians around a campfire as the sun sets over the prairie, grips one's imagination.

Ein Feuerball, im Westen geht die Sonne unter.
Ein neuer Tag ist um, am Himmel bunt und bunter
Dehnt sich das Abendrot. Weither ein Feldhahn schreit.
Dann tiefes Schweigen. Durch die weite Einsamkeit
Zieht nur der Wind, der flüchtige Geselle.

Im hohen Präriegras die Indianer ducken
Rings um den Büffel. Krampfhaft noch die Sehnen zucken,
Wenn durch die braune Haut das blanke Messer fährt.
Seitwärts von diesem Werk, die Blicke abgekehrt,
Liegt träg ein Jäger auf dem Büffelfelle.

Die Hunde, müdgehetzt, im kühlen Gras sich strecken. — —
Da knistert's leis empor; die roten Flammen lecken
Am trocknen Holz, darauf die Büffelkeule ruht. — —
's Nacht geworden, still. Zuweilen schürt die Glut
Mit langem Speer ein roter Jagdgeselle.

Gespenst'ge Schatten ziehn am grauen Himmelsrande,
Gleich jenen, die erstehn hoch überm Wüstensande.

Ein seltsam Bild! — Doch kennt's, wer selber manche Nacht
Vor Jahren fern im Westen schweifend zugebracht,
Beglänzt vom Scheine mächt'ger Sternenbälle.

Michael Lochemes.[36]

The last stanza may serve as an illustration of that singular phenomenon, fata morgana, peculiar to the African desert and the American prairie.

As the German poet sings *Frühlingslieder,* so the German-American lyricist sings his songs of the most beautiful time of the year, the Indian summer. He does not use the term *Altweibersommer* but prefers to translate the English into *Indianersommer.*

Frei schweift der Blick — ha, welche Farbenpracht!
Erschloss sich Scheher'zadens Märchenschacht,
Rings alles zu bestreun mit seinen Schätzen?

Der Himmel leuchtet, ein saphirner Schild,
Es strahlt an ihm die Sonne hehr und mild,
Nicht tödlich, nein, nur schmeichelnd allem Leben.
Am fernen Horizonte rollt der Fluss;
Jedwede Wog' umspielt des Mittags Kuss,
Sie bebt und zittert unter ihm, — so muss
Die Braut am Herzen des Ersehnten beben.

Und schimmernd liegt das Tal, wie Mosaik,
Wie reicher es und blendender den Blick
Noch niemals unter Künstlers Hand entglommen.
Hin strömt es zwischen dunklem Braun und Grün
Gleich Flammen, die aus Goldtopasen sprühn,
Gleich Purpurmänteln, die um Schultern glühn
Von Königen, die von der Krönung kommen.

Der Ahorn lodert, wie im Morgenhauch
Einst Moses lodern sah den Dornenstrauch,
Gefacht von unsichtbarer Engel Chore.
Dort rankt sich's flimmernd und verzweigt sich's bunt,
Wie die Koralle auf des Meeres Grund,
Und drängt sich um das silberfarbne Rund
Des Stamms der königlichen Sykamore.

[36] Born 1860 in New York.

He continues to paint the splendor of the autumn landscape, and finally he exclaims:

"Und dies ist Herbst? So sterben Wald und Flur?
Wie ist dann das Erwachen der Natur,
Wenn noch ihr Tod sich hüllt in solches Leben?"
Udo Brachvogel.[37]

Of all the objects of beauty in American scenery none has called forth as many poems as Niagara Falls. Some of these are of a purely descriptive character; others, perhaps inspired by Goethe's "Gesang der Geister über den Wassern," liken the water to the human soul. As illustration of the first the following may serve:

Es leuchtet der Strom in goldenem Glanz,
Sanft widerspiegelnd der Wälder Kranz;
Und die Wellen murmeln im Weitergehn
Den Blumen zu, die am Ufer stehn,
Das ewig neue, verlockende Lied,
Das den Schiffer hinab in die Tiefe zieht. —

Doch sieh! — Was hat den Strom erfasst?
Was soll das Jagen? Was soll die Hast?
Es rasen die Wasser dahin mit Macht,
Sich bäumend wie Rosse bei nahender Schlacht.
Wo über der Felsen granitnem Wall
Hinab sie tosen in jähem Fall. —

Und Wogen auf Wogen jagen heran,
Ziehn schäumend und zischend die wallende Bahn;
Doch alle nach kurz vollendetem Lauf
Nimmt gähnend die dunkle Tiefe auf
Und sendet in Wolken, so weiss wie Schnee,
Die sprühenden Tropfen zurück zur Höh. —

Mit verhaltenem Atem der Wandrer lauscht,
Wie der mächt'ge Choral in den Tiefen rauscht,
Der, seit die Welt aus dem Nichts entsprang,
Zu Gottes Preis durch die Wildnis klang
Und, bis die Welt in Trümmer geht,
Fortklingt in gewaltiger Majestät.

M. Lochemes.

[37] Born 1835; came to America 1866; died 1913.

Amongst the rivers it is especially the Hudson, the Ohio and the Mississippi, which have inspired the German-American poet. The beautiful scenery of the first named is pictured in many views by Benignus in his *Klänge vom Hudson*. This river, more than any other, recalls in the poet the most beloved river of the fatherland. Thus Paul Julius Immergrün (pseud. of Johann Heinrich Meyer[38]) after describing the beauties of the Hudson in five stanzas, devotes three more to reminiscent pictures of the Rhine (*Die Laterne*, No. 3). Berthold Kalfus,[39] on the other hand, finds the Hudson void of the romantic beauty of the Rhine and the people on its banks lacking in that joy of living characteristic especially of the Rhinelander. He says:

Rhein Amerikas nennt dich hin und wieder ein Schmeichler,
  Frömmelei nur hab' ich an deinen Ufern gesehn,
Frohsinn fehlt dir und Wein, Romantik, Alter und Schönheit
  Und noch einiges mehr, dass du den Namen verdienst!

How our poets, even those who had left their fatherland when still quite young, continued to be reminiscent may be seen in Max Eberhardt's "Aus dem Ohiotale".

Vom goldnen Rheinstrom zog ich, kaum ein Knabe,
Hin übers Meer dem jungen Westen zu:
Das deutsche Lied es war die schönste Gabe,
Womit von dir das Kind beglückt, dem du,
O deutsche Heimat, leicht beim Abschiedsgrusse
Der Dichtung Schleier um die Stirn gelegt, —
Ihm, dem im holden Schönheitstraum die Muse
So wundersam das junge Herz bewegt.

Am Hudson — o wie oft wähnt' ich zu hören
Des Heimatstromes allbekannten Laut,
Wenn an der Uferschlucht hin durch die Föhren
Der Abendwind sich zog so lind und traut;
Am Hudson, ob den goldbesonnten Fluten,
Auf weichbegrüntem Hügel, Felsenhang,
Wo still die jungen Glieder träumend ruhten —
Wie lauscht' ich oft dem wogenden Gesang!

[38] Born 1833; came to America 1869; died 1899.
[39] Biographical data not available.

Die Zeit verging. — Wo in geschwellten Wogen
Hin der Ohio rauschet durch das Tal,
Am Ufer nun, vom Osten hergezogen,
Steh' ich, noch jung, im letzten Abendstrahl.
Das Auge ruht am hohen Berggelände,
Das sich den Strom entlang nach Süden zieht,
Wo lichtwärts, glühend in des Sommers Wende,
Vom Wind bewegt, die junge Rebe blüht.

Wie nun vom nahen Berge tief hernieder
Zu mir ins Tal die Abendsonne flammt,
Ist's mir, als hörte ich den Klang der Lieder
Der deutschen Heimat, wunderreich, entstammt —
Als hört' ich in des Stromes tiefem Rauschen
Den Klang der Lieder, die in Lust und Schmerz,
Seit es gewagt dem holden Ton zu lauschen,
Mit Macht gezogen durch mein träumend Herz. —

Other poets again sing of the beauty of the Rockies, not because they reminded them of the mountains of their fatherland, but because in their gigantic dimensions they saw some of the distinctive characteristics of the American continent, and in a way of its people, which likes so well to speak in superlative terms.

Curt Thiersch[40] gives expression to such sentiments in a description of Yellowstone Park, "Die Melodie der Jahrmillionen", published in the yearbook (1911) of the "Association of German Authors in America". In this same volume we find a lyric by Benignus, entitled "Winter am Grand Cañon von Arizona."

Weit über den obern Klippen
des roten Riesencañons
wüten dämonisch schreckliche Winterstürme,
Schnee wirbelt, Eis knirscht, Hagel knattert.

Zwischen den Bergwällen aber,
unten, am Grunde entlang,
wo des Kolorado tobende Flut,
trüb, rot, schlammig,

[40] Born 1852; came to America 1875.

zornig Felsblöcke wälzt und Klippen zernagt,
da ist es sommerlich, da ist es wohnlich,
da blühen süsse wilde Blumen,
da singen auf Büschen Vögel vom Süden.

Und der Wasser Schwall und Fall,
Geflute, Getropf, Gerinsel,
braust eine prächtige Chormusik,
und die grosse Felsenharfe des Cañons,
von den Riesenhänden des Sturms geschlagen,
rauscht in mächtigen Melodien.

There could also be quoted poetry of the extreme West and Southwest with nature tones peculiar to these regions, as well as poems from the somewhat dilettantic cycles of H. A. Rattermann, dealing with American birds and American flowers.

In conclusion it may be said that, though the Germans pined for the fragrant violets, they rejoiced at the sight of a laurel covered rock, that they found recompense for the melancholy notes of the nightingale in the merry song of the robin, and that, in fine, they learned to love the American landscape the more the longer they lived here and the more they saw in its greatness, in its sublimity, its rough outlines, some characteristic traits of the American people. Beauty exists only for him who opens his eyes to it.

Ihr sagt, es mangle Blumenschein
Dem Aehrenfeld im Westen;
Und Düfte sänken nicht im Hain
Von blütenschweren Aesten.

Ihr klagt, der Wald sei liederarm
Und stünd' in totem Schweigen;
Es zwitschre nicht der Vögel Schwarm
Auf maiengrünen Zweigen.

Zwar seht ihr nicht am Bachesrand
Die duft'gen Veilchen spriessen,
Doch ernst von schroffer Felsenwand
Den stolzen Lorbeer grüssen.

Und wenn die Nachtigall nicht klagt
Im Epheu alter Vesten,
Der Robin singt, sobald es tagt,
Ein Lied dem weiten Westen.

Auch hier schmückt Duft und Glanz die Flur,
Im Wald tönt helles Pfeifen,
Man muss die neue Weise nur
Mit Herz und Sinn ergreifen.

Aus der beschwingten Sänger Herz
Spricht ihres Volkes Seele,
Drum träumt im Lied von Liebesschmerz
Die deutsche Philomele.

Doch aus des Robins frohem Sang,
Dem Morgengruss der Sonne,
Klingt hell des Westens Tatendrang,
Der Freiheit süsse Wonne.

Wilhelm Müller.

CHAPTER V.

AMERICA
PRAISE AND CENSURE.

In one of the preceding chapters an opportunity offered itself to illustrate in a merely suggestive manner how the immigrants viewed the conditions prevailing in America. In the present chapter I shall enter more fully into the Germans' attitude toward the new environment as well as into the resulting poetic productions. To understand and bring into accord the varying and often contradictory statements concerning the land and its people it is necessary to take into consideration many determining factors. Thus it is only natural that the conditions which the immigrant had left behind should have colored his criticism of the New World, that, because of a retrogression in every aspect of the national life, praise gave way to censure.

In 1794 the *Philadelphische Correspondenz* published a poem which gives expression to the passionate love of liberty that animated thousands of Germans who came to our shores.

> Wie schlägt mir mein Herz so hoch,
> Ich athme freye Luft,
> So schlägt es, wenn in schwüler Zeit
> Ein kühles Lüftchen mich erfreut,
> Gemischt mit Rosenduft!
>
> Wie ruht sich's doch so süss, so süss
> Der Freyheit in dem Schoos,
> Mein Blut fliesst leicht und froh, und schnell,
> Mein heiteres Auge blickt so hell,
> Mein Herz ist sorgenlos!

Hier wo die Freyheits-Fahne weht,
Wo die Vernunft gebeut,
Wo jeder, als ein freyer Mann,
Frey sprechen, glauben, würken kan:
Hier ist die güldene Zeit!

Hier gilt kein Ordensstern, noch Band,
Ja selbst kein schwarz Gewand,
Nur der ist gross und hoch geehrt,
Der Redlichkeit im Busen nährt,
Und liebt sein Vaterland!

Du zeigest, braves, freyes Volk,
Was Menschenkraft vermag,
Was Wuth und Unvernunft zerbricht,
Und durch die Kraft der Wahrheit siegt,
Und so sein Glück erzielt.

Heil dir, du edles freyes Volk!
Ich, Fremdling, neide dich,
In meinem Deutschen Vaterland
Bist du verschrien und verkannt,
O kennt es dich, wie ich!

A most ardent love speaks also in an ode by Hermann von Wahlde.[41]

COLUMBIA

Dir mein Sang!
Lass mit mächtigem Wort
Mich Sterblichen preisen,
Erhabene, dich und dein Banner, zollen
Den Tribut dir des Danks und der Liebe,
Die du auch mich im Glanz der Freiheit,
Gütigen Müttern gleich,
Liessest schöpfen Segen und Frieden!
Söhne aller Länder
Schützend umarmst du,
Die verhasster Fesseln sich entzwängten,
Im Drang der Sehnsucht,
Von Hoffnung durchflammt,
Zu dir gelenket die Schritte!
Herrlich stehst du da,
In der Hand dein leuchtend Banner,
Glitzernder Schmuck jede Falte
Deines riesigen Mantels,
Der sanft deine Füsse berührt!

Schon die Natur, wie sie gezeugt dich,
Hat gütigen Lächelns
Gelegt an die Brust dir
Ewige Prunkgeschmeide!

[41] Born 1846; came to America 1866; died 1917.

Glorreich ist dein Thron,
Prächtiger als je im Weltenraum
Eine Majestät einen besessen.
Sein Name ist „Menschenrecht",
Und sein Fundament „der Väter Vermächtnis".
Der Anden grossartigster Kuppe,
Dem ew'gen Naturbild
Der Macht und der Würde,
Gleichst du, überragend die Schwestern,
Die auf unserer Hemisphäre
In der Freiheit majestätischem Scheine
Unter deinem Schutze leuchten mit dir!
Heil dir! drum rühm' ich dich,
Lieb' ich dich,
Du von Meeren Geküsste,
Jüngste der Nationen,
Die leitend gebieten!

Proud of what the German element has contributed to make America rank foremost amongst nations, he continues:

Haben von jeher Germaniens Söhne
Doch treu dich geliebet,
Dauernden Schmuck ja
Gelegt dir zu Füssen;
Und zornig sie griffen zum Schwerte
Mit wuchtigen Fäusten,
Wo's galt, dein Banner zu schützen!
Und schwieg die Geschichte,
Da rief ich zum Zeugen
Die Felder der Schlachten,
Die getrunken deutsches Blut,
Und die Ströme, die reden's,
Die gelauscht den Klängen der Axt
Und des Urwalds Stöhnen!

I venture to say that no apostrophy to Columbia could be more laudatory. The only element peculiar to this ode, as well as to most German-American lyrics is a note of gratitude to the land of the oppressed and a tribute to the Germans' contribution to American civilization.

Several more excellent poems and many single stanzas might be quoted in praise of liberty, political as well as economic, and likewise many verses describing the natural wealth of the New World.

We find, however, in German-American lyrics not only laudatory comment on American conditions, but much severe criticism as well. Though some censuring remarks appear quite early in the nineteenth century—for example violent denouncement of steamer races, which called for a heavy annual toll—harsh criticism and veritable condemnation of national vices do not appear until approximately the middle of the century. About this time the American people, realizing

the power of money in social life, acquired an oftimes odious love of gain; in politics corruption began to make itself felt more and more; certain sectarian religions started their campaigns against many innocent pleasures, thus breeding hypocrisy. These and many other national vices were severely criticized by the Germans.

In his "Zum 4. Juli, 1855—Den Deutschen gewidtmet" Kaspar Butz satirizes the annual outburst of jingo patriotism, which awakens in the mind of every philistine the sectarian-national holier-than-thou pride.

Im eckigen Philistertum hört wieder man sich's regen;
Kaketensprühn und Pulverrauch auf Strassen und auf Wegen! —
In dieses frost'ge, kalte Volk, so steif wie seine Tugend,
Gefahren scheint ein andrer Geist, ein Geist der Kraft und Jugend,
Der Wechsler schliesst die Bude zu, der Händler seine Türe,
Wenn auch mit schwerem Herzen nur, dass er den Tag verliere;
Der Dollar in dem ledernen, so scharfen Angesichte
Glänzt heut' in einem anderen, in einem hellern Lichte.
Wenn die Kanonen donnern fern (mit Pulver nur geladen),
Träumt „Sam", ein freier Mann zu sein; zwar nur von Gottes Gnaden;
Im Sonntagsstaat stolziert er her und hört vom Rednermunde
Das alte, dumme Dudeldei vom grossen Staatenbunde,
Die Lüge von der Freiheit Macht, die, ha! in ihm vertreten,
Weshalb er still zur Kirche geht, um fromm dafür zu — beten!
Dann kehrt er heim, ein stolzer Mann, der Pharisäer echter,
Und dankt, dass er viel freier ist als andere Geschlechter.

But the southwind carries to his ears the moaning of millions of slaves.

Wenn dieser heisse Juliwind vom Süden kommt gezogen,
Ist's mir als töne Kettenklang auf seinen warmen Wogen,
Als sei *ein* grosser Seufzer nur sein lindes, mildes Wehen,
Das eine Menschenbrust hier sucht, sein Klagen zu verstehen;
Doch wenn das Wetter droht vom Süd, aus jener Flammenküche,
Hör' ich im Donnergrollen bang viel tausend Sklavenflüche,
Sie tönen laut, sie hallen weit, sie klingen und sie dröhnen,
Und oh! kein Juliböller kann sie jemals übertönen.

Turning to his German compatriots, who were just then



suffering once more under the nativistic cries of Knownothing-ism, he continues:

Und Ihr mit Eurem Freiheitsmut, mit Eurem Männertrutze,
Die Ihr bereit zu jeder Stund zu Eurer Freiheit Schutze,
Vergesst sobald Ihr denn die Schmach, die man auf Euch will laden,
Weil Eure Wiege ferne stand den „gastlichen Gestaden"?
Im Osten Puritanertum, im Westen Priesterheulen,
Seid Ihr denn wirklich noch so frei hier zwischen diesen Säulen?
Ja, Säulen sind's des Unverstands, ein Denkmal ferner Zeiten;
Wie tief ein Volk bald sinken kann, das Wahn und Priester leiten;
Das Julibanner flattert hoch, doch Euch soll es nicht decken,
Und immer noch Parade stehn wollt Ihr bei solchen Gecken?

Butz will not have his countrymen celebrate the anniversary of Independence Day until the bonds of slavery shall be broken, and the Republic be re-created in the battles fought by Germans. How prophetic!

Nein, feiert nicht! Du deutsches Volk, das ins Exil gegangen,
An dessen Herde immer noch die alten Laren hangen,
Bleib wie ein zürnender Achill in deinem Zelte liegen,
Du weisst, sie können ohne Dich doch Troja nicht besiegen;
Wenn ihre Schiffe brennen einst, wenn ihrer Feinde Lanze
Ihr Prahlen längst zu Schanden stiess im ernsten Waffentanze,
Dann kommt dein grosser Rachetag, dann lass dein Banner wehen,
Und neu durch deutscher Arme Kraft die Republik erstehen.

In Marxhausen's anthology (1856) we find some stanzas by Albert Berghaus,[42] entitled "Bist du ein freier Mann?" in which he lashes the plutocracy of his time as well as the corrupt administration of justice and the interference of the Church in matters of private life.

The following year Max Lilienthal,[43] commenting on corrupt politics, admonishes the population of our Commonwealth to return to the ideals of the fathers of our Republic:

Drum auf den Blick zu deinen grossen Ahnen,
So gross wie sie kein Fürst im Stammbaum führt;
Ihr Beispiel wird dich ewig lehrend mahnen,
Wie glücklich sich ein freies Volk regiert.

[42] Biographical data not available.
[43] Born 1815; came to America 1845; died 1882.

Hinweg mit jenem schmutzigen Gesinde,
  Das um ein Amt des Volkes Wohl verrät,
Und wähle Männer, denen nicht die Pfründe,
  Doch deine Freiheit über alles geht.

A poet belonging to a younger generation, Konrad Nies, frowns upon a people which feigns liberty (frömmeln) at the altar of the Lord while its true gods are money and might.

TAEUSCHUNG.

Von Westen geht der Freiheit Frührotglimmer
Weit übers Meer und lockt Germanias Söhne
Aus schwerem Dienst und düstrem Kriegsgedröhne
Zur neuen Welt, voll Frieden, Glanz und Schimmer.

Dem Schein folgt mancher, der ihm Irrlichtflimmer,
Und wähnt, dass ihn mit Gold Kolumbia kröne,
Und giebt die Heimat auf, die ewig schöne,
Und findet Schätze doch, und Freiheit nimmer.

Freiheit! — Wo ist sie? — Auch Kolumbias Sohn
Ist sie entflohn, die Helden einst ihm schufen;
Zwar neigt das Haupt er keines Fürsten Thron,
Doch frömmelnd kniet er vor der Kanzel Stufen,
Und heimlich dann, tief in des Scheines Fron,
Gold nur und Macht als Götter anzurufen.

In a poem of welcome to Mirza Schaffy, who visited America in 1880, Castelhun refers to a certain class of our citizens as

Die schlau sich in der Tugend Mantel hüllen
Und gegen Wein und Sonntagsfreuden brüllen.

Besides the gradual disappearance of personal freedom and a sort of pharisaic piety the German-American poets comment especially on our pronounced love of money for which we often neglect the higher attainments of culture.

Wer wird noch denken und studieren
  In diesem himmlisch freien Land!
Hiess' das nicht Geld und Zeit verlieren?
  Sei klug — und werde Spekulant!

O Geld, du schöne Himmelsgabe,
In diesem hochgepriesnen Land! —
Wie wenig Geist der Mensch auch habe,
Das Geld gibt ihm genug Verstand.
Robert Clemen[44], *Der Westbote*, Columbus, I, 17, '67.

A direct consequence of this desire for rapid gain is the practise of ruthless deforestation and irrational cultivation of the soil (Raubbau), two crimes of which the Anglo-Saxon element of our country is frequently accused. Here only Nies' "Die Rache der Wälder":

Des Nachts, wenn die Sonne im Meer entschwand
Und die Wolken im Sturme jagen,
Da geht in den Lüften ein Brausen durchs Land,
Wie geächteter Rechte Klagen.
Aus den Catskills kommt's, wo die Eichen wehn,
Aus Pennsylvaniens Gebreiten,
Von den Tannen an Minnesotas Seen,
Aus Texas' gewaltigen Weiten,
Aus den Föhren und Fichten bricht es hervor
In Colorados Gesteinen,
Aus den Rotholzriesen am goldenen Tor,
Aus den Zedern in Floridas Hainen.
Aus Ost und West, aus Süd und Nord,
Durch Klüfte und Felsen und Felder
Erschwillt er im donnernden Sturmakkord —
Der Racheruf der Wälder!

Wir wuchsen und wachten viel tausend Jahr
Bei der Wildnis rotem Sohne;
Wir boten ihm Obdach und Waffe dar,
Und Liebe ward uns zum Lohne.
Wir sprossten in Frieden, wir grünten in Ehr',
Wir schützten und schirmten die Lande.
Da brachen die Bleichen waldein übers Meer
Und lösten die heiligen Bande.
Sie danken uns Heimat, sie danken uns Herd,
Die Bleichen, die Klugen, die Feinen;
Doch danklos verwüsten, von Habgier verzehrt,
Das Mark sie von Wäldern und Hainen!
Uns Hüter des Hochlands, uns Wächter der Seen,

[44] Born 1816; came to America 1838; died 1869.

Der Vorzeit heilspendende Erben,
Sie fällen uns herzlos, in frevlem Vergehn,
Um Haufen von Gold zu erwerben:
Doch eh' wir zerbrochen, als lebloses Gut,
Der Habsucht uns fügen zum Dache,
Hört, Sturm, uns, und Erde und Feuer und Flut,
Euch rufen herbei wir als Rache!
Ihr seid uns Genossen seit ewiger Zeit;
Die Urkraft, euch lieh sie die Waffen,
Drum sollt ihr Vergeltung im rächenden Streit
Am Werke der Menschheit uns schaffen.
Was immer gezimmert aus unserm Gebein,
Der Städte Getürm und Gemäuer,
Reiss es ein, du, o Sturm, reiss es ein, reiss es ein!
Verzehre in Flammen es, Feuer!
Die Brücken der Ströme, die Schiffe im Meer,
Aus unserem Herzblut errichtet,
Verschling sie, o Flut, bis Wälle und Wehr
Verstrudelt, verstrandet, vernichtet!
Verschütte, o Erde, du, Mine und Schacht,
Die deinem Schosse entragen!
Auf! Auf! Ihr Genossen der Nacht, zur Schlacht,
Bis die Werke der Menschen zerschlagen!

So hallt es und schallt es im nächtlichen Chor
Durch Klüfte und Felsen und Felder,
Vom Hudson landein bis zum Goldenen Tor:
Der Schrei der geächteten Wälder. — —
Und täglich und stündlich erstarrt uns das Blut,
Wenn neu uns die Kunden umwogen,
Dass Sturmwind und Erde, dass Feuer und Flut
Die Rache der Wälder vollzogen.

In conclusion be it said that whatever their criticisms of American institutions and the American national character were, they loved our country, and many a poet could exclaim with Johann Dietz[45]: "Ich liebe dieses Land mit seinen Fehlern." They realized and were proud of the fact that the Union had already begun to play a leading rôle in the realm of empires, and they foresaw that soon she would govern the course of history, which they hoped she would not do to her disgrace.

[45] Born 1835; came to America 1854.

Den Grossen steht es an, auch immer edelgross zu denken,
Und nicht im Krämergeist das Nützliche allein zu suchen;
Wenn du mit Glück begannst die Weltgeschichte schon zu lenken,
Tu's allzeit so, dass du dir selbst nicht brauchst zu fluchen,
Dass Segen draus dem eignen grossen Volke werde
Und dich die Völker alle segnen auf der Erde.[46]

[46] L. M. Goldberger, *Land der unbegrenzten Möglichkeiten.*

CHAPTER VI.

THE WESTWARD MARCH OF CIVILIZATION.

When at the beginning of the nineteenth century the Mississippi Valley and the large territories in the West and Northwest opened up to civilization, a tide of migration set in which has not little semblance to the great Germanic migration of the fourth and fifth centuries. Driven primarily by a spirit of adventure, a desire to overcome obstacles, the Scotch-Irish element invaded the Mississippi and Missouri regions. These first vanguards of civilization, however, not interested in the cultivation of the land, remained hunters and trappers, who advanced farther west as soon as an influx of pioneers made hunting more precarious. After these scouts followed the Anglo-American pioneer. He tilled the soil until on account of the primitive methods he employed cultivation proved unprofitable. When this was the case he sold his farm to a second pioneer who followed close upon his heels. He was most likely a German. By constant fertilization and rotation of crops this new rational cultivator of the soil was able to raise profitable crops on the land which his impatient, often shiftless predecessor had deserted for virgin land. Such was in general the advent of the German element in the West.

Duden's glowing account of conditions prevailing in Missouri during the third decade brought to this State many highly educated liberals who took up the pursuit of agriculture. Because of their classical training they were called "Latin farmers." About 1834 there arrived near Duden's farm many members of the *Giesener Auswanderungsgesellschaft*, amongst them Friedrich Münch (pseud. Far West), and Paul Follenius,

and within a score or two of years the population of the counties on both sides of the Missouri River, from its confluence with the Mississippi as far as Kansas City was almost entirely German. These farmers, like the settlers of Pennsylvania, to whom an everlasting tribute was paid by Benjamin Rush, took great pride in their estates, partly because, unlike the Scotch-Irish pioneer, they wished the younger generation to follow in their footsteps. Wilhelm Müller addresses the following poem to the German farmer:

Ich sah dich im Regen und Sonnenbrand
Im Kampf mit der Wildnis Gewalten,
Die Steppen des Westens mit schwieliger Hand
Zum blühenden Garten gestalten.
Wo jagend der Yuma durchstreifte das Moor,
Da sprosste dir goldener Weizen empor.

Ich hörte, vom laub'gen Dach überspannt,
Dich reden von heiligen Rechten,
Und was du als lautere Wahrheit erkannt,
Mit kernigen Worten verfechten.
Und wenn deine Rede des Glanzes entbehrt,
Nie fehlte ihr Kraft und der innere Wert.

Oft hast du im ärmlichen Werktagskleid
Den Frevler am Frieden gerichtet
Und redlichen Sinnes durch klugen Entscheid
Den Hader der Nachbarn geschlichtet.
Und war auch der Römer Gesetz nicht zur Hand,
Dir sagte, was Rechtens, dein klarer Verstand.

Und wie seine Brut der erzürnte Aar
Befreit vom verfolgenden Schwarme,
So hast du gerettet aus Not und Gefahr
Die deinen mit schützendem Arme.
Und wann es die Rothaut zu züchtigen galt,
Erlag deiner Büchse die Axt von Basalt.

Oft fragte ich staunend: Ist dies der Mann,
Den Armut gen Westen getrieben,
Der zagend des Elends erdrückendem Bann
Entflohn mit den weinenden Lieben?
Der Mann, der hier schaltet mit Wort und mit Tat,
Im Kampfe ein Held und ein Weiser im Rat?



Wohl bist du derselbe, doch stolz, wie der Baum
Zum Himmel erhebt seine Krone,
Wenn man ihn verpflanzt in sonnigen Raum
Aus rauher, unwirtlicher Zone,
So reifte der Freiheit erwärmender Schein,
Was menschlich in dir und was edel und rein.

Ever mindful of the oppression which they had left behind in the fatherland these Germans gladly underwent the hardships of the rugged and often dangerous pioneer life. In "Ein Bild aus den Hinterwäldern" Hubert Müller depicts how the wife of a pioneer longs for the land of her birth, while the man, though he has good reason to fear an Indian attack, would rather face the wild aborigines than endure oppression in the fatherland. The woman, worried because her husband has not yet returned from a hunt, laments:

"Was ist es, das uns hier beschieden?
Mein halbes Leben gäb ich hin,
Könnt' ich zum Lande ziehn in Frieden,
Darin ich einst geboren bin!

Ein ew'ges Bangen, Kämpfen, Wagen
Ist ein gar bittrer Lebenslauf!
Zur Ruhe gehn wir nur mit Zagen,
Mit Zagen stehn wir wieder auf!

Doch Vater sagt, er weiss es besser —
Dies Land ist gross und reich und frei!
Hier giebt es keine Adelsschlösser
Und keine Fron und Tyrannei."

Finally the man arrives, and, aware of imminent danger, tells her that in the spring they would have to go farther west.

Heinrich Binder's "Westward the Star of Empire Takes its Way" narrates in three poems how ship after ship of German immigrants comes to the shore of the land whose name is future and whose motto liberty, and how these newcomers cast off the fetters of European thought and offer to



the new land their most precious possessions: "Die Stärke ihrer Arme, Gemüt und Herz, und Wissenschaft und Geist."

I.

Die alte Welt Europa gehet unter,
Was ihr verblieb an Kraft, lenkt westwärts nur den Blick,
Und endlos fast giesst sich aus ihren Adern
Ihr Blut in die der jungen Republik.

Sieh, Schiff auf Schiff! und alle bergen Schätze
So kostbar und so reich, wie nie ein Land sie sah:
Sie sind gefüllt in allen ihren Räumen
Mit Emigranten für Amerika.

Die bringen dar dem neuen Vaterlande,
Dess' Name Zukunft ist, dess' Wahlspruch Freiheit heisst —
Ihr Hab und Gut: die Stärke ihrer Arme,
Gemüt und Herz, und Wissenschaft und Geist.

Sie werfen ab die europä'sche Fessel,
Die dem Gedanken dort, der Tat, ist beigesellt, —
Sie fühlen sich — sie werden Menschen wieder,
Sie werden Bürger einer neuen Welt.

II.

Es schwillt die Zahl, des Ostens Städte fassen
Nicht mehr die mächt'ge Schar, die dort stets neu sich presst,
Drum weiter fort, — noch hat das Land kein Ende, —
Für Tausend Raum noch — dir gilt es: Far West!

Sie ziehen hin dort nach dem grossen Westen,
Ihr Lagerfeuer brennt; im Zelt am Urwaldsaum
Da ruhn sie aus, die kühnen Pioniere
Und träumen sich den schönsten Zukunftstraum.

Und unterm Schlag der frischgeschwungnen Aexte
Fällt dann der erste Stamm — das erste Blockhaus steht,
Wo früher nur die Rothaut Biber jagte,
Und skalpgeschmückt nach Feinden rings gespäht.

Westwärts zog längst der Indianer, weichend
Dem Pionier, der dann dem Farmer übertrug
Sein rohes Haus, auch dieser weicht den Städten, —
Und immer noch lenkt westwärts sich der Zug.

III.

Das ist der Zug, den die Kultur genommen,
Das ist der Weg, den sich die Freiheit hat erwählt:
Was hoch und hehr noch in Europas Trümmern,
Sucht einst Asyl in dieser neuen Welt,
Die stolz entrollt das hohe Sternenbanner
Von der Atlantis Strand zum stillen Ozean,
Freiheitspanier! verkündend allen Völkern:
„Westwärts bricht sich die Weltherrschaft die Bahn!"

"Städtegründung in Amerika," by Caspar Butz, describes in two poems—one 1850, the other 1870—the founding and marvelous growth of some city in Missouri. The third stanza reads:

Sind wir nicht Boten aus dem Osten?
Erobrer, wie De Soto war?
Des grossen Heers versprengte Posten,
Das nachkommt mit des Pfluges Schar?
Die Waffen sind jetzt anders worden,
Nicht klirrt die Rüstung jetzt so schwer,
Ein andres Heer kam fern vom Norden,
Ein andrer Geist zieht vor ihm her.

It is no longer the spirit of the conquistador which subdues these river bottoms, it is the spirit of a northern people,

Das kam, den Urwald umzuroden,
Das einen neuen Kontinent
Umschaffen will zu freiem Boden,
Der stolz auch deutsche Namen nennt.

Am Ufer hält im Birkenkahne
Ein alter Fischer seine Wacht;
Ob diese Rothaut es wohl ahne,
Wie er die Angel hat in Acht,
Dass hinter ihm mit festem Schritte
Die neue Zeit so stolz ersteht,
Dass vor des fremden Mannes Tritte
Sein altes Heim im Wind verweht?!

Wir rufen ihn: er ist gedungen
Und setzt uns lachend übern Strom,

Durch einer Münze Wert bezwungen,
Verrät auch er sein altes Rom.
Nur zu! du schwanker Kahn, du spürest
Ja nichts vom menschlichen Geschick,
Du weisst nicht, dass du überführest
Den neuen Caesar — und sein Glück.

Twenty years later:

Nach Westen hin! So hat gerufen
Schon manche kühnbeherzte Schar,
Doch was sie wirkten, was sie schufen,
Macht erst die Zukunft hell und klar.
Es bleicht an mancher öden Stelle
In Sturm und Regen manch Gebein, —
Die vorgeworfne leichte Welle —
Doch mächtig drang die Flut herein.

Kein Damm so hoch, sie aufzuhalten,
Aus Deutschland jene Sturmesflut;
Die ganze Welt umzugestalten,
Das träumte da manch junges Blut.
Es galt den Schwerpunkt zu verlegen,
Den Hebel in der neuen Welt
In seiner Hand, so dacht verwegen,
Ist Herr er, mancher junge Held.

Omitting several stanzas in which he describes the activities of the early settler, he continues:

Und eine Stadt ist hier entstanden,
Wie schöner Hellas keine schuf,
Die Kolonie aus deutschen Landen
Hat hohen Wert, hat weiten Ruf.
Kein Herodot ist mitgefahren
Nach diesem neuen Thurium,
Noch ist in diesen ersten Jahren
Die Muse der Geschichte stumm.

It is one of the peculiarities of the westward march of our civilization that the frontier did not advance gradually, but rather by leaps and bounds. When the Mississippi states numbered hardly a dozen inhabitants to the square mile many a

pioneer farmer deserted his homestead and followed the call of the great Northwest.

Alexander Conze, who lost his life in the battle of Buena Vista, bids those who prefer the roaming activity of a trapper and hunter to the more peaceful life of the farmer to go into the Oregon territory where boundless liberty can still be enjoyed.

DAS OREGON-LIED.

Frisch auf, des Westens Söhne,
Die ihr das Feld nicht sät,
Die ihr als freie Schützen
Ein ruhig Los verschmäht.
Der Wandrung Strom vom Osten
Dringt nah und näher schon,
Es schwinden eure Wälder,
Drum auf nach Oregon!

Und ihr, nach Abenteuern
Begierig und nach Streit,
Nach Jagen und nach Wagen,
Nach Waldeslustbarkeit,
Herbei aus allen Staaten
Der weiten Union!
Es lebe Berg und Prärie,
Es lebe Oregon!

Wohl tausend stark, wir sammeln
Uns an Missouris Flut,
Der Niedre und der Hohe,
Ob reich, ob arm an Gut.
Die tausend Herzen bindet
In eins ein einz'ger Ton;
Begeisternd schallt die Losung:
"Frisch auf nach Oregon!"

Theodor Kirchhoff acquaints us with the tragic fate that befell a group of eighty-two, most of them Germans, who in 1846 under the leadership of one Donner started out from Missouri to cross the Rockies. On the shores of the present Donner Lake, near the eastern border of California, their march was frustrated by a deep snow. One after another perished for lack of food, and when late in the spring some pioneers came the same way, they found the grandfather of the Donner family as sole survivor. He had lost his mind and was gnawing at a human bone. Kirchhoff follows in his epic of forty-two pages the most popular of the several versions of this tragic pioneer story. The poem ends:

Wie ein traumhaft Flüstern zieht es
  durch der Föhren hohe Wipfel.
Herrlich in dem klaren Aether
  blinken der Sierra Gipfel,
Die den *Donnersee* umkränzen. —
  Schlaft in ernster Ruh, ihr Müden!
Keinem ward ein schönres Denkmal
  je errichtet noch hienieden!
Euren Namen führt der Bergsee,
  und in Volkes Mund und Sagen
Wird sein deutscher Klang ertönen,
  bis in ferner Zukunft Tagen.

In 1849—the first gold was found at Sutter's Mill January 1848—reports of fabulous treasures lured thousands of adventurers across the mountains. Gugler's *Stern des Westens,* an admirable epic of the westward march of civilization, describes most realistically the hardships experienced by a caravan of prairie schooners. From this epic I take the lyric intermezzo "Westward Ho!"

Wundersam klinget vom Westen die Mär,
Uebers Gebirg' trägt der Wind es daher:
Gold, eitel Gold, ist der Erde Kern! —
Komme, wess' Herz vor Gefahren nicht bebt,
Harrend liegt's da der Hand, die es hebt,
  Westwärts Ho! Westwärts Ho!
Westwärts ziehet des Reiches Stern!

Wärmer senkt Sonne die fruchtende Spur
In deine Scholle, gesegnete Flur,
Heimat des Lenzes, winterfern!
Schwer wogt der Weizen im endlosen Raum!
  Westwärts Ho! Westwärts Ho!
Westwärts ziehet des Reiches Stern!

Wonniges Atmen erfüllet die Brust,
Weit wird die Seele, und selbstbewusst
Wächst hier der Mann zum allgemeinen Herrn
Ueber sein Denken und Fühlen und Sein,
Voll blüht die Freiheit im Westen allein!
  Westwärts Ho! Westwärts Ho!
Westwärts ziehet des Reiches Stern!

Though there were most likely not many Germans who risked their life in search for gold, we know of at least one, Adalbert Höpke, who was lured to the gold fields. He pictures the hope and disillusionment of the seeker of fortune in the following verses:

Hei, das war ein wildes Jagen
Nach den Schätzen dieser Welt!
Hei, das ist ein Stürmen, Wagen,
Wo erlaubt ist, was gefällt!

Was in fieberheissen Stunden
Unser kühnster Wunsch gewollt,
Haben endlich wir gefunden —
Zügellosigkeit und Gold.

Heut gedrückt von goldnen Lasten,
Jauchz' ich trunken Tag und Nacht;
Morgen will ich gerne fasten,
Bis das Glück mir wieder lacht.

Heut umringt von wilden Gästen,
Streu' ich meinen Reichtum aus;
Morgen öffnet sich zu Festen
Eines Kameraden Haus.

Ewig steigt und sinkt die Wage,
Unser Dasein ist ein Spiel,
Kein Verzagen, keine Klage,
Wie die Karte immer fiel.

Nicht zu schnell den Mut verloren,
Nur der tolle Traum erbleicht —
Ohne Schmerz wird nichts geboren,
Ohne Opfer nichts erreicht.

Töricht hofften wir, zu finden
Nichts als ein Schlaraffenland,
Und wir büssten unsre Sünden,
Und wir kamen zu Verstand.

Nicht um Gold herbeizuraffen,
Lasst so weit geirrt uns sein;
Eine *Heimat* zu erschaffen,
Sei der Zweck, dem wir uns weihn.

Berthold Kalfus, finally, depicts in the well-written ballad "Die Goldgräber" the jealous greed and fatal end of three brothers who kill each other to obtain possession of their find.

As pointed out in a previous chapter, the German immigrant coming as he did from a country with the highest culture, must have suffered terribly under the cultural depravity of pioneer life. Constant toil and struggle, the total absence of intellectual life, nothing elevating or sublime, except, perhaps, nature, made the German long for the fatherland. The only treasure he carried with him wherever he went was German song. In the verses "In seiner Heimat Schoss," which tell of the poet's wanderings in the West—he too washed for gold—

Kara Giorg gives expression to his longing for the beautiful fatherland.

Die Heimat war zu eng, der Wandersinn
Trieb mich zu ferner Lande Wunder hin,
Westwärts zum märchenhaften Eldorado.
Die Sonne sah ich sinken dort im Golf
Und jagte auf der Steppe Ur und Wolf,
Vom Felsgebirge tobte der Tornado.

Die Hügelgräber und der Wälle Bau
Klomm ich hinan, die stumm und altersgrau
Die sanften Ufer des Ohio säumen.
Wo wohl das Volk, das rätselhafte, blieb,
Das seine Spur mit Riesenzügen schrieb?
Verscholl es in der Zeiten Wogenschäumen?

Der schlanken Tannen immergrünen Schmuck,
Der bunten Felsen vielgestalt'gem Spuk
Glitt ich vorbei im leichten Rindenkahne
Am Obersee, stieg in den tiefen Schacht
Und in der Kupferminen dunkle Nacht,
Die abgeteuft schon des Odschibwe Ahne.

In der Sierra Bächen wusch ich Gold,
Das funkelnd dort im Sand der Bäche rollt,
Und war im Wigwam Gast beim roten Manne.
Vom Shasta schaut ich auf das stille Meer,
Dort nahten schwerbeladne Schiffe her
Aus Indiens und des Mikado Banne.

* * * *

Dann kehrt' ich wieder zu der Städte Pracht,
Ich sah das Treiben und die wilde Jagd
Nach Gold — in ihren Strudel reisst sie jeden —
Die wilde Jagd nach eitler Würden Glanz,
Der Leidenschaften tollen Faschingstanz,
Sah Macht und List der Freiheit Recht befehden.

Dem Farmer, welcher fern vom Markt der Welt
Im stillen Busche emsig baut sein Feld,
Half ich das Saatkorn in die Erde senken.
Dort hört' ich singen auch das deutsche Lied,
Das mit dem Wandrer in die Fremde zieht —
Ein Talisman, ein süsses Heimgedenken.

Ein Heimgedenken! Ja, wie manchesmal
Hab ich gedacht ans schöne Heimatstal,
Die Traulichkeit der lebensfrohen Kreise,
Der Reben Grün, der Blumen lichten Schein,
Die Burgen, Dome, an den blauen Rhein,
Wenn ich gelauscht der seelenvollen Weise.

Es ist zu spät, die fremde Scholle hält
Für immer mich im Bann der neuen Welt,
An ihre sind gefesselt meine Lose.
O überglücklich, wer im engen Raum,
Wo er verträumt der Jugend Wonnetraum,
Zufrieden lebt — in seiner Heimat Schosse.

CHAPTER VII.

SLAVERY AND THE CIVIL WAR.

Having already mentioned Pastorius as the first German to protest against slavery, I shall now proceed to show how the German-American poet viewed this institution, which existed in our country in strange contradiction to the very principles upon which its constitution is based. I need not enter here into the issues of 1776 and 1787, nor into the gradually subsiding feeling against slavery, nor is it necessary for our purpose to trace the origin and early history of the abolition movement, and the influence exerted by Lundy and Garrison through the anti-slavery organ, the *Liberator*.

Amongst the distinguished Germans who came to America in the twenties and thirties it was Karl Follen, who stood shoulder to shoulder with Garrison in the struggle of the abolition movement and set a shining example to his compatriots. We have, however, no product of his muse, which could be quoted as an expression of his sentiments. Nor do I know of any poet previous to 1848 who expressed himself about slavery before the tide of political refugees of that year poured into our harbors. Hardly had the forty-eighters, who brought with them an irresistible stream of cultural energy established themselves, when in the newspapers of the country, into which many of the exiles poured all their strength and personality, began to appear a goodly number of verses describing the deplorable conditions among the slaves. The number of these lyrics I dare say would have been still greater if the poets—by far the greater part lived in non-slave holding or border states—had had an opportunity to become more familiar with the tragic existence of the African race.

One of the pre-forty-eighters, H. A. Bielfeld, [47] wrote in the year 1848 a song to be sung by the German freesoilers, which begins:

Wir kämpfen jetzt für Menschenrecht,
Fürs tiefgesunkene Geschlecht
Der schwarzen Sklavenbrüder!

These lines recurring as refrain, the poem continues:

So denken wir an den Zuckerwald,
Wo die Sklaven sich krümmen und bücken,
Wo die Peitsche der herzlosen Weissen knallt
Auf den braunen gefärbten Rücken.
Wo die Zähre sich aus dem Auge drängt
Dem farbigen Sohne des Südens,
Und mit dem Zucker des Pflanzers sich mengt
Zum Fluche des ewigen Friedens.

So denken wir an die schwarze Jagd,
Bluthunde die Menschen erjagen!
Wo die Luft sich erfüllt, eh' der Morgen tagt,
Mit schaudererregenden Klagen.
Hei, hoh! Zerzauset das schwarze Aas!
Greift zu, packt an in der Runde!
Hei, hoh! Das ist doch ein göttlicher Spass,
Ihr herrlichen, trefflichen Hunde!

So denken wir an den Negermarkt,
Wo die Schwarzen wie Ware verhandelt,
Wo die Schande sich an den Gesetzen erstarkt
Und die Menschen in Tiere verwandelt.
Hui! Mutter, du schwarzes, du garstiges Vieh,
Gib her deine hässlichen Jungen!
Marsch, fort mit den Bestien, fesselt sie!
Der Kauf ist spottwohlfeil gelungen.

So denken wir an den Novembertag,
Den Tag der zukünftigen Taten!
Und an die Schande, die schreiende Schmach
Der freien Vereinigten Staaten!
So denken wir an das zertretne Geschlecht,
Das ruft uns zum Kampf und zur Rache!

[47] Born 1818; came to America 1844; died 1882.



Das ruft uns zum Kampfe für Freiheit und Recht,
Und Sieg für die heilige Sache!

Drum kämpfen wir für Menschenrecht,
Fürs tiefgesunkene Geschlecht
Der schwarzen Sklavenbrüder!

The author who had lived in Mexico before coming to Milwaukee must on his journey to the North have acquainted himself with conditions prevailing in the slave states.

He who knows how the Germans, after having staked their all in the unsuccessful attempt to free their fatherland from the usurpation of petty tyrants, looked forward to finding in America nothing short of Utopian conditions, can understand and feel how horrified they must have been at the very thought of human bondage. After waiting in vain for an opportunity to return to the fatherland to settle their accounts with their oppressors, they threw all their pent-up energy into reforming the Union, which they as idealists and radicals believed to be antiquated in principles and institutions. One of the first reforms they wanted to bring about was the extirpation of slavery.

Many poems describe the deplorable scenes that could be witnessed on slave ships, in the slave market, and on plantations. Thus Philipp Haimbach's[48] "Das Sklavenschiff" tells of the cold-blooded laughter with which he was informed that a ship of slaves was lost at sea:

Die Nacht war schwarz, der Mond verhüllt,
Der Sturmwind heulte schaurig;
Mir war das Herz von Gram erfüllt,
Wusst nicht, warum so traurig.

Mein Ohr vernahm ein Angstgestöhn,
Dazwischen Kettenklirren,
Und, wilder als des Sturms Getön,
Ein Toben und ein Schwirren.

[48] Born 1827; came to America 1851; died 1904.

Ich sprang entsetzt vom Lager auf,
Doch konnt' ich nichts entdecken;
Das Schiff verfolgte seinen Lauf,
Mich aber bannte Schrecken.

Der Sturm verhallt; die Nacht entfleucht,
Nicht meine bangen Sorgen,
Und dass ein Wahn mich nicht getäuscht,
Erfuhr ich bald am Morgen.

Auf mein Befragen ward Bescheid
Vom Schiffsvolk mir mit Lachen:
„Ein Schiff mit Sklaven, nun befreit,
Verschlang des Meeres Rachen."

O Schmach der Freien: Sklaverei!
Du Urquell alles Bösen:
Kann nur des Sturmes Tyrannei
Von deinem Fluch erlösen?!

In 1856 Albert Sigel,[49] a journalist of St. Louis, later Adjutant General of Missouri, wrote a poem entitled, "Der Fluch der Sklaverei," which well deserves to be quoted in full:

Ihr kennt die Macht, die uns bedroht, die Schreckensmacht, vor der mir graut.
Weh! wo sie ihre Stätte gründet, wo sie sich ihren Zwinger baut,
Da leuchtet keine Friedenssonne, da winkt kein trauter Freundesport,
Da welken Gauen und Geschlechter durch Tyrannei und Geistesmord.

Zum Tier entartete Geschöpfe weckt hier ein jeder neue Tag,
Für die nicht Recht, nicht Schonung gültig, verwirkt der heiligste Vertrag.
Verworfene, nur ausersehen zum Werkzeug roher Herrscherlust,
Für die kein Raum im fühlenden Herzen, kein Mitleid in der Menschenbrust.

Kein Freundschaftsband schützt ihn, den Armen, ihm schlägt kein Busen liebewarm;
Den Gatten reisst man von dem Weibe, den Säugling aus dem Mutterarm.
Man schleppt sie fort, der Habsucht Opfer, zum Frondienst treibt der Zuchtstrick an;
Sie sind verfallen dem Geschicke, auf jetzt und immer untertan.

[49] Born 1827; came to America 1853; died 1884.



Sie sind verfallen dem Geschicke, gefesselt Wild im Erdrevier;
Sechsfaches Blei ihr einz'ger Richter, ihr Urteilsspruch des Bluthunds Gier;
Elende, deren Fleisch und Pein dem Wucherer als Erbteil winkt,
Geächtete, entehrte Wesen, für die kein Strahl der Hoffnung blinkt.

O Schmach und Schande der Gesellschaft für dieses ird'sche Meisterstück!
Doch dreifach Schmach in jenem Lande, das man da nennet Republik!
Im freien Land, im hehren Land, das selbst der Knechtschaft nur entging,
Dass es den Schändern seiner Freiheit das Mordbeil um den Nacken hing!

Wie? Ihr, die ihr sie kaum geschlagen, der Volkserhebung schwere Schlacht,
Ihr tauscht auch schon den Freiheitsbrief mit dem Gesetz der Menschenjagd?
Ihr heiligt ein verruchtes Erbe, und alles dessen nicht genug:
Noch auf den Freien schleudert ihr den Sklavenbann, den Völkerfluch?

Kolumbia! Glorreiches Land! Was soll's, wenn hoch dein Banner weht,
Und unter ihm der finstre Geist der Barbarei noch dräuend geht?
Was soll dein Stolz, was soll dein Ruhm, was flattert dort des Seglers Zier?
Umsonst doch klammert tränend sich der Flüchtling an das Sternpanier.

Rührt euch der Schrei der Mutter nicht, dort von dem Häscher übermannt?
Umsonst — man reisst vom Busen ihr das Kind, das teure Liebespfand.
Und mit dem Mut der Römerin — der Schande weicht der Todesschmerz —
Taucht sie den Stahl, den sühnenden, verzweifelnd in des Kindes Herz.

Ja, blutig steht sie, grauenvoll, mehr als Europas Tyrannei
Reckt sie die schwarzen Drachenschwingen, die Kampfpartei der Sklaverei;
Ein Ungeheuer, riesengross, das immer neue Brut erzeugt,
Und deren Opfer ungezählt und deren Wüten unerreicht.

Doch ob sie schäumt, ob sie sich bäumt — wir kennen unsern alten Stand.
Wenn auch die Eisenwaffe rostet, noch ist des Wortes Blitz zur Hand.
Ob's dort in Rastatt und Comorn — ob's hier in lauter Wahlschlacht sei,
Den Unterdrückten unsre Hülfe, und *nieder mit der Sklaverei!*



As may be seen from the poems already quoted, one of the aspects of slavery which incensed the German-American beyond endurance was the criminal enforcement of the fugitive slave law. Eduard Dorsch's "Am Ohio, 1858" describes the pursuit of a slave who escaped with her six weeks old infant:

"Vorwärts! drückt ins Fleisch die Sporen,
Ob die Mähren auch krepieren!
Tausend Dollars sind verloren,
Wenn wir jetzt die Spur verlieren.
Von den Koppeln löst die Meute!
Geht, sie wittern schon die Beute!
Vorwärts, Leute!"

„Ganz Kentucky bietet keine
Schönre Negerin als diese;
Muskeln stramm und hart wie Steine,
Ist gebaut sie wie ein Riese.
Tausend Dollars boten Kenner
Mir noch gestern. Vorwärts, Männer!
Spornt die Renner!"

„Kaum sechs Wochen sind verflossen,
Seit sie einen Sohn geboren;
Krieg ich sie samt ihrem Sprossen,
Nagl' ich fest sie bei den Ohren.
Hol der Teufel alle Neger!
Hier! 'nen Schluck aufs Wohlsein reger
Sklavenjäger!"

„Tausend Teufel! In den Büschen
Schimmern des Ohio Fluten!
Muss ich drüben sie erwischen,
Nehm ich Geisseln statt der Ruten.
Ha! Dort ist sie! Frisch geladen!
Pfeffert Schrot ihr in die Waden
Ohne Gnaden!"

The poor fugitive jumps on a block of floating ice and hopes that she may reach the Ohio side of the river. The pursuers, however, find a boat and are already close upon her when she— here the story deviates from the episode in *Uncle Tom's Cabin*—leaps to her death.



Doch zu fest ist sie entschlossen,
Dass der Peitsche sie entweiche —
Drum hinab mit ihrem Sprossen
In der Fluten dunkle Reiche!
Statt als Sklavin zu verderben
Und die Knechtschaft zu vererben —
Lieber sterben!

Lautlos schliessen sich die Wogen
Ob der Mutter mit dem Kinde;
Kühn ist sie dahingezogen,
Wo die Freiheit keine Sünde.
Frei zu sein, heisst: frei sein wollen!
Mögen bersten Eisesschollen,
Fluten grollen!

Frei zu sein, heisst: frei sein wollen!
Bald wird's jeder Sklave rufen,
Wird's in blut'gen Wogen rollen
Zu des Kapitoles Stufen.
Republik der dreissig Staaten,
Nach den Wünschen kommen Taten,
Lass dir raten!

In 1854 the Germans were in a great measure responsible for the opposition to Stephen A. Douglas because of his attitude toward the Nebraska compromise. Through their desertion of the old Democratic party, moreover, (*supra,* last couplet of Sigel's verses) they gave the strength to the Republicans necessary to bring about the election of Abraham Lincoln. That the motives for their positive stand on this issue were chiefly humanitarian and idealistic ones is shown by the following poem of F. C. Castelhun:

Untergang dem „Kompromisse"! tönt des Südens Feldgeschrei.
Nun, so lasst auch unsres donnern: Untergang der Sklaverei!
Ja, das ist der *rechte* Schlachtruf, der nach *rechter* Weise schallt,
Der begeisternd in den Herzen aller Edlen wiederhallt,
Der den Schurken und Verrätern schneidend in die Ohren gellt
Und die fluchbeladnen Pläne ihrer Niedertracht zerschellt.
Keine Sklaven in Nebraska, Untergang der Sklaverei,
Dass des Landes schönste Hoffnung nie ein Fluch der Menschheit sei!
Anders klingt das, besser klingt das, als des Douglas Lügenschwall!
Tönet nicht wie Kettenklirren, nicht wie scharfer Peitschenknall,

Nicht wie mattgehetzter Sklaven banges Stöhnen auf der Flucht,
Wenn die Meute grimm'ger Hunde wütend sie zu würgen sucht,
Nicht wie Aechzen armer Mütter in des Irrwahns Finsternis,
Weil man ihnen ihre Kleinen herzlos von dem Herzen riss.
Anders klingt es, besser klingt es, unser neues Feldgeschrei:
Keine Sklaven in Nebraska, Untergang der Sklaverei!
Und der Ruf soll nicht verstummen, bis er endlich Wahrheit wird,
Bis man nie mehr einen Menschen in der Knechtschaft Bande schirrt,
Bis es alle laut verkünden wie im Norden so im Süd,
Dass auch in des Negers Haupte eine Seele denkt und glüht,
Bis an unsres stolzen Banners sternbesätem Firmament
Keines Sklavenstaates düstres, blutigrotes Licht mehr brennt,
Ja, so lange soll es schallen, unser neues Feldgeschrei:
Keine Sklaven in Nebraska, Untergang der Sklaverei!

When in the fall of the following year (1855) the federation of Turners convened at Buffalo, it declared itself in most unequivocal terms against the institution of slavery and particularly against the extension of this institution into the territories. When finally the country was in need of the liberty-loving German population to oppose an army of slave holders, there appeared in one of the German newspapers[50] a poem entitled "Zu den Waffen, Turnergruss 1862" which begins:

Wohlauf, wohlan, hinaus ins Feld,
Dem trotz'gen Feind entgegen,
Dem besser 's Sklavenjoch gefällt,
Als freier Arbeit Segen.
Voran, hinaus, du junges Blut!
In euren Herzen flammt die Glut,
Die hellbegeistert Wunder tut,
Ihr wackren Turner dürft es wagen,
Die Frevelnden aufs Haupt zu schlagen!

Many a city put into the field entire companies, and even larger units (I refer only to St. Louis) of well-disciplined sturdy gymnasts, and thus it happened that a movement originally meant to help in bringing about the liberation of Germany, first from the external, then from the internal foe, contributed its share in freeing the Union from the pernicious institution of slavery.

[50] I am quoting from Gottlieb Betz (*Patriotische Lyrik der Achtundvierziger, Americana-Germanica* No. 22) who gives no source.



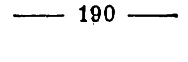
Back, however, to the years preceding the Civil War. In the *Pittsburger Courier* of October 31, 1856, we read the following admonition to the Germans of Pennsylvania:

O, Hermanns-Söhne, Enkel der Teutonen,
Du Heldenvolk, das fremde Fessel brach,
An dir zerschellten Varus Legionen.
Du warfst dem Korsen deine Ketten nach —
Und bietest hier auf diesem freien Boden
Dem „Sklavenzüchter" willig deine Hand?
Du fluchst der frechen Willkür der Despoten, —
Und stimmst für Knechtschaft in der Freiheit Land;
Wagst du zur Göttin Freiheit noch zu beten,
Wenn deine Hand die Fessel schmieden kann —
Wagst zu ihrem Altar noch zu treten,
Der frevelnd Schmach und Schimpf für sie ersann?!
O, wachet auf! der Freiheit Morgen taget,
Ein neues schönes Morgenrot erwacht!
Der nur gewinnt, der kühn begeistert waget —
So hatt' ich mir mein deutsches Volk gedacht!
Schart euch, ihr Deutsche, um der Freiheit Fahnen,
Lasst euren Kampfruf: Fremont! Freiheit sein!
Noch einmal will euch euer Schutzgeist mahnen,
Noch einmal sollt ihr euch der Freiheit weihn.
O, glaubet nicht dem gleissnerischen Wesen,
Mit dem man schmeichelnd euch betrügt, berückt;
Ihr seid zum schnöden Opfer nur erlesen,
Zum Opferstier, den man zum Feste schmückt.
Europa blickt auf euch, es wird euch krönen,
Wenn ihr der Freiheit eine Gasse brecht;
Seid fest und stark und lasst Gemeinheit höhnen,
Und kämpft für Freiheit, Fremont und für Recht.
Mag wer da will im Schlamme feige kriechen,
Die Freiheit weilt dort, wo der Adler wohnt,
Auf, deutsches Volk, lass deine Banner fliegen!
Auf, auf zum *„Freiberg"*, wo die Freiheit thront.

(August S . . . .)

In commemoration of a public demonstration of German-Americans in New York on October 13, 1858, Haimbach wrote the following inspiring verses:

Ein Hoch dem Recht — der Sklaverei den Tod!
Ein Geisteraufruhr tobt im ganzen Lande,



Verkündend eine tatenreiche Zeit;
Es brechen der Parteien alte Bande,
Und deutsche Männer sind voran im Streit,
Verbündet gegen Sklavendienstes Schande,
Für Menschenliebe und Gerechtigkeit.

Es sammeln sich der Freiheit edle Söhne,
Die tief gefühlt der Unterdrückten Not;
In Nacht und Not erbrausen ernste Töne:
„Ein Hoch dem Recht! — Der Sklaverei den Tod!"
Da wird es Licht; in goldumflossner Schöne
Erglüht des andern Tages Morgenrot.

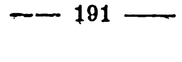
Nur dann wird Friede auf der Erde wohnen
Und Arbeitslust, die allwärts Segen bringt,
Wenn Menschlichkeit in Hütten und auf Thronen
Als höchste Herrscherin das Szepter schwingt;
Der Geist der Duldung alle Nationen,
Zum Heil der Welt erlösend einst durchdringt!

Es zündet schon; des Geistes Funken sprühen,
Ein heil'ger Odem hat sie angefacht!
Der Lebensbaum der Freiheit soll erblühen,
Im Lichte blühen nach der langen Nacht . . . .
Ihr Trägen, die erschlafft in Werktagsmühen,
Vernehmt den Donnersturm der Zeit — erwacht!

This thunderstorm loomed on the horizon December 2, 1859, when the noose was fixed around the neck of John Brown. His tragic end immortalized him as martyr in the German literature of our country no less than in Anglo-American poetry. "Hier stirbt ein König der Idee" says Kaspar Butz in his poem "Der zweite Dezember."

Hier stirbt ein König der Idee!
Die bleichen Lippen werden klingen
Von dieses Landes tiefem Weh
Im Geisterton; in Fern' und Näh'
Trägt ihn der Wind auf seinen Schwingen

Du stolzer Greis, Du Römerstirn,
Geschmäht, verleumdet, hart getadelt,
Du hast, wie auch die Menschen irrn,
Den Strick des Henkers heut' geadelt.



Wie fandest Du in toller Hast
Im Bibelbuch der Freiheit Wesen?!
Hier ist die Freiheit eine Last!
O! nein, Unglücklicher, Du hast
Im Buch der Bücher falsch gelesen!

Der erste Du! Nach eigner Wahl
Zogst Du das Schwert, das einst entscheidet;
Doch war's kein Alexander-Stahl,
Der scharf den Knoten rasch zerschneidet.
Die toten Söhne um Dich her,
Des Kampfes erste Heldenleichen,
So stehst Du da, ein Bild so hehr,
Das die Jahrhunderte nicht mehr
Verwischen werden oder bleichen!

Das Volk, das einst, Prometheus gleich,
Den ersten Freiheitsfunken raubte,
An das, selbst zuckend unterm Streich,
So manch gepresstes Herz einst glaubte.
Das Volk, das sich so hoch vermass,
Dem freudig klang der Dichter Leier,
Das in der Freiheit Strahlen sass,
Liegt in des Bodens dürrem Gras,
Und nagend sitzt auf ihm der Geier!

Wer würgt den Würger?! — Alles stumm!
Nichts regt sich mehr in Judas Zelten.
Gott Plutus thront im Heiligtum,
Was kann die Freiheit da noch gelten!
Den Dichter weht es heute an,
Als würd' es trüb und kalt auf Erden,
Als sei die Freiheit nur ein Wahn;
Doch glänzt sein Auge! — er sieht nahn
Die Kämpfe, die da kommen werden!

When on March 16 of the following year the last companions of John Brown met the same fate, Butz writes a second poem, "Virginien", less hopeful, in fact almost despairing. Nothing has been done to avenge the blood of the heroic idealist. His beloved country is drifting irresistibly toward the abyss where it must perish:

. . . eine Träne gibt's, die brennend glüht,
Wie um ein Menschenlos sie nie kann fallen,

Wie sie der Dichter weint, wenn zürnend sieht
Ein blindes Volk er an den Abgrund wallen:
Die Zornesträne, die nicht löst das Herz,
Drin trübe spiegelt sich des Schicksals Walten;
Sie glänzt im Aug' mir heut, — mit bitterm Schmerz
Schau' ich der Zukunft dunkle Nachtgestalten.

The election of 1860 found the German population of the North and in Missouri so welded together in the interests of the Republican party that victory was almost certain. What editorials and other discussions had failed to accomplish, may have been brought about by such outbursts in rhyme as appeared in the *Illinois Staatszeitung* on the eve of the decisive day:

ABE LINCOLN

Macht fertig Euch zur Salzflussfahrt,
Ihr Herren Demokraten,
Nicht Douglas kann Euch retten mehr,
Nicht *irische Kroaten*.

Der Lincoln, der als Schiffersmann
Gerudert hat vor Jahren,
Wird Steuermann der Union,
Die Ihr zu Grund gefahren.

Ihr müsset jetzt den bittern Kelch
Bis auf die Neige trinken,
Man wird zur Präsidentenwahl
Euch mit dem Zaunpfahl winken.

Der Bannerträger, der uns führt,
Ist Bauer auch gewesen,
Und der versteht aufs *Dreschen* sich
Und macht nicht Federlesen.

Wer Holz zerspalten, kann gewiss
Gut umgehen mit dem Beile:
Er setzt auf demokratische Klötz'
Republikanische Keile.

In the *Baltimore Wecker*, one of the best and most influential dailies in the East at the time, we read on October 18, and 30, respectively, two election poems entitled "Lincoln's wilde schwarz-republikanische Jagd" (imitation of Th. Körner's Lützow's wilde verwegene Jagd) and "Republikaner-Lied" (by Johann Straubenmüller[51]).

When shortly after Lincoln's election, South Carolina

[51] Born 1814; came to America 1852; died 1887.

seceded (Dec. 20, 1860) Friedrich Grill[52] admonishes his German compatriots:

> Seid wachsam, habt die Augen ringsum offen,
> Ihr freien Männer, steht zu Euerm Recht! —
> Die Freiheit ruft; der Schlag, der sie getroffen,
> Trifft uns sowohl als wie den schwarzen Knecht.
> Schon regt der Aufruhr seine finstern Schwingen,
> Und schon zum Sprunge rüstet sich der Leu.
> Auf, Brüder, auf! Lasst uns Verrat bezwingen. —
> Der Freiheit Raum, und nicht der Sklaverei.

One month later, yet before hostilities had actually commenced, Grill issued to the German citizens a call to arms. And when in the month of May, 1861, after the fall of Fort Sumter, the first call went through the land the Germans gave proof of the sincerity of their frequent pledges to uphold the country's liberal institutions, no matter what price they would have to pay. At this critical time Albert Wolff, one of the minor poets amongst the forty-eighters, wrote the following verses which—he was a journalist in St. Paul—appeared most likely in the German papers of that city:

> Fort Sumter ist gefallen
> In der Rebellen Hand,
> Sein Notsignal ertönen
> Lässt das bedrängte Land.
> Entfaltet hat sein Banner
> Der schnödeste Verrat —
> Wer wird zum Lande stehen
> Mit todesmut'ger Tat?
>
> Wenn alle untreu werden,
> So bleiben treu doch wir,
> Uns rufet nicht vergebens
> Das Unionspanier.
> Die stolzeste der Vesten
> Auf freiem Boden steht,
> Noch auf der Veste Zinnen
> Das Sternenbanner weht!
>
> Wenn alle untreu werden
> Dem Land und seinem Recht,
> Wenn gegen seine Einheit
> Anstürmt ein falsch Geschlecht,
> Und wenn dem Land der Freien
> Verrat und Meuterei
> Von seinen Söhnen drohen,
> So bleiben wir doch treu.
>
> Jenseits des Ozeans,
> Das alte Vaterland,
> Hat, ob wir sehr es liebten,
> Feindselig uns verbannt.
> Das neue Land gab freundlich
> Uns eine Heimat neu;
> Dafür in seinen Nöten
> Dank ihm jetzt — deutsche Treu'.

[52] Born 1838; came to America 1854.

Ernst Anton Zündt[53] must have written about this time his "Kriegslied der deutschen Unionssoldaten" (1861), in which he voices his confidence in the German's faithfulness to the cause of liberty. The first two stanzas read:

Frisch auf, ihr deutschen Brüder kommt,
Lasst uns zusammen gehen!
Wie *ein* Mann lasst uns, wie ein Fels
Im Kugelregen stehen!
Frisch auf! Fürs neue Vaterland
Gilt's heut', sich kühn zu schlagen;
Der Freiheit heiliges Panier
Wird uns voran getragen.
Frisch auf, frisch auf!
Für Ehr und Freiheit kämpfen wir.

Der deutsche Arm, das deutsche Herz
Sind treu von je gewesen,
Und aus dem deutschen Auge soll
Der Feind sein Schicksal lesen.
Frisch auf! Wir kamen übers Meer,
Um frei zu sein, zu bleiben;
Sieg oder Tod, lasst, Brüder, uns
Auf unsre Fahnen schreiben.
Frisch auf, frisch auf!
Für Ehr und Freiheit kämpfen wir.

The month of May of this same year witnessed one of the most decisive struggles in the history of the war. With the help of the slave-holding population of Missouri, the governor of that state attempted to win Missouri for the cause of the South. That he did not succeed must be attributed to its large and influential German population, which, after hostilities had begun, enlisted by thousands on the side of freedom. And so the liberty of the land which had given them shelter after severe trials was now to be preserved by the valiant fighters of '48/'49.

Wie hast du mächtig einst uns angezogen!
Nach Westen ging die Hoffnung vor uns her,
Die Taube der Verheissung kam geflogen,
Des Friedens Oelzweig bringend übers Meer.

* * * *

So trat an deine Ufer, hoch die Stirne,
Dein deutscher Bürger, deine feste Wehr;
Vom Niederland und von der Alpen Firne
Trieb ihn der Freiheit wildes Drängen her.

[53] Born 1819; came to America 1857; died 1897.

Bis in des Urwalds stille Siedelhütte,
Bis zu der Steppe buntbeblümtem Rain,
Dass er die heil'gen Brände nicht verschütte,
Zieht mit ihm stets sein freies Denken ein.
Ob er die Traube zieht am Rebgelände,
Ob er die Scholle ab dem Walde ringt,
Es sind dieselben kräft'gen deutschen Hände,
Darin ein Schwert mit wucht'ger Kraft sich schwingt.
Ein Schwert, das einst der deutschen Faust entsunken;
— Wohl schartig war es, aber nicht entehrt —
Im neuen Lande schlägt es neue Funken
Und ist des alten guten Klanges wert.
In Nacht gehüllt sind deiner Zukunft Sterne
Amerika! verdunkelt ist dein Pfad;
Gar mancher Zuruf klingt aus Nah und Ferne:
O! höre aller treuen Herzen Rat!
Doch wenn die falschen Mahner an dich dringen,
Dann flammen hell zwei Blitze auf dich ein:
Das Leuchten deiner treuen deutschen Klingen
Und des Gedankens deutscher Wetterschein!

These are the words of Caspar Butz at the close of the year 1861. Full of hope for a bright future secured by the victory of arms he points to General Franz Sigel.

Der Freiheit Fahne trug er stets voran,
Ob sie zum Siege, ob zum Tode führt,
Er steht, wo ihre Trommel wird gerührt.
Das freien Herzen eine Freistatt bot,
Die wert dem Manne, heiss darum zu werben,
Das Vaterland, und sei's bis in den Tod! —
Auch hier ist's süss, fürs Vaterland zu sterben!

To this most famous of German-American generals, Butz devotes a long and inspiring poem, entitled "Ein deutscher Sieger". It is night. The Confederate soldiers under the command of Claybourne Fox Jackson, the renegade governor, are preparing for the battle of tomorrow. His is a motley crowd indeed. There is the wild trapper, the Kentucky backwoodsman, the lawless desperado, and the proud slave-holder. They are drinking and gambling, and one of them, after he has lost all, stakes a quadroon girl.

....Und auf der Karte steht
Das Schicksal einer Menschenseele! Künft'ge Leiden,
Des Wüstlinges befleckende Umarmung,

He loses, and

Der Krug macht wieder seine Runde; wilder
Und immer wilder tobt der rohe Jubel,
Und „Tod den Deutschen!" brüllt es durch die Nacht;
„Sie müssen morgen dran, die Hungerleider,
Gesäubert wird von ihnen bald der Staat,
Und ihre Pflanzungen sind unsre Beute!"

How different on the other side! The sentinels make their rounds, the cannons are well guarded and about the campfire German songs are sung.

Die Zither klingt; der wehmutsvolle Ton,
Der ewig wiederklingt im deutschen Herzen,
Bis in die tiefsten Tiefen unsrer Seele,
Wie eines Volkes Schmerzensharmonie,
Hallt durch die laue Nacht. Und Lieder klingen
Vom Rhein, vom Schwarzwald, von der Elbe Wiesen
Die alte Melodie vom Königskinde,
Vom meerumschlungnen, das verloren ging,
Dem Vaterlande, das, melodisch klagend,
Nicht aufhört noch zu suchen in der Fremde
Das deutsche Volk, der treue Eckart. Dann
Wie Sturmesbrausen über die Prärie
Das Freiheitslied, das, jedem Volk gemeinsam,
In gottbegeisterter Extase einst
Ueber die Erde hinsang Roget de l'Isle!
Und dann das Lied des neuen Vaterlandes,
Das Bannerlied der Freiheit!

Many a valient soldier meets an old comrade, a brother, by whose side he had fought during those saddest of years.

Sie fanden hier sich wieder als Zeltbrüder;
Bemooste Häupter, die auf Hambach einst
Des Reiches Banner lustig wehen sahn,
Sie fechten hier für eine andre Fahne,
Doch für dieselbe ewig heil'ge Sache.



One of them says:

....Wohler war mir nie
Als jetzt, wo für das Land, das mich empfing
Als freien Mann, ich in die Schranken trete,
Die lange Schuld ihm endlich zu bezahlen.

Then we hear from one end of the camp Uhland's well known "Ich hatt' einen Kameraden".—Toward morning Jackson makes the round of his camp. He is sure of victory, for he leads six against one thousand. Sigel, however,

In kühlem Mute ordnet rasch sein Häuflein,
Sprengt vor der Fronte auf und nieder, weist
Jedweder Schar die Stelle an im Kampf;
In grader Reihe stehen die Kanonen,
Die grossen Prediger der Volkesgründe
Im heil'gen Kriege; dann, den Degen ziehend,
Aufrichtet hoch im Sattel sich der Mann,
Der kleine, unscheinbare; an Prinz Eugen,
Der Grenadiere sanggekrönten Helden,
Gemahnt er diesen Tag; und „Freunde!" spricht er,
„Dort steht der Feind, den wir so lange suchten,
Gedenkt der Tage, als die junge Brust
Entgegenwarfen wir den Preussenkugeln,
Dieselbe Sache ruft uns heut', ein schwärzerer Despot
Steht dort, Ihr kennt jetzt Eure Pflicht. Vorwärts!"
Und durch die Reihen geht's wie Donnersturm:
„Franciscus Sigel hoch! Drauf! Drauf!"
Dann zu den Kanonieren sprengend, ruft er:
„Backhoff, in Deine Hände lege heute
Ich die Entscheidung!" Und weiter spricht er nichts,
Als nur das eine Wort: „Denk an die Murg!"

There, in Baden, Backhoff had fought under Sigel, bravely too, though without success.

Da richtet
Empor sich der Major, blickt in des alten Führers Auge,
Des Herzens innerste Bewegung drängt er
Zurück und deutet mit der Hand auf des
Geschützes Rohr.

Stumm ist
Die Sprache, doch verständlich. Krieger sind
In solcher Stunde keine Redner.

The battle has begun, the enemy falters, and the cannons are allowed to cool. Then the infantry attacks, and Sigel calls to Backhoff:

„Jetzt frisch zum Tanze!"
Lasst die Musik in grossem Styl jetzt klingen,
Zukunftsmusik des freien Vaterlandes.
Jetzt, Backhoff, spiele Du!"
Und Backhoff spielt!
Wie an der Murg einst fliegt hinweg die Jacke,
Die Aermel aufgerollt, so greifen sie
Mit sehn'gen Armen ihre Kugeln, stampfen
Mit lautem Jubel fest sie in die Rohre
Und senden heiss die Botschaft an den Feind.
Sie sprechen Deutsch
Die Kanoniere Badens mit dem Feinde.

The outcome is a complete victory on the side of the Germans.

Und staunend sieht
Die neue Welt der alten Krieger Taten.
Der erste Sieg im grossen Freiheitskriege
Knüpft sich an unsern letzten blut'gen Kampf
Mit Banden unzerreissbar; *ein* Geschick
Umschlingt fortan die Freiheit beider Völker.
Bluttaufe war's, die sie empfing, und so getauft
Trägt sie ihr Banner über diese Erde
Den kommenden Jahrhunderten entgegen!

Butz, like most German-American poets, makes frequent reference to the revolution of '48/'49, when many of the warriors now fighting for the Union had staked their lives for a similar cause.

In "Die Deutschen von Boonville am Missouri" by Heinrich Emil Schneider,[54] we read of another disastrous on-

[54] Born 1839; came to America 1874.



slaught of southern troops. Proud of the German victory for freedom's sake, the poet says in the last two stanzas:

Gebrochen ist der Rebellen Macht:
Die Deutschen haben das Land bewacht
Und das Sternenbanner gerettet.
Noch kämpften sie wacker so manches Jahr
Unter Sigel, in steigender Kriegsgefahr,
An die Pflicht wie mit Eisen gekettet.

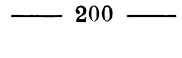
Drum wo man vom Kampfe auch redet und singt,
Den Deutschen von Boonville man Ehre bringt!
Sie haben sich wacker geschlagen!
Verkündet's den Enkeln, verkündet's der Welt:
Der Deutsche die Treue dem Freunde hält
In trüben wie sonnigen Tagen.

Butz devotes three poems to the 24th Illinois (Hecker) Regiment, in which he glorifies the valor of his German compatriots.

One of the poems, which is said to have appeared in the entire German press during the War of Secession is Edmund Märklin's[55] "Der deutsche Cavallerist", written as we are told by H. E. Legler (A Wisconsin group of German poets, Trans. of the Wis. Acad. 1903) when Vicksburg capitulated. Märklin, who had served in '48/49 on Franz Sigel's staff, glorifies again the deeds of the Germans. I shall quote the entire poem, not because of its intrinsic beauty, but rather because of the popularity it enjoyed at the time.

Vorüber ist kaum die Mitternacht,
Drei Stunden noch zum Tagen;
Wir reiten schweigend auf die Wacht,
Den Mantel umgeschlagen.
Wir spähen und horchen auf nächtlichem Gang
Durch Busch und Geröhricht dem Strome entlang,
Zur Linken und zur Rechten,
Und morgen gibt's sicher zu fechten.

[55] Born 1816; came to America 1852; died 1892.





Nun fühl' ich mich erst als rechten Mann,
Seitdem ich den Waffen ergeben;
Jetzt, da ich reiten und streiten kann,
Nun fang' ich an zu leben.
Verkauft, verraten, des Yankees Spott,
Ums tägliche Brot nach dem niedrigen Gott,
Dem schuftigen Dollar zu jagen,
Das mag der Teufel ertragen!

Wie ist mir wohl im Sattel und Bug!
Denn sonst im ganzen Lande
Erblick' ich nichts, als Lug und Trug,
Als Zagen und Schimpf und Schande.
Drum, wer noch ein Kerl, ein tüchtiger ist,
Der wird, wie ich, ein Cavallerist,
Macht Bahn mit gewaltigen Streichen
Für sich und Seinesgleichen.

Drum, wer kein Lump, kein altes Weib
Will heissen, zersprenge die Ketten!
Und wer noch Ehre hat im Leib,
Der helfe das Land erretten!
Ihr Teutschen, die man so lange geneckt,
Jetzt schafft euch mit euren Fäusten Respekt!
Allum im Busch, wie im Schilfe,
Da ruft euch ein Landsmann um Hilfe.

Dort drüben auf dem verwüsteten Land,
Da liegt der Farmer erschlagen;
Die Speicher, das Blockhaus stehen im Brand,
Und Weib und Kind verzagen,
Da schlage ja gleich das Wetter drein!
Der Frevel stinkt weit in den Himmel hinein;
Drum tüchtig fechten muss heissen:
Vergeltung für Witwen und Waisen.

Der Reitersmann und sein feurig Ross,
Vor Kampflust brennen sie beide;
Nach dem Strausse sehnt sich der brave Genoss,
Und der Säbel heraus aus der Scheide.
Ein wenig Geduld, und der wackere Franz,
Der *Sigel* führt uns zum lustigen Tanz!
Schon stimmt man im Lager die Geigen,
Dem Feinde den Kehraus zu zeigen.

Wie freu' ich mich auf den morgenden Tag!
Da sollen's die Hunde mir büssen!
Den ersten Schuss und den ersten Schlag,
Wie will ich sie jauchzend begrüssen!
Und find' ich auch früh ums Morgenrot
Auf Prärieblumen den rühmlichen Tod,
Ich mache — o fröhliches Sterben! —
Ein freies Land zum Erben.

In a poem of fifteen stanzas this same lyricist assails John Bull for supplying the South with ammunitions.

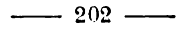
Dem wilden Heer der Sklavenhalter
Hat er das Cargo zugewandt,
Den blutigen Rebellenhorden
Ein fetter Frass für Mord und Brand;
Denn hämisch grinsend schürt das Feuer
Stets das perfide Albion; —
Längst ist ihm schon ein Dorn im Auge
Der Strahlenglanz der Union.

After the capitulation of Fort Sumter, April 14, 1865, Butz rejoices that the banner of the North is again unfurled on the fort which for four years was a stronghold of the rebel forces, and now that the end of the conflict is in sight, he warns against too much leniency with the conquered foe.

„Vorwärts mit Macht, ein neues Reich, ein freies muss erstehen,
Auf jedem Hügel muss vorerst des Nordens Fahne wehen,
Ein neuer Moses muss erstehn, und in der Wüste sterben
Muss jeder freche Gauch, der sich vermass dich zu verderben;
Ein neu Geschlecht muss erst erblühn zur Freiheit und zum Frieden,
Nicht mit der Fessel fällt der Trieb, sie wieder neu zu schmieden;
Wir rufen dir! die Manen sind's der treusten deiner Söhne,
Dass uns in unserm frischen Grab kein fauler Frieden höhne!"

When but five days after the capitulation of Appomattox Lincoln was assassinated, Butz saw that he was justified in his admonition to the reconcilables.

Umsonst war der Propheten gewalt'ger Warnungsschrei,
Umsonst der Dichter Mahnung....



Many poems reminiscent of the great struggle of the Union appeared in subsequent years on Decoration Day, as well as on festive occasions of the Germans, such as the dedication of a Turner hall, many also in commemoration of memorable events in the life of Lincoln. Thus E. A. Zündt wrote a hymn to Lincoln, which, composed by Oscar Schmoll, was sung at Springfield by the St. Louis and Illinois Singing Societies on the twentieth anniversary of Lincoln's death. I quote I. D. Foulon's translation:

Mysterious murmurs fill the air,
A thrill runs through creation;
He comes, the chief beyond compare,
To look upon his nation.
He was a hero in the strife,
In peace he did not falter,
As pledge of love, his precious life
He lay on Freedom's altar —
His noble life, his precious life,
He lay on Freedom's altar.

We gaze on him with love and trust,
On him the noble-hearted—
Who trampled treason in the dust,
Yet dried each tear that started;
How great, how simple, stands he there,
Our banner's guard supernal;
So far, yet here, for everywhere,
Like yonder stars eternal—
He looks on us, he looks on us,
Like yonder stars eternal.

From sea to sea a song is heard,
The nation all rejoices,
That Freedom is the dearest word
To fifty million voices.
Hark, Lincoln speaks: "Be henceforth one
And love ye one another!"
The answer rings from sun to sun:
"Our neighbor is our brother!"
"From sea to sea, the land is free,
Our neighbor is our brother."

His dust is here, his spirit soars
Aloft on eagle's pinions,
As we lay near this temple's doors,
Fresh flowers from Song's dominions.
See, there's the flag he loved unfurled,
Which Freedom's winds are kissing,
Let Lincoln's name ring through the world
For not one star is missing;
Come, cast your flowers in fragrant showers,
For not one star is missing.

Finally a tribute to Abraham Lincoln by Anna Kirchstein[56]:

[56] Born 1848; came to America 1868.

Stets, wenn's die Zeit gebietet, senden nieder
Die höhern Mächte, die Geschick wir nennen,
Aufs neu der Menschheit einen Führer wieder
In dessen Herzen heil'ge Gluten brennen.

So sandten sie denn auch vor hundert Jahren
Uns einen Lincoln, um aus Schmach zu retten
Ein Volk, das schnöde Habsucht zwang zu tragen
Im Land der Freiheit schwere Sklavenketten.

In niedrer Hütte und im armen Stande
Wie einst ein Heiland, wurd' auch er geboren;
Und doch durchtönt seine Name alle Lande,
Und zur Unsterblichkeit ward er erkoren.

Ein Sohn des Volkes, doch von Herzensadel
Von schlichtem Sinn und doch von edler Würde,
Ein mut'ger Held, stets ohne Furcht und Tadel,
Der nie vom Pfad des Rechtes sich verirrte.

Ein Volk, das rühmt und ehret solche Helden,
Wird fest wie Fels in wilder Brandung stehen,
Wo Wahrheit, Recht als hohe Tugend gelten,
Wird eines Volkes Stern nicht untergehen.

I cannot conclude this chapter without a word about the Germans living in the South at the time of the Civil War. To their praise be it said there exists not a single poem favoring secession, and only four—they are from the pen of General J. A. Wagener[57]—referring to the war. One of these, (all four are written in English) reads:

SOUTHRONS WAR SONG.

Arise, arise, with main and might,
Sons of the sunny clime!
Gird on the sword; the sacred fight,
The holy hour doth chime.
Arise! the Northern hosts draw nigh,
In thundering array!
Arise, ye brave, let cowards fly:
The hero bides the fray!

[57] Born 1816; came to America 1831; died 1876.

Strike hard, strike hard, thou noble band,
Strike hard with arms of fire;
Strike hard for God and fatherland,
For mother, wife and sire.
Let thunders roar, let lightnings flash,
Bold Southrons never fear
The bay'net's point, the sabre's clash!
March on we'll do, and dare!

Bright flow'rs spring from the hero's grave,
The craven finds no rest.
Thrice curs'd the traitor and the knave,
The hero thrice be bless'd!
Then let each noble Southron stand,
With bold and manly eye:
We'll do for God and fatherland,
We'll do, we'll do, or die!
(Moore's *Rebel Rhymes and Rhapsodies.*)

It is only natural that the German element of America, realizing how important a rôle it had played in the Civil War, should be filled with just pride—a pride which, though nationalistic in origin had a certain particularistic trend. Investigations were soon to prove that, contrary to popular belief, the German element of this country had a history, too. The works of Klauprecht, Seidensticker, Kapp, Körner, and Rosengarten, for example, as well as *Der deutsche Pionier* (in 18 vols.) furnished material for many a poem describing this early history of the German element, and especially its participation in the wars of the Revolution. Pastorius, the Gnadenhütten massacre, the tragic end of Jacob Leisler, the touching episode of Regina Hartmann, the gallant deeds of Johann Peter Mühlenberg, Herkimer, De Kalb, Hollenbach, Hiester, Mollie Pitcher, Elizabeth Zane, and Jasper of Fort Moultry fame—all these became favored topics with German-American poets. This sort of poetry helped to create a feeling of close inner union, which, based upon a deep-seated historically justifiable consciousness, may be characterized as intra-national. In-

tensified by Germany's heroic struggle toward national unity and greatness, this feeling culminated in the bicentennary celebration of the landing of Pastorius and his pioneer settlers, October 6, 1883.

CHAPTER VIII.

POLITICS AND SOCIALISM.

Ihr Leute, gebt mir ein Lied;
  Lasst rauschen Musik und Gesang!
Ich bin des Geschwätzes so müd,
  Und die Zeit wird mir schrecklich lang

O, schweigt mir von Politik,
  Von Steuer und Eingangszoll,
Von Staaten- und Völker-Geschick —
  Was Kongress und Präsident soll.

Ich bin des Geschwätzes so müd,
  Und die Zeit wird mir schrecklich lang;
Ihr Leute gebt mir ein Lied;
  Lasst rauschen Musik und Gesang!

These verses by Niclas Müller[58] express the sentiment of thousands and thousands of Germans in America. When others gathered and talked politics the Germans met in their club rooms and sang the songs of the fatherland. Without underestimating the cultural significance of song and music, it must be said that a greater interest in the affairs of city, state and the Union would have been most beneficial for them as well as for the country at large.

With the exception of such men as Francis Lieber, J. B. Stallo, Carl Schurz, Philipp Dorschheimer, and Gustav Schleicher few German-Americans played important rôles in politics or held influential political offices. The reasons are many. It must be remembered that the Germans were unaccustomed to a republican form of government. Even those

[58] Born 1809; came to America 1853; died 1875.

who had brought with them republican ideas and theories had to adjust them first to American conditions. This was, to be sure, true of the Celtic and English element as well. Yet neither of these was handicapped by having to learn the language of the adopted country. There is, finally, a third factor which, I believe, has kept the German out of politics, and that is his inherent, overruling honesty, which revolted at shady political dealings.

The Germans' inactivity in American politics is adequately summed up by Konrad Nies in his "Ballade des Deutsch-Amerikaners" (Jan. 1920) in which he asserts with a good deal of justification that, if the German element had been as much interested and taken up with politics as the Celtic and Anglo-American element, our country would never have gone to war against Germany. It is the irony of fate that the German-American's lack of interest in politics, which, of course, is due in a great measure to the fact that he never learned to think politically, and that he comes from a nation which has brought forth only two great statesmen, should have helped to bring disaster over the fatherland. Nies says:

Wohl tobten Wahlkampf und Werberruf
Im Wettstreit der Parteien,
Doch die Freiheit, die ihm Georg Washington schuf,
Fremd ward sie dem Lande der Freien.

Und wo die Andern zum Völkerstreit
Errichtet sich Wehr und Warten,
Da hockte germanische Biederkeit
Gemächlich bei Bier und Karten.

Wohl übte sie Ordnung und Bürgerpflicht,
Doch sie hatte, um hierland zu gelten,
Des Angel-Sachsen Weltumtrieb nicht
Und nicht den Witz des Kelten.

Die deutsche Ehrlichkeit, alt und schwer,
Gewann nicht das Land, das junge,
Ihr fehlte des Slaven Zukunftsbegehr
Und die Schwulst der romanischen Zunge.

Sie sassen schwerfällig bei Bier und Skat,
Die deutschen Stammesgenossen,
Derweil von feindlicher Werbertat
Die Welt rings übergeflossen.

Und eh' sie noch wussten, wie's gescheh'n
In der Unschuld des Unterlasses,
Da sahen sie abseits am Weg sich steh'n,
Ein Ziel verblendeten Hasses.

. . . Unfassbar war es und dennoch wahr:
Der Brite war Lenker des Landes,
Und germanische Art, der Wehre bar,
War Beute des Unverstandes.

Man fand des Schmutzes kaum genug,
Den Deutschen damit zu bewerfen,
Und britische List und gallischer Trug,
Die halfen die Schneiden zu schärfen.

Und wo das verwirrte Volk nicht verstand,
Den Bürger vom Bürger zu trennen,
Da half des obersten Führers Hand,
Den Freund als Feind zu verkennen.

. . . Unfassbar war es und dennoch wahr:
Germania in Kriegsgewalten,
Und die neue Heimat, Kolumbias Aar,
In feindlichem Kampf mit der alten! . . .

Und zwischen beiden in blutender Brust:
Landtreue und Heimatfühlen! . . .
Und rings, statt Schonung, die grausamste Lust
An masslosen Hasses Wühlen! . . .

Only when the life of the Union was at stake did the German-Americans exert an influence so far-reaching that we must forever be grateful to them. In 1854, so the *Cincinnati Gazette* informs us, there were only eight German papers in favor of the Kansas-Nebraska Bill, while eighty opposed it. What the Germans have accomplished in the years following was shown in the last chapter.

In the pages dealing with censure of American conditions I have shown, moreover, that they criticized severely the cor-



ruption which had crept into politics, partly because of the pernicious spoils system. "An die deutschen Demokraten zu Cincinnati", some verses by Eduard Warrens,[59] calls on the Germans to unite in an effort to defeat turncoat politicians, who have no interests but their own at heart. The first four stanzas follow:

Auf, deutsche Männer, für das Rechte
Reicht euch die Hände zum Verein!
Ihr habt bereits erkannt das Schlechte,
Euch kann nicht trügen mehr der Schein.
Traut nicht den Aemter-Demagogen,
Sie sind bald Whig, bald Demokrat;
Und wie sie beide stets betrogen,
Betrügen sie zuletzt den Staat.

Ihr habt es ohne Furcht gesprochen,
Dass ihr die Heuchelei erkannt:
Indem ihr eure Schmach gerochen,
Habt falsche Jünger ihr verbannt.
Wohl hört' ich manches Wort schon sprechen,
Doch selten nur folgt' ihm die Tat:
Drum wollt ihr euer Wort nicht brechen,
So zieht zur reifen Frucht die Saat.

Wählt keinen, der euch je betrogen;
Wählt keinen, von dem ihr es wisst,
Dass, weil er hier geborn, erzogen,
Glaubt, besser als der Fremde ist.
Lasst ihnen diese falsche Ehre,
Wir achten solche Lügen nicht:
Der gleichen Menschenrechte Lehre
Ist zu erhalten unsre Pflicht.

Es haben Männer aller Zonen
Am freien Kapitol gebaut;
Es haben viele Millionen
Ihr Menschenrecht ihm anvertraut.
Drum lasst euch euer Recht nicht nehmen,
Steht im Verein als Männer fest;
Es müssen sich die Heuchler schämen,
Wenn sich das Recht nicht beugen lässt.

(„Anzeiger des Westens", 14. Sept. 1839.)

[59] Came to America 1832; from 1845 on in Europe.

In the last chapter more will be said about the Germans' attack upon Nativism, to which the last two stanzas have reference.

The year 1876, the centennial of our political independence, saw nothing short of anarchy and chaos reigning throughout the Union. In spite of more than a quarter of a million majority for Tilden, for whom most of the Germans had cast their vote, Hayes was ushered into the White House by the backdoor, and, as Gustav Körner puts it, "ninety out of a hundred Democrats thought it would be entirely justifiable to resort to another civil war." In "März 1876, Unser Michel" H. Ruhland,[60] portrays the political conditions which threatened to enslave the people of the Union. While the "deutsche Michel" has arisen from his slumber, his counterpart amongst us is being shorn of his strength and virtue.

Des deutschen Michels Gegenstück
Ist unter uns gefunden:
Es ist das Volk der Republik,
Geknebelt und geschunden.

Doch während jener ritterlich
Vom Schlafe auferstanden,
Schläft dieser unerschütterlich
In festen Schlafes Banden.

Nicht Donnerhall, noch Sturmeswind
In schauerlichen Chören,
Vermochten unser Schmerzenskind
In seinem Schlaf zu stören.

Es schlummert fort, und nach und nach
Entwenden „Leisetreter"
Das Beste unter seinem Dach,
Das Erbe seiner Väter:

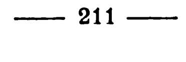
Die goldnen Locken, die so voll
Sein schönes Haupt umwallten,
Zur Zeit als weder Hass noch Groll
Die Republik gespalten.

„O, Michel, wache auf, mein Sohn,
Sonst wirst du kahl geschoren,
Sonst zieht man dir die Haut zum Hohn
Noch über beide Ohren!"

O, Michel, Michel, werde wach!
Vernimm den Ruf der Deinen,
Sonst möchtest du zum Jubeltag
Vor Scham und Reue weinen.

This poem and the following, "März 1876, Bürger zur Wehr", in which he deals blow after blow to the pussyfooters,

[60] Born 1833; came to America 1863.



"Phrasenhelden", and rogues that prey upon the good will and gullibility of the masses, did, no doubt, exert considerable influence to win the Germans back to the Democratic party, which they had deserted to destroy Negro slavery:

Wird doch das Volk, als wär' es trunken,
Am Gängelband herumgeführt
Von niederträchtigen Halunken,
In denen keine Scham sich rührt,
Von gleissnerischen Diebeshorden,
Bei denen Raub Geschäft geworden.
„Bürger, zur Wehr!
Länger nicht mehr
Duldet die schmähliche Schande!"

Gebt an der Urne aus dem Grunde
Den *Phrasenhelden* Schlag auf Schlag
Und zeigt dem *Aemterjägerbunde,*
Was ein erzürntes Volk vermag,
Indem ihr Männer wählt und ehret,
Die sich im Leben wohl bewähret.
„Bürger, zur Wehr!
Länger nicht mehr
Duldet die schmähliche Schande!"

As far as I am aware it is generally recognized that socialism in America has to a great extent been under the influences of German socialistic theories.[61] Transplanted to this country in 1846, when Wilhelm Weitling was called to New York by a group of German freesoilers, it prospered for about two decades only in the camp of German labor and intellect. Even the more modern, Marxian doctrine, introduced here by Joseph Weydemeyer, did not at first take root in Anglo-American labor factions. While in the mother country the modern doctrines remained theories, here they were repeatedly put into practice in communistic settlements, all of which, however, were destined to be but short-lived.—Only those bound together by strong religious ties proved more permanent establishments. When after 1848 a wealth of new ideas was

[61] See W. F. Kammann's *Socialism in German-American Literature,* Americana-Germanica, No. 24.



promulgated by Germany's banished intellectuals, modern views on conditions of society were discussed with the greatest of interest and zeal. The strife between capital and labor in all its phases, such as extravagance and misery, idleness and the sweat shop, people at work and at play: all these issues of modern society were discussed in the German-American socialist press. When, finally, in 1878 the Anti-Socialist law was passed in Germany—it drove during the twelve years of its existence an annual average of almost 150,000 Germans to our shores—socialistic ideas gradually permeated the very marrow of the National American Labor Union, as well as modern thought and literature.

It is above all in this field that German-American poetry kept pace with the *Zeitgeist,* and did not lag scores of years behind the verse of the mother country, as seems to be the inevitable fate of all colonial literature. Conscious of this modern spirit, which seeks reflection in verse, we read in Konrad Nies' "Im Kampfe der Zeit":

II.

Nicht Mondschein mehr und Lavendelduft
Leih' unsrem Lied die Seele!
Es hält ob zerschlagener Götter Gruft
Umfangen uns schwüle Gewitterluft
Und qualmender Essen Schwehle.

Was soll die zerronnene Herrlichkeit,
Wie Träume und Märchen sie künden?
Wir sind die schaffenden Kinder der Zeit;
Wir singen die Schuld, wir singen das Leid,
Wir singen der Welt ihre Sünden!

Wir stürzen den alten Knechtungstrug
Und brechen die hemmenden Schlingen!
Wir folgen des Weltgeists tiefmächtigem Zug
Und schmieden zum kühnen Erlösungsflug
Der Menschheit geharnischte Schwingen.

III.

Wir suchen mit brennenden Seelen
Erlösung aus tosendem Streit,

Und ob wir auch irren und fehlen,
Wir dienen in Treue der Zeit.

Wir stürmen durch Elend und Grauen
Zur Gottheit auf schwindelndem Pfad,
Und über die Abgründe bauen
Wir trotz'gen Gedankens die Tat.

Und ob wir dem Sturm auch erliegen,
Der brausend die Wolken durchbricht:
Wir fallen vom Blitz, — doch wir siegen,
Und über uns lohet Licht! — —

Quite contrary to popular belief, German socialism in America maintained for some time a certain idealistic flavor. Thus Paul Harro-Harring,[62] who had fought in the Greek and Polish wars of liberation, wrote for the New York socialist paper *Volks-Tribun* a poem entitled "Der Menschheit Auferstehung", in which he gives expression to his hope for an approaching heavenly kingdom of love.

Es ist kein Traum; es muss verwirklicht werden;
Die Völker werden wieder auferstehn!
Das *Himmelreich der Liebe* wird auf Erden
Im Morgenglanz hervor ins Leben gehn.
Gelindert werden endlich die Beschwerden
Der Menschen, wenn sie klar erst eingesehen
Was not ist, und in Liebe sich verbinden:
Das „Reich des Herrn" *auf Erden* zu begründen.

(Jan. 31, 1846.)

Another pre-forty-eighter, Friedrich Castelhun, full of sympathy for the working man whose wages barely keep him on this side of starvation, enters into the strife in "Ein Proletarier."

Von Hand zu Mund, von Hand zu Mund!
Was ist das für ein Leben!
Dass auf dem Tisch das Brot nicht fehlt,
Sein ganzes, ganzes Streben.

[62] Born 1798; came to America 1834; died 1870 (in London).



Was unsrem Dasein Wert verleiht,
Für ihn ist's nicht vorhanden;
Was uns die Erde Schönes beut,
Für ihn ist's nicht entstanden.

Und wenn es keine Arbeit gibt,
Zum Fluch wird ihm die Ruhe:
Da fehlt's an Geld für Fleisch und Brot,
Für Kleider und für Schuhe.
Warum, so fragt ihr vorwurfsvoll,
Versäumte er zu sparen?
Wie's heute geht von Hand zu Mund,
So ging es schon seit Jahren.

Realizing that the masses are still too dull to feel their lot and revolt against it, he continues:

Wohl weiss er, dass es besser wird
Dereinst in künft'gen Zeiten;
Doch heute ist das Volk zu stumpf,
Sein Recht sich zu erstreiten.
Vergebens rüttelt man es auf
Mit kampferprobten Gründen,
Zu festgewurzelt zeigen sich
Der alten Knechtschaft Sünden.

Drum, dächt' er seiner Lieben nicht,
Die er ins Herz geschlossen,
Das Blei, das hirnzerschmetternde,
Längst wär' es abgeschossen.
So aber heisst es, ausgeharrt
Und trutzig fortgestritten,
Bis man von ihm auch schliesslich sagt:
Jetzt hat er ausgelitten.

In most of the larger cities the forty-eighters founded *Turnvereine.* These organizations, though their primary object was the culture of the body, were likewise interested in liberating the mind from the fetters imposed by the orthodox church, in struggling against Pharisaic Puritanism, and also in ameliorating the conditions of labor. Some of them were in fact called *Freie* or *Socialistische Turnvereine.* Hence much

of the lyric poetry portraying social conditions or preaching reform of superannuated institutions may be found in the *Amerikanischer Turner-Kalender* (Milwaukee, 1881—1900). In the issues of 1881 and 1891 respectively, there appeared some verses by Johann Straubenmüller. The first, merely an aphorism, reads:

Angeerbte Millionen
Sind meist angeerbter Raub.
Weg mit dem histor'schen Rechte,
Das die Masse macht zum Knechte
Und den Armen drückt in Staub!

E. A. Zündt, a most enthusiastic *Turner*, predicts in his "Mahnruf" the coming of a revolution, which is to liberate the socially and economically oppressed.

Die Mächtigen auf ihren Thronen,
Die nimmersatten Wucherer,
Die verdummenden Heuchler des Glaubens,
Sie hören näher und näher brausen
Den Sturm der Vernichtung
Für alle Willkür und Selbstsucht.

Es schreckt sie das Wetterleuchten,
Der zuckende Blitz!
Sie hören den fernher grollenden Donner
Und den lange verhaltenen Wutschrei
Der getäuschten, betrogenen Menschheit.

Der Purpur erbleicht vor den Fetzen der Armut,
Der goldene Schein erlischt vor dem Recht,
Das den Frühlingsmorgen der Gleichheit
Heraufführt für die Gequälten.

Der Hagel des lange verhaltenen Zornes
Wird niederschlagen die Saat
Der Tücke, des Verrats und der Lüge.
Welch ein Tag, welch ein Frohlocken,
Wenn kein Hunger mehr Jene quält,
Die dem Reichtum gefront,
Die ihr Herzblut hingaben für den Stolz
Frevelnder, wüster Herrscher!

Er muss kommen, der Tag des Gerichts,
Der die goldenen Schalen wegfegt
Von den Tischen der Schlemmer,
Der die Wage senkt für das Volk,
Der nach dem luftreinigenden,
Dem vernichtenden Wetter
Friede, Bruderliebe, Wahrheit
Heraufführt für die Darbenden,
Die Vernichtung den Bösen.

Harret aus, ihr Geknechteten,
Harret aus, ihr Betrogenen!
Lasst sie, die den Wind gesäet,
Ernten den Sturm!

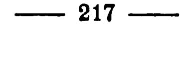
In a similar way Mathilde Sorge, wife of the most enthusiastic disciple of Marx and Engels in America, arouses "Das schlafende Proletariat."

Wacht auf! Nicht ist zum Schlafen Zeit.
Arbeiter wacht! Zieht in den Streit.
Für Freiheit, euer menschlich Recht!
Arbeiter, seid ein frei' Geschlecht!

Frei sei, was trägt ein menschlich Herz!
Frei sei, wer fühlt der Armut Schmerz!
Wär's auch zum Tod —
Kämpft für die Fahne rot!

In *Stimmen der Freiheit, Blütenlese der besten Schöpfungen unserer Arbeiter- und Volksdichter* (ed. by K. Beisswanger, 4 ed. Nürnberg, 1914) we find a poem, "Zeitbild", by Max Hempel, who for thirteen years was speaker of the Independent Congregation of North St. Louis—(he also published a volume of *Turner* songs). In "Zeitbild" he describes a modern factory.

Die Schlote rauchen, die Metalle kochen,
Der Räder Sausen und der Hämmer Pochen
Erschüttert bang des Baues leichte Wände.
Heiss, wie die immer frischgeschürten Brände
Der hohen Oefen, wallt die Luft im Saale;



Durch blinde Scheiben schleicht das Licht, das fahle.
Die Lungen stöhnen und die Muskeln schwellen,
Von russgeschwärzten Männerstirnen quellen
Des Schweisses Perlen.

F. W. Frietzsche (1825—1905), who had come to America at the behest of the German Social Democratic Party, published his verse under the title *Blut-Rosen, social-politische Gedichte,* and Georg Biedenkapp gave his the name *Sancta Libertas.* Both books are an indictment of the predatory rich. When after the Haymarket tragedy of Chicago (1886) four "anarchists" were unjustly sentenced to be hanged, many German-American writers pronounced this act a horrible perpetration of crime. *Sancta Libertas* contains six poems under the title "Den Mahnen des 11. Novembers" (1887, the day of execution) and Martin Drescher, an irreconcilable socialist, makes the theme of some verses August Spies' last words. At the gallow Spies exclaimed: "The day will come when our silence will be mightier than the voices you choke today." It is one of the poems of a cycle entitled "Vom grossen Kampf."

In most recent times Otto Sattler (1872—) of New York City has portrayed social conditions in the metropolis in poems that are not longer prosaically didactic. Ocean liners empty their cargoes of steerage passengers, furnaces and kilns belch forth smoke and flame, a man watches the riveting together of a steel structure and hopes that some laborer may plunge to his death so that he will get work; hungry children play in the slums while the rich hold bacchanalian feasts. Sattler shows in all of his poems the influence of the "Moderne." His verses might in fact have been written by any of his contemporaries in Germany. As illustration of Sattler's verse depicting social conditions, the following may serve:

ARBEITSLOS.

Aus tiefem Felsengrunde,
Da wächst der Riesenbau,

Und wächst mit jeder Stunde
Hochauf zum Aetherblau.

Dampfröhren keuchend paffen,
Nietkolben nimmer ruht —
Zweihundert Menschen schaffen
In weisser Sommerglut.....

Doch an dem Strassenrande
Steht einer, abgezehrt,
Den Blick im Fieberbrande,
Der Arbeit, Brot begehrt.

Die bleichen Lippen lallen
Des Hasswunschs bösen Fluch —
Vom Bau soll einer fallen,
Bereit fürs Leichentuch.

Dann könnt es Arbeit geben,
Und für die Kinder Brot —
„Für irgend dort ein Leben,
Gott — Teufel, schick den Tod....."

VEILCHEN.

Aus fahlgelben Gesichtern
von kleinen Buben
und Mädchen
glühn schwarze Augen auf den Werktisch,
wo der Kinder schnelle Finger
Tuchveilchen formen.
Am obern Ende
sitzt die italienische Mutter
und schafft,
und hüstelt,
und treibt mit harter Stimme
die Kleinen zur Arbeit.
Scheu nur,
als wär's ein Unrecht,
huschen der Kinder Blicke zum Fenster,
das zur lärmenden Strasse geht,
die arm und schmutzig
zum Washington Square führt.
Dort sind die schlanken Frühlingsbäume
mit dem junggrünen Laub,

das wie in seliger Freude
im Nachmittag leuchtet.
Und über den Platz
kommt der Weg in einer Linie
durch den weissen Triumphbogen
zur fünften Avenue New Yorks.
Es kommt die Strasse
geradeaus von der Hölle der Armut
zum Himmel der Reichen.

IN DER HOCHBAHN.

Die Hochbahn fährt in den Morgen hinein —
Ich fahre mit im Frühlingsonnenschein —
Der glänzt auf weissen und roten Fasaden
Und will die Häuser im Lichte baden.

Auf Feuerleitern, in Höfen, auf Dächern,
Da flattert die Wäsche im lustigen Wind.
In schmutzigen Gassen, bei armen Schächern
Am Karren feilschende Frauen sind.

Die kaufen Gemüse zum Abendbrot
Für ihre Männer, die der Morgen genommen,
Und ihnen Gruss zur Arbeit bot
Mit sonnenfreudigem Willkommen.....

Und weiter geht es auf blitzenden Schienen,
Ein Poltern und Stampfen der eiligen Räder,
Und immer voraus nur Stahlgeäder,
Stationen und Menschen, bereit zum Dienen.

Es dröhnt herüber vom Nebengeleise
Der schnellsten Züge donnerndes Rasen,
Als ginge zur Hölle, zum Himmel die Reise —
Und verhallt schon in Fernen, im Lärm der Strassen.....

Ich sitze behaglich in einer Ecke
Und lausche der Hochbahn Rasselgesänge —
Unbekümmert um Menschengedränge
Fahr ich sinnend auf stählerner Strecke.

Ich lausche, und träume, und blicke zur Weite,
Wo die *Hochbahn* wie in den Himmel sinkt — —
Da wird die Erinnerung mein Geleite —
Und ferne mir ein Bergwald winkt.....

Ich schaue der Heimat Tannenwälder,
Die Schwarzwaldberge im Morgenblau;
Schau Täler sich weiten in grünende Felder,
Kapellen auf Halden blicken zur Au....

Der Hochbahn Donnern wird mir zum Dröhnen,
Als ob in die Schluchten Wildbäche springen,
Von Lenzstürmen gejagt, die den Winter höhnen,
Mit kraftjauchzender Stimme Lieder singen.....

Und ich schaue mich wieder als Knabe träumen,
In Burgruinen, unter blühenden Bäumen — —
Dort träumt' ich sehnend vom Glück in dem Land,
Das ich bis heute noch immer nicht fand....

Ever and ever the longing for the fatherland!

In a longer poem entitled "Der Weisse Weg" John Weimann[63] portrays the life on Broadway, which draws everyone irresistibly into its whirl.

Der Menschheit Musterkarte, Freud und Sorg
Sie wandern Hand in Hand hier in New York.
Ins Ohr klingt's Dir voll süsser Reinheit.
Hart schrillt daneben die Gemeinheit,
Schroff treffen Gegensätze sich auf Weg und Steg —
Das ist der Broadway — unser „Weisser Weg!"

High and low, they all meet and drink of life's cup to the dregs.

Und keiner, keiner, der widerstrebt —
Nach uns die Sündflut! Hier wird gelebt!

Nor has German-American poetry of recent times always stayed within the sphere of poetry. Like the poetry of the fatherland it has in some cases reached too far in the direction of naturalism. I quote a poem from Martin Drescher's cycle "Aus Gasse und Gosse."

[63] Born 1849; came to America in the '70s.



DIE SAMARITERIN.

Verdammte Hundekälte! In die Därme
Frisst sie mit hartem, spitzen Zahn sich ein.
Die letzte Glut, der letzte Funken Wärme
Scheint aus der schnöden Welt entflohn zu sein.
Die ganze Nacht bin ich herumgestrichen,
Hab' obdachlos den Tag herbeigeschrien,
Und jetzt, wo vor dem Licht die Schatten wichen,
Seh' ich das gleiche Elend mit mir ziehn.

Hätt' ich nur einen Schnaps! Die Wirtshaustüren,
Geöffnet sind sie jetzt. Was hilft mir das?
Mein Winseln — keinen Mann der Bar wird's rühren,
Zu reichen mir ein wohlgefülltes Glas.
Ich kenn' die Schufte, weiss, wie sie uns hassen
Wie weh die Tritte mit dem Absatz tun,
Schau dort! ein Weibsbild! eben hat's verlassen
Mit voller Whiskyflasche den Saloon.

Ein wüstes Weib; in graugestreiften Strähnen
Fällt ihr das Haar ins schmutzige Genick.
'ne alte Dirne mit verfaulten Zähnen,
Geschwollnen Augen und dem Säuferblick.
Das Fläschchen da, das muss ich ihr entreissen!
Wenn ich nur nicht so elend wär' und matt!
Jetzt ist sie bei mir, ihre Augen gleissen:
„Du siehst erbärmlich aus, da, sauf dich satt!"

Sie hält die Flasche grinsend mir entgegen.
Ich setze an. Welch wundervoller Schluck!
Ich fühle tolle Kraft in mir sich regen.
Ich fühle mich befreit von allem Druck.
Mein ganzes Leid erscheint mir wie ein Bettel.
Noch einen Schluck! nun nimm sie wieder hin
Die Zauberflasche, du versoffne Vettel,
Du altes Schwein, du Samariterin!

(German Authors' Yearbook.)

In conclusion I wish to quote a poem from the muse of Kurt Baum,[64] whose lyrics compare favorably with those of any living poet of the fatherland:

[64] Born 1876; came to America at the beginning of the World War.

WIR SCHAFFEN AM TAGE.... UND WEINEN ZUR NACHT.

Wie Gold war ihr Haar, doch schwarz ihr Gewand —
Die Nadel flog emsig in ihrer Hand.

Ihr Blick war klar — und im Augenlicht
Lag Stärke und Mut und der Wille zur Pflicht.

Und war auch die Seele an Tränen schwer,
Am Tag gab ihr Auge den Tau nicht her.

Zeitgedichte.

Amongst the many sources of inspiration for lyric poetry are events of the day, happenings which reflect and mould the life of the individual and of the nation. This is true of a colonial literature perhaps more than of a national poetry, for the former is still wanting a great tradition.

There are such stirring events as the Chicago fire, the San Francisco earthquake, the Jamestown flood, tornadoes, and prairie and forest fires; tragedies and disasters of nature which cause great loss of life; there are events in the political and social existence of the Union which attract the attention of the lyricist. Again many poems sing the praise of all the more outstanding, as well as the martyr presidents, others eulogize American writers and thinkers, such as the poet and traveler Bayard Taylor, the ingenuous translator of *Faust.* The fatherland also offers similar topics which proved an inspiration for German-American poets. Of these, however, we shall speak later. There is, furthermore, a third group of events which has attracted the attention of our lyricists: expressions of the life of the German element in America, of *Turn-* and *Gesangvereine,* as well as the meetings of the *Deutsch-Amerikanischer Lehrerverband.* Of the former I have spoken repeatedly, of the two latter more will be said when I take up cultural contributions of the Germans to American life.

Finally, there were such events as are of interest to all German speaking, and even foreign people, which have in-



spired several poets to sing some of their best songs. Thus Konrad Nies wrote a "Prolog zur Schillerfeier in St. Louis" (1905).

Wer könnte heut' im Liede und Gedicht
Noch Schillers Ruhm in neuen Tönen künden?
Es nimmt der Stern nicht zu an Glanz und Licht,
Ob wir auch tausend Opferfeuer zünden.
Und heller, reiner strahlte nie ein Stern
Im ew'gen Kreis erwählter Himmelslichter
Als Friedrich Schiller, der im tiefsten Kern
Verklärt das Volk der Denker und der Dichter.

Aus schlichter Enge, aus der Armut Fron,
Die nie entwichen seinen Lebenspfaden,
Stieg er empor, des Volkes starker Sohn,
Um eine Welt mit Schätzen zu beladen.
Von der Begeistrung Flammenhauch durchloht
Und von der Liebe Siegerkraft durchdrungen,
Hielt, hoch erhaben über Neid und Not,
Die ganze Menschheit jubelnd er umschlungen.

Dem Lichte gleich, das nur auf Gipfeln ruht
Als Brautgeschmeid der reinen Alpenfirne,
Umwob der Freiheit echte Höhenglut
Mit lichter Glorie seine Dichterstirne;
Und leuchtend streute der Verbrüdrung Saat
Sein Feuergeist in der Erkenntnis Zonen;
Sein Lied, geschärft zum Weckruf freier Tat,
Es sang den Männerstolz vor Königsthronen.

Ob wechselreich auch ein Jahrhundert schwand,
Seit seinen Leib zu Grabe man getragen,
Noch weist sein Geist uns in der Schönheit Land
Auf Pfade, wo der Menschheit Höhen ragen.
Wie oft die Welt auch falschem Glanz erglüht,
Nicht kann den Stern ein Irrlicht überstrahlen;
Durch allen Irrtum, allen Zweifel blüht
In Schiller uns der Sieg des Idealen.

Und treu behüten wir das Himmelslicht,
Wenn uns der Zeiten Trug will überkommen.
Vom deutschen Herde haben wir die Pflicht
Des Wächteramts mit übers Meer genommen.

Und ob daheim, ob auf der Wanderschaft,
Wo immer wir der Menschheit Ziel erspüren:
Allüberall soll Schillers Sonnenkraft
Als Leuchte uns im Meer des Lebens führen!

He wrote eulogies also for Fritz Reuter and Theodor Körner, and when in June 1914 the Goethe monument was unveiled in Lincoln Park, Chicago, he wrote the following verses:

Stolz feiert heut die Neue Welt, die freie,
Seitab von Essenrauch und Hammerschlag,
Mit uns ein Fest der Hochwacht und der Weihe,
Und weithin leuchtet dieser Ehrentag.
Zu Tempelstufen, die sich lichtwärts ringen,
Führt uns hinan ein heil'ger Wächterruf,
Und unsre Herzen hell, gleich Glocken, klingen
Zum Werk, das deutscher Hochsinn hier erschuf.

Es rauscht der See, dess' Flut in fernen Tagen
Einst des Indianers leichtes Boot durchquert,
Als wollt' er Gruss und Dank dem Denkstein sagen,
Mit dem der Deutsche hier sein Volkstum ehrt.
Des Westlands Eichen raunen Weihelieder
Von deutscher Heimattreu' im fernen Land,
Und Lincolns Park streut Duft und Rosen nieder
Dem Götterbild aus deutscher Künstlerhand.

Hoch ragt und herrlich es im Sonnenglanze,
Germaniens Gabe, nun Kolumbias Gut;
Und sieghaft grüsst aus grüner Wipfel Kranze
Des Jünglings Blick durchflammt von Höhenmut.
Gebändigt ruht, das Schwingenpaar geschlossen,
Der junge Aar in des Bezwingers Schoss,
Und kunstverklärt in Stein und Erz gegossen
Ringt sich der Welt Alldeutschlands Botschaft los:

Was unsres Stammes reges Herz durchdrungen
An Sehnsucht, Forscherdrang und Dichterkraft,
Was unser Volk ersonnen und ersungen,
Was deutscher Geist ergrübelt und errafft:
In Goethe fand's den Deuter und Ergründer,
Sein Sonnensinn, an Hellas' Kunst gestählt,
Ward deutschem Wesen Klärer und Verkünder,
Dem Macht und Anmut schöpfrisch er vermählt.

Aufstürmend aus der Scholle morschen Schranken,
Dran zähen Glaubens die Beschränktheit klebt,
Hat er, ein Welterobrer dem Gedanken,
Der Sinne Wucht mit Adlerschwung belebt.
Wie dieses Götterjünglings Blick, der helle,
Flog kühn sein Aug nach fernster Höhen Grat,
Und von der Heimat engumgrenzter Schwelle
Wies er zur Menschheit seinem Volk den Pfad.

So hat auch uns im Zug der Völkerscharen
Vorkämpfend er den Siedlerweg gebahnt
Kraft seines Geists, des weiten, zukunftsklaren,
Der Deutschlands Weltmission vorausgeahnt.
Und treu von uns, als seines Genius Hüter,
Sei Goethe heimatfern auch hier geehrt
Als Pionier der höchsten Menschengüter,
Der deutschen Geist zum Geist der Welt verklärt.

Wenn uns der Alltag drückt, der nebelblasse,
Wenn uns des Engsinns Staub die Stirn umweht
Und uns durchs Herz, umgellt vom Lärm der Gasse,
Nach Hald und Höh ein leises Heimweh geht:
Dann leih' der Jüngling mit dem Blick ins Weite
Uns Führerkraft, wie Goethe sie verliehn,
Dass wir, der Raubgier Aar gezähmt zur Seite,
Lichtwärts ins Zukunftsreich der Menschheit ziehn....

Besides Schiller, whose praise was sung especially in 1859 and 1905, the years of his birth and death, Alexander von Humboldt received more praise than any other German writer—two monuments tell of his fame. It is a significant fact which gives testimony of the general intelligence of the German-Americans that more copies were sold in America of F. W. Thomas' centenary edition of his *Kosmos* than of the Cotta edition in Germany.

CHAPTER IX.

THE CITIZEN OF TWO WORLDS.

Nur wer treu der Flur, die ihn segnend gebar,
Hält die neue Heimat in Ehren,
Der Schwur an der Liebe Hochaltar
Kann der Kindesliebe nicht wehren.
Nur der Mann, der treu seine Mutter ehrt,
Nur der hält das Weib seines Herzens wert.
Wer im Bürgereid sicht seiner Falschheit Hort,
Der wird Treue brechen, so hier, wie dort.

Minna Kleeberg.

When in February 1872, while the Senate of the United States had under consideration Charles Sumner's resolution to inquire into the purchase of arms and ordnance stores by agents of France, Carl Schurz was accused of "German sympathies", he made in excerpt this defense:

"......Let me tell the Senator from New Jersey that although I certainly am not ashamed of having sprung from that great nation whose monuments stand so proudly upon the battle-fields of thought; that great nation which, having translated her mighty soul into action, seems at this moment to hold in her hands the destiny of the Old World; that great nation which for centuries has sent abroad thousands and thousands of her children upon foreign shores with their intelligence, their industry, and their spirit of good citizenship; while I am by no means ashamed of being a son of that nation, yet I may say I am proud to be an American citizen. This is my country. Here my children were born. Here I have spent the best years of my youth and manhood. All the honors I have gained, all the aims of my endeavors, and whatever of hope and promise the future has for me, it is all encompassed in this my new fatherland. My devotion to this great republic will not yield to that of the Senator from New Jersey, nor to that of any member of this body, nor to that of any man born

in this country. I would not shrink from any sacrifice to prove it, as I never did shrink from it. And, sir, for this very reason I want with every means within our reach to have that spot washed off with which, apparently, the good name of this Republic has been soiled.

The Senator also intimated yesterday that the German-born American citizens could not entirely forget their old fatherland. Possibly not; but I ask him, should they forget it? Does he not know that *those who would meanly and coldly forget their old mother could not be expected to be faithful to their young bride?* [Manifestations of applause in the galleries]. Surely, sir, the German-born citizens of this country have demonstrated their fidelity in the hour of danger. When the President of the United States called upon the faithful sons of the Republic to step forward and to brave death on the field of battle, methinks the German-American citizens were not among the last to respond to the summons. Nay, in some places they were even among the first, and it is with pride that I point to the State of Missouri, the key of the Mississippi valley, which, by the prompt action and energetic patriotism of its German-born citizens, was, at the commencement of the rebellion saved to the Union. No, sir; their thought of the old fatherland did not stand in the way of their fidelity to the new; and even at a time when, by the great events which were taking place on the other side of the ocean, their sympathies were so powerfully aroused, when their fears and hopes concerning those they had left behind were worked up to the highest pitch; even then—I may say it with pride—there was not a German in this country who, in all that excitement, for a moment forgot that he was an American citizen, and that his first duty was the observance of the laws of this Republic. No, sir; let not their patriotism be doubted, even if in a case like this they should desire that that friendship which is to exist between the American Republic and the great German nation on the other side of the ocean, a friendship which may become so fruitful of good, should stand upon the firm basis of good faith, mutual confidence, and untarnished honor."

Some forty years later, when our administration silently endorsed Great Britain's starvation blockade, and, while professing neutrality insisted upon our country's right to deliver ammunitions to the doors of Germany's foes, Emil Doernenburg criticized America's breach of neutrality in a similar manner:

> Amerika, du kanntest unsre Treue;
> Des deutschen Herzens wunderreiche Schätze,
> Zu dir erhoben wir sie stets aufs neue.



Der Freiheit Hort! Und diese tolle Hetze?
Weshalb wirfst du nach unsern Brüdern aus
Der Goldgier enggemaschte Fischernetze?

Mitschuldig du am blut'gen Kriegesgraus!
Der roten Himmel flammende Fanale,
Sie schreien deine Schande weit hinaus.
O schreckenüberströmte Opferschale! —
Die deutschen Leiber, die dein Stahl zerrissen,
Die stumm dem Himmel zeigen ihre Male!

And, like Carl Schurz—he was undoubtedly familiar with his famous words—he cannot renounce the love he bears for mother Germany because of his loyalty toward his bride America.

O Deutschland! Ewig jung in alter Pracht!
Wie wir dich lieben, kann dich keiner lieben!
Wir, die des Schicksals rätselschwere Macht
Entwurzelt hat an fremden Strand getrieben.
Amerika! So frei, so gross und licht —
Was du uns seist — die Mutter bist du nicht!

Wir lieben dich wie eine junge Braut —
Doch Deutschland ist das Land, das uns geboren;
Die Mutter! Ihrer Stimme Zauberlaut,
Wie wonnig klingt er dem, der sie verloren,
Der fern von ihr an Lethes Ufern kniet,
Sehnsüchtig lauschend nach der Heimat Lied!

That very same month, August 1914, Nies said in "Ein Brudergruss":

Treue dem Westland! Wir haben's geschworen,
Als wir entwandert den Gauen des Rheins,
Aber dem Vaterland, das uns geboren,
Gingen wir nimmer und nimmer verloren:
Blut unsres Blutes, wir fühlen uns eins!

Welt und Wildnis.

Six years later, after the Germans of this country had bowed to the inevitable and fought against the land of their



fathers, he admonishes his compatriots to begin the work of reconstruction.

Und hasslos haben — was wir auch gelitten —
Wir gegen unsrer Väter Reich gestritten,
So lang des Krieges Opfer es gebot.
Doch nun, da siegreich wir den Kampf bestanden,
Nun dürfen frei wir von des Misstrauns Banden
Mitfühlen der besiegten Brüder Not.

Nun dürfen wieder menschlich wir empfinden
Und uns zum Werk der Rettung neu verbinden
In Sohnesliebe und in Mannesmut.
Und war der Kampf uns Pflicht, ist's nun das Streben,
Ein sturmgeschlagnes Volk ans Licht zu heben,
Dem man geraubt des Trostes letztes Gut.

* * * *

Drum auf die Herzen, Brüder, auf die Hände,
Damit das Werk der Liebe sich vollende,
Lasst endlos Gabe uns an Gabe reihn!
Nur wenn durch Bruderhand geheilt die Wunden,
Wird Deutschlands Herz noch einmal neu gesunden —
Wir aber werden seine Retter sein.

During the first year of the World War, when British and French propaganda had already begun to poison the minds of the American people, Wilhelm Benignus expresses his love for both countries in the following verses:

Weit übers Weltmeer bin ich hergekommen,
mein wanderlustig Herz von Mut geschwellt,
zu Dir, o Land, wo zu der Menschheit Frommen
der Freiheit Licht den Pilgerweg erhellt..
Ich lernte Dich in Deiner Schönheit lieben,
Amerika, und hab mich Dir geweiht,
für Dich zu wirken war ich stets bereit,
mein Herz jedoch ist deutsch geblieben.

Das fühlt' ich mächtig als vom Neidlingswurme
der Briteninsel her ein Gifthauch schwoll,
und dumpf das Drohen vom Gewittersturme
des fernen Krieges meerwärts her erscholl.



Der Geist der Falschheit riet mir, zu vergessen
Dich, alte Heimat, deutsches Vaterland!
Er kennt es nicht, das heil'ge Stammesband!
Mein Herz liebt Deutschland unermessen!

Du hast, o Deutschland, Grosses mir gegeben,
Du Land, wo das Gemüt so herrlich blüht,
Du gabst das Beste mir, Du gabst mir Leben,
den deutschen Geist, der sonnig mich durchglüht.
Du deutsches Volk, umtost vom Völkertreiben,
ich halte Treue Dir in Sturm und Not,
ich jauchz' Dir zu im Siegesmorgenrot:
"Mein Herz ist deutsch, wird's ewig bleiben!"

The title of this poem, "Mein Herz ist deutsch", characterizes the tenor of many a poem whether written during the World War or during the fifties in the primeval forest. No. 7 of Eduard Dorsch's cycle "Im Urwald"—it pictures the sublime beauty of western woods—has a ring of sadness, of disappointment, which finds its paramount expression in the last two stanzas:

Dennoch bin ich nicht zu Hause,—
Alles spricht hier nur zum Geist,
Alles lebt in Saus und Brause
Und das Herz bleibt doch verwaist.
All die fremden Riesenbäume,
All die Menschen, klug und still,
Sie verstehn nicht meine Träume,
Sie verstehn nicht, was ich will.

Ja, ich liebe Dich, Du schöne,
Strahlende Amerika,
Doch der Heimat traute Töne
Sind mir trotzdem ewig nah.
Täglich werd' ich's wieder inne,
Und es wiederholt's mein Schmerz:
In der Fremde sind die Sinne,
In der Heimat ist das Herz.

A similar thought is expressed in Puchner's "Zur letzten Rast". While wandering in a frontier region the poet comes



to a patch of pines where some backwoodsmen pay their last respect to one of their neighbors. The wanderer, awed at the expression of deep mourning, inquires who he was that is so well loved.

> Nicht mehr wie Andre war er, klar war alles, was er sann,
> Fest was er schuf, er war ein ganzer deutscher Mann.

Later the schoolmaster informs him that his cradle had stood on the beautiful banks of the Neckar.

Doch strärker als die Liebe selbst zu seinem Heimatlande
War das Gefühl, das ihn belebt, für Deutschlands Schande,
Die Luft war ihm zu schwül, zu eng der Boden, der ihn trug
In dem die Freiheit darbte, keine Wurzeln schlug.

Und westwärts zog er; „seid gesegnet," rief er dort, „ihr Fluren!"
Ein jeder Schritt zeigt ihm der Freiheit heil'ge Spuren,
Und in dem Tale drauf, geweckt aus tiefem Urwaldstraum,
Erzittert bis ins Herz und fällt der erste Baum.

Schau um dich, was er schuf; anstatt der Einsamkeit der Wälder
Lehnt Land an Land sich an, das weite Feld an Felder,
Bis alles das, was er gewollt, weil er's gewollt, erstand
Und des Erfolges Kränze ihm das Schicksal wand.

Sein Geist gehörte diesem Lande, selbst sein Denken, Lieben,
Sein Herz, sein Herze nur, deutsch ist es stets geblieben,
Der letzte Schlag desselben, als es endlich stille stand,
Der letzte Blick gehörte seinem Vaterland.

Das Herz, das, deutsch, einst für des Lenzes süsse Lust geschagen,
Zur letzten Rast wird es im Winter jetzt getragen;
Die Liebe zweier Welten war es, was ihn stets erfüllt,
Bis jetzt der Tod der Sehnsucht heissen Durst gestillt.

Puchner's "Im Urwald" illustrates again how the German-Americans were permeated with a love for both countries. The poet sees a German immigrant with his family take possession of a piece of land for which he has a claim.

> Und dankerfüllten Auges blickt er jetzt nach oben:
> „Das will ich, ew'gen Mächten euch geloben,
> Dass ich, wie ich mein deutsches Land geliebt,



Die neue Heimat liebe; willig giebt
Sie mir, und das in vollem, reichem Mass,
Was ich im Vaterlande nie besass."

Year after year passes by.

Den deutschen Geist trug er herein in dieses Eden,
Deutsch pflegte er zu denken und zu beten,
Deutsch war sein Wollen, sein Gefühl,
Es ruhte selbst sein Haupt auf deutschem Pfühl,
Und dennoch liebt die neue Heimat reiner
Wie er und tiefer wahrlich keiner.

And now follows a stanza, the truth of which—though men like Karl Lamprecht did not recognize it—is at least acknowledged in the Germany of today.[65]

Lass deine Söhne, Deutschland, lass sie ruhig ziehen!
Dir können sie, nie deinem Geist entfliehen,
Nie dem, was dich vor andern gross gemacht,
Der deutschen Kunst, der Schönheit hohen Pracht.
Und was das Herz von deinen Söhnen schwellt
Gehört nicht dir allein — der ganzen Welt.

The same is expressed by Kara Giorg in his "Festgedicht zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Deutschen in Amerika."

Der Sohn der Streifen und der Sterne
Erkennt grossmütig unsern Wert,
Nur in der Heimat weiter Ferne
Wird unser Wirken kaum geehrt.
Man dankt nur den verlornen Kindern,
Wenn wir, die arge Not zu lindern,
Freigebig unser Gold beschert.

Ob wir das Sternenbanner lieben,
Ihm freudig opfern Gut und Blut,
Sind wir der Mutter treu geblieben,
An deren Busen wir geruht.

[65] See Anton Pfeffer's *Treudeutsch unterm Sternenbanner*, Rottenburg a. N., 1923.



Was wir im Land der Wahl gewonnen,
Was wir erkämpft, was wir ersonnen,
Dem ganzen Deutschtum kommt's zu gut.

Dereinst wird schweigen ihr Geschmolle!
Sie werden würd'gen unsre Tat,
Verstehn sie erst die grosse Rolle,
Die uns bestimmt des Schicksals Rat!

How the Germans strove with body and soul for the welfare and greatness of our country, how they at the same time were constantly reminded of the gifts Germany had bestowed upon them, we read in one of the "Jugendlieder" by Theodor Haering.[66]

Ich zog hinaus in weite Ferne,
Flog übers blaue Meer zum Strand
Des Lands der Streifen und der Sterne,
Wo ich die goldne Freiheit fand.
Ich schaffte, wirkte, heilte, strebte,
Bekämpfte mit die Sklaverei;
Versuchte, wo ich immer lebte,
Mein Haupt zu tragen hoch und frei.

Du schönes Land, das ich erkoren,
Das meine neue Heimat ist,
Dir hab' ich Treue zugeschworen,
Dein will ich sein in Fried und Zwist!
Du bietest Fülle stätem Fleisse,
Du bist dem Fortschritt zugetan;
Gern stimme ich zu deinem Preise
Dir meine schönsten Weisen an!

Doch nimmer kann ich drum vergessen
Das Land, wo meine Wiege stand,
Wo Jugendglück mir zugemessen,
Wo ich die beste Mutter fand;
Wo hohe Schulen rings erblühten,
Wo man die reichste Sprache spricht;
Wo Männer hohen Sinns erglühten
Fürs Vaterland, für Recht und Pflicht.

[66] Born 1833; came to America 1860; died 1907.

Dir dank ich ganz, was ich geworden;
Du hast erzogen mich zum Fleiss,
Du schlossest auf des Wissens Pforten
Du lehrtest das mich, was ich weiss! —
Du bist mir noch so teuer heute,
Dass, — legen sie mich in den Schrein
Nach ausgekämpftem Lebensstreite,
In dir ich möcht begraben sein! —

Of the same content is Marie Raible's "Deutsch-Amerika."

Es ist ein eigen Tun und Lassen,
Das unsre Seele tief bewegt,
Wenn sie zwei Welten muss umfassen
Vereint als Heimat in sich trägt. —
Es ist ein rechtes Doppelleben,
Ob leicht das Herz sei oder schwer;
Gedanken, auf so vielen Wegen,
Sie ziehen über Land und Meer.

Hier in dem laut bewegten Treiben
Wird jedem Streben freier Raum,
Wo selten wird ein Ruhort bleiben
Für einen stillen Lebenstraum. —
Hier ist der Ort für Kraft und Wille,
Der Schauplatz schneller Zeit und Tat; —
Doch fällt dazwischen in der Stille
Manch gutes Korn der deutschen Saat.

Das Selbstgefühl braucht nicht zu wanken,
Wenn es die deutsche Heimat sucht;
Dort keimten oftmals die Gedanken,
Die hier gereift zu goldner Frucht. —
Bei manchem staunenswerten Werke,
Das hier des Strebens Ruhm vermehrt,
Hat sich des deutschen Armes Stärke,
Hat sich der deutsche Geist bewährt!

Und wenn wir dankbar auch ermessen,
Was uns das neue Heim beschied,
So können wir doch nie vergessen
Der deutschen Heimat Wort und Lied. —
Sorgt, dass ins Kinderherz man streue
Der Dichtung Gold, der Wahrheit Erz —
Die Welt, die alte und die neue,
Bedarf ja dessen allerwärts.

Wir legen freudig unsre Hände
In unsrer Heimat Doppelband,
Und hin und her sei ohne Ende
Ein treugemeinter Gruss gesandt. —
Wenn stolz auf neuen Glanz wir blicken,
Der auf das Sternenbanner fällt,
So baut das Herz oft goldne Brücken
Hinüber in die alte Welt.

CHAPTER X.

GERMANY.

POLITICAL CONDITIONS.

Ich habe manches Lied gesungen,
Noch ist die Leier frisch bespannt,
Doch ist das erste meiner Lieder
Das Lied vom deutschen Vaterland.

Wo auf dem Berg die Eichen rauschen,
Die Täler ruhn im Sonnenschein,
Im Hain die Nachtigallen lauschen
Und auf den Hügeln reift der Wein;

Wie klingt es süss: Land meiner Väter,
O, Heimat du! Wie klingt es süss:
Land meiner Kindheit, meiner Träume,
Land, wo ich meine Liebe liess!

Land, wo die klaren Bäche rauschen,
Wo ich mit meinem Mädchen sass
Und in dem Glanze ihrer Augen
Die Tiefe meines Glückes mass.

Wie klingst du süss, du holder Name,
Dem, der an deinem Busen weilt,
Wie klingst du süsser noch dem Wandrer,
Der fern von deinen Bergen eilt.

* * * *

Es schlägt mein Herz in diesem Liede,
Dem schönsten, das ich je gekannt,
Dem einz'gen hohen Lied der Lieder,
Dem Lied von meinem Vaterland.

Puchner.

Poems of this tenor are indeed numerous in German-American literature. The fancy of the citizen of two countries, whether by comparison with American nature and American conditions, or in pure reminiscence, goes ever and ever back to its native haunts. The land where he spent his youth left indelible impressions, and in hours of solitude the poet lives in his memory and sings of the scenes of his boyhood pleasures, of the brook that was the sole witness of his first love. Frequently a description of natural scenery is interwoven with political reflection, to wit Puchner's "Abschied von Deutschland, 1849".

Ich reiste, es war eine Frühlingsnacht,
Hinab den Rhein mit Andern,
Hinab den Rhein; Ade! Ade!
Ade! da ging's aufs Wandern.

Es schien der Mond so klar und voll.
Die Sternlein allzusammen,
Die senkten in mein Herz ihr Bild
Mit tausend Strahlen-Flammen.

Und an den Ufern hehr und still,
Da lagen die deutschen Lande,
Lag manche Fürstenresidenz
Und manche deutsche Schande.

Und auf den Bergen in tiefem Traum,
Vom Monde hell beschienen,
Da lagen in hingesunkner Pracht
Die deutschen Burgruinen;

Da lagen die deutschen Burgen all,
Die lagen in tiefem Schlummer,
Doch Bilder zogen durch ihren Traum
Von ihres Landes Kummer:

Sie träumten von Deutschlands Ehr und Macht
Im goldenen Mondenschimmer,
Zerstückelt, wie ihr Gemäuer, fiel
Das deutsche Reich längst in Trümmer.

These verses, while portraying the sadness of departure from the poet's beloved land also describe the conditions which drove him to the shores of a strange country. In order to understand and fully appreciate the depth of feeling which finds expression in the poems depicting the Germany of 1813—1870 a brief historical survey may not be out of place.

None had to suffer more from oppression and persecution during the period of the so-called "Holy Alliance" than the liberal-minded academic youth. Desirous of bringing about German unity, they would not give up their hopes of liberating Germany from the internal foe after defeating the enemy from without. About 1817, the year of the Wartburg festival, began the so-called *Demagogenhetze*, instigated by the cunning Metternich and executed by his extensive system of spies and police. The press was stripped of every vestige of liberal sentiments by a strict censorship, liberals were imprisoned and tried, students were forbidden to hold meetings, in fine, an epoch ensued which Friedrich Münch justly called "Deutschlands trübste Zeit", a time when love for the fatherland was looked upon as an unpardonable sin. No wonder then that during these years the liberty-loving intellectuals flocked to our shores to enjoy man's paramount right. He who wants to study the deplorable conditions existing in Germany between 1815 and 1870 need but turn to German-American poetry.

Since I must confine myself to verse written in America, I shall not discuss the aims of the *Burschenschafter,* nor the activities of the *Giesener Bund der Schwarzen* and the poetry which speaks of their objects in no equivocal terms. I only refer to Follen's "Turnstaat" *(Freie Stimmen frischer Jugend,* Jena, 1819) and to the "Grosse Lied" (Wit's *Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit,* Leipzig, 1827), to which Follen was the chief contributor.

It is a pity that of the most eminent victims of the *Demagogenverfolgung,* vis., Follen, Francis Lieber, Kark Beck, E. A. Rivinus, Robert and Wilhelm Wesselhöft, and Franz Joseph Grund, only Lieber was somewhat devoted to poetry.

For verse descriptive of German conditions he too fails, and we must turn to some of the less outstanding figures. C. D. L. Lehmus,[67] once Professor of Mathematics at Jena, addressed the following lines to Metternich:

Macht gab dir dein schwacher Herrscher, schwer vom bösen Feind
bedräut,
Ehre bot dir Franz als Futter, wie man Frass dem Spürhund beut;
Treue schwurst du nur den Träumern deiner mönch'schen Kaiserzeit,
Thronen, Schergen, Fesseln, Kerkern, die, wie Alba, du erneut.
Eng vereinend Tücke, Lüge, List, Kraft, Mut, Verschwiegenheit,
Riesenkräfte des Verstandes — doch kein Herz — nur Sinnlichkeit, —
Nie wird dich die Menschheit ehren, nie war ihr dein Dienst geweiht,
In dem Aufflug edler Geister sahst du nur Vermessenheit;
Christlich-heuchlerisch verbanntest du das Licht in Dunkelheit,
Hörtest keines Mitleids Stimme, keinen Ruf der Menschlichkeit. —
Metternich, dich schrecket beides: Sterblich- und Unsterblichkeit!
(Rattermann's *Werke* X, 424.)

Jacob Smith (Schmidt)[68] wrote in 1835 a longer poem entitled "Des Deutschen Erinnerung", from which I shall quote several stanzas to show that these liberals, persecuted because they loved their fatherland, could not forget their vain struggles. Smith seems to have fought in the Wars of Liberation, for we may assume that his lines are autobiographical.

Gedenkst du, Deutscher, wie wir heimwärts zogen,
Das Siegerhaupt mit Eichenlaub geschmückt?
Wie aller Herzen uns entgegenflogen —
Wie fühlten wir uns damals hochbeglückt!
Denkst du daran, das Vaterland zu retten,
Vergossen wir so freudig unser Blut;
Es zu befrein von fremden Sklavenketten,
Von fremdem Joch und fremdem Uebermut!

Gedenkst du, Deutscher, dieses hehren Strebens?
Für Freiheit war's und nicht für Fürstentand!
Ach! unser Blut vergossen wir vergebens —
Die Freiheit ward ihm nicht, dem Vaterland!

[67] Born 1786; came to America 1824.
[68] Came to America 1828 (or before). Other data unknown.

Denkst du daran, dass wir gutmüt'ge Toren
Dem Fürstenwort sein künft'ges Glück vertraut?
Dass die Treulosen falsch dem Volk geschworen
Und, ach! dass wir auf Sand sein Heil gebaut?

Gedenkst du Deutscher, Deutschlands heil'ger Sache,
Der Fürsten Meineid gegen Freund und Feind?
Dass einst die Stunde einer heil'gen Rache
Dem tiefgebeugten Vaterland erscheint?

In the last stanza the poet expresses his hopes that the Germans in this country may unite and establish a new fatherland, a Utopian idea which during the fourth and fifth decades of last century found many advocates. (Colonization was attempted in Missouri, Wisconsin, and Texas.)

Gedenkst du, Deutscher, dass auf Millionen
Von Deutschen jetzt Kolumbias Sonne scheint,
Die weit zerstreut im grossen Bunde wohnen?
O, welch ein Riesenvolk, wär' es vereint!
Denkst du daran, so streb' es zu vereinen,
Zu gründen ihm ein deutsches Heimatland:
Der Freiheit Sonne wird dann erst erscheinen
Im höchsten Glanz beim Namen — Vaterland!

Another victim of this time of hunting down "dangerous" characters was the son of a famous philologian, Franz W. Gräter,[69] from 1826 to 1831 instructor of Latin at Harvard, later Professor at the Allentown Academy, and editor of the *Lecha Patriot*. Here he published these lines:

Bei dem Tode zugleich denk' ich auch an das Schwert —
Und ich hoffe, dass Gott mir meinen Wunsch gewährt:
Dass ich sterb' mit dem Schwert in der Rechten!
Dass er komme, der Tag, der die Despoten erschreckt —
Dass er komme, der Tag, der die Deutschen erweckt,
Ein Germanien sich zu erfechten.

Ohne Vaterland sein, ach! ist ein traurig Los —
Und in Verbannung ein Grab, ferne im Erdenschoss,
Ist kein Trost für ein traurig Leben.

[69] Born 1798; came to America 1824.

Ach! entfremdet ward uns ja unser „deutsches Land",
Denn sie haben's mit drei Dutzend Namen benannt;
Mög der Himmel es ihnen vergeben!

O Gedanke so schön, wonnig, Gedanke so rein:
Unter Vaterlands Eichen frei und ein Deutscher sein!
Und wenn nicht, doch als Deutscher zu fallen!
Lass dich denken, Gedanke! du, o mein einz'ger Trost,
Wenn die Willkür herrscht, jedes Gesetz umstosst,
Unbehindert durch schwache Vasallen.

* * * *

O Gedanke, du Deutscher: — Einig *ein* Vaterland,
Ein germanisches Volk und *ein* Schwert in der Hand!
Werde Wirklichkeit, dann will ich sterben;
Will als Opfer dir gern bringen mein Herz, mein Blut!
Könnt' ich sterbend dein Heil mit kühn entschlossnem Mut,
Deutsches Volk, durch den Tod dir erwerben!

Like Gräter, so F. A. Marwedel[70] wishes for an opportunity to shed his blood for the fatherland.

Dich beklagend hab' ich dich verlassen,
Dich geliebtes deutsches Vaterland:
Seufzte tief und konnte kaum mich fassen,
Als der Heimat schönes Ufer schwand.

Doch auch hier bist du mir immer teuer,
Ewig dauert meine Liebe fort;
Ewig rein, umhüllt von keinem Schleier,
Bleibet dir Gedanke, Sinn und Wort.

Hier jedoch, hier ist das wahrhaft Schöne,
Und was Hermann einst erkaufte dir:
Freiheit, Freiheit! — Brüder, deutsche Söhne,
Sie ist tot dort — darum sind wir hier!

* * * *

Welches Land wär' auf dem Erdenrunde,
Das dir, Deutschland, gleich an Macht und Ruhm?
Brächten Fürsten, mit der Höll im Bunde,
Dich nicht frech um dieses Eigentum! —

[70] Came to America 1828.

Möchte, was ich wünsche, bald geschehen,
Dass die Freiheitsfahne rief zum Streit:
Schnell soll dann mein Weg zum Osten gehen,
Ihr zu sterben bin ich längst bereit!

A second wave of immigration, which set in after the *Hambacher Fest* (1832) and the subsequent Palatine insurrection and continued after the *Frankfurter Putsch* and the resulting disturbance in Baden and Wurtemberg (1833—34) brought hundreds of highly educated liberals to our shores. These men, like their predecessors, were and remained deeply affected by the sorrowful conditions in the land of their birth. Besides Karl Aulenbach[71] and Karl Weitershausen, who first gave vent to their feelings at a time when liberty seemed to be dawning for Germany, there are, however, only a few writers whose verses reflect the plight of the fatherland.

Eduard Warrens, one of the participants in the *Hambacher Fest,* wrote a poem which, though composed or at least conceived, at the moment of his departure from German soil, appeared for the first time in the St. Louis *Anzeiger des Westens,* June 1837.

Dem Himmel Dank! Das Spiel ist nun gewonnen!
Dort drüben winkt ein gastliches Asyl.
Der Häscher scharfem Späherblick entronnen,
Steh' ich nun hier am heissersehnten Ziel.
Hier weil' ich noch auf deutscher Vatererde,
Vom Wellenschlag des alten Rheins bespült,
Der mich so treu an seinem Busen nährte,
Für den ich kindlich, ach! so tief gefühlt.
Dir wollt' ich, teures Vaterland, mich weihen,
Mein Herz, mein Leben hing allein an dir;
Ein schönres Los den Brüdern zu verleihen,
Nur der Gedanke glühte warm in mir.
Ihr, meiner Jugend stolze Phantasieen,
Für euch muss ich die Vatererde fliehen.

* * * *

[71] Born 1813; came to America 1836; died 1881.

Verstummet nun, ihr stürmischen Gefühle,
Bezähme dich, du laut gewordner Schmerz!
Wird mir zu bang in dieses Lebens Schwüle,
Dann blickt mein Auge hoffend himmelwärts.
O lebet wohl, ihr meine teuren Brüder,
Ihr Freunde all im lieben Heimatland!
Seh' ich euch nicht in diesem Leben wieder,
So knüpft uns doch ein unzertrennlich Band.
Zum letzten Male rinnt die Abschiedsträne
Aus meinem Aug auf dieses Land hinab,
Und bald vielleicht nimmt die verbannten Söhne
In seinen Schoss ein weit entlegnes Grab. —
So lebet wohl! — der Nachen fährt vom Strande, —
Mein letztes Lebewohl dem Vaterlande!

Most of the distinguished German-Americans who were driven to the hospitable shores of our country between 1830 and 1848 were too busily engaged eking out a mere existence, or, like Gustav Körner and Friedrich Münch, became so absorbed in the affairs of the adopted country that little time was left to ponder and grieve over the conditions which they had escaped.

The revolution of 1848—49 gave a new impetus to German-American poetry by causing the poets already residing in America to follow with the greatest of interest the political developments in the fatherland,[72] and by infusing

[72] Under the title "An Deutschland" one Wagner, a pre-forty-eighter, wrote the following inciting verses:

Jetzt oder nie!
Jetzt, Deutschland, zeige deine Reife,
Die vielgepries'ne, für die Freiheit!
So wie nach deines Gottes Dreiheit,
So auch nach deinen Kronen greife,
Mit Stolz und Hohn zermalme sie,
Und streb' zur felsenfesten Einheit,
Jetzt oder nie!

Jetzt oder nie!
Heraus das Schwert gerechter Rache!
Der Kriegstrompete weich' die Flöte,
Denn deiner Freiheit Morgenröte
Ist Fürstenblut. — Zum Kampf erwache,
Ja, deine kühnste Poesie
Sie kann zur höchsten Wahrheit reifen
Jetzt oder nie!

much fresh blood into the senile veins of German-America. There came to the United States between 1848 and 1852 inclusive over a quarter of a million German immigrants, and in 1854 alone another quarter of a million. While poor crops in southern Germany were a decisive factor in the immigration of 1852—54, which brought the rank and file of Germany's population, the political upheaval of the preceding years had driven to our shores the very best of German blood, refugees from political oppression and espionage, men who, if conditions in the fatherland had been more tolerable, would no doubt have occupied most prominent positions. What they could not accomplish there they attempted to bring about here. At first many considered their sojourn in the Union but temporary, hoping that another opportunity might enable them to stake their lives for the fatherland. At one time, moreover, the attempt was made by Gottfried Kinkel and many of the men who had fought at his side, to collect in America the sum of one million dollars for the purpose of instigating a second revolution. This attempt proved to be fruitless, partly because American institutions, first of all slavery, had begun to absorb the interests of a good many fugitives. The benefits America reaped from the many thousands of cultured immigrants must not be underestimated. Of this, however, the following chapter will treat.

Whatever pursuits of life attracted the fugitives of 1848 in our country, whether journalistic enterprizes, or the professional lines for which they were educated; whether the commercial or farming life, they kept awake their interests in the conditions of the fatherland. While some, though at first full of hope for a bright future for Germany, became dis-

---

Jetzt oder nie!
Kannst du von deiner Schmach gesunden,
So brich die Ketten, die dich drücken,
Lass dich des Siegers Palme schmücken
Und heile endlich deine Wunden!
Schon viel zu lange bluten sie.
Dein Tag des Heiles ist erschienen
Jetzt oder nie!

couraged, by far the greater number kept their hopes alive, and were finally rewarded when the different German states rose up as one to defeat the hereditary enemy of the nation. In all the poets of this period, however, we find a sincere love for the land of their birth, which we would hardly expect of political refugees and exiles, many of whom could say with E. Märklin "Vor mir läuft der Steckbrief und hinter mir der Gensdarm", a love which finds its best and sincerest expression in the final lines of Konrad Krez's "An mein Vaterland" (see above):

O würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu *einem* Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum grössten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, O Vaterland!

We cannot pay a greater tribute to the forty-eighters than by constant reference to their hope and confidence in a better future for the fatherland. Friedrich Grill's "Der deutsche Flüchtling" is only one of many poems which give expression to this great love.

An fremdem Meeresstrande
Ein deutscher Flüchtling sass;
Sein Aug, das heimgewandte,
War ihm von Tränen nass.
Wohl denkt er ans geliebte,
Sein fernes Vaterland,
Das ihn so schwer betrübte,
So treulos ihn verkannt.

Das Kind in seinen Armen,
Er schaut es an so bang,
Voll liebendem Erbarmen
Und ernstem Tatendrang;
Dann ruft er über die Fläche,
Dass rings das Meer erhallt:
„O, Zeit nah' bald und räche
Die Taten der Gewalt —

Die Schmach, die grenzenlose —
Der hersten Rechte Raub;
Dass Schurken hoch zu Rosse,
Nationen noch im Staub.
O, räch' es an Tyrannen,
Das finstre Elend all!
Lass Freiheitslicht umspannen,
Den ganzen Erdenball!"

Und seinen Sohn umschliessend,
Voll Hoffnung und voll Qual,
Sprach er: „Mein Knab, wann grüssend
Anbricht der erste Strahl,
(Wann ich vielleicht schon lange
Im kühlen Boden lieg' —)
Dann folg' dem stolzen Drange,
Kämpf' mit den heil'gen Krieg.

Kämpf' mit bis allerorten
Der Freiheit Recht gewährt;
Zerstreut die Söldnerhorden —
Und Bürgersinn geehrt.
Drauf komm zurück zur Stunde
Und wisper mir ins Grab,
Vom grossen Völkerbunde,
Dem ich gehuldigt hab'.

Sag mir, dass Hass und Feigheit,
Am längsten existiert;
Dass Bruderlieb und Gleichheit,
Die weite Welt regiert;
Dass nicht mehr Fürst und Grafen,
Und nicht mehr Knecht und Sklav —
Dann will ich ruhig schlafen,
Den tausendjähr'gen Schlaf!"

Even more hopeful are the final lines of Kaspar Butz's farewell to the land which he was forced to leave a political refugee:

— Wir sahen dich sinken, — der Freiheit Stern
Im Blute der besten Brüder,
Wir sahn deinen letzten Glanz von fern
— Doch einst, dann sehn wir dich wieder.

Dann steigst du empor aus der blutigen Gruft
Um die Nebel des Drucks zu verjagen,
Dann lenkst du gebietend in klarer Luft
Deinen glühenden Sonnenwagen.

Dann staunen die Völker, o! Vaterland —
— Und wir, wir werden nicht säumen.....
Leb' wohl! wenn wir auch bis dahin verbannt
Lebst du fort doch in unseren Träumen! —

At times, to be sure, the bitterness of expatriation rings through their lines:

Es sind begraben jene Tage
Mit ihrem grossen, stolzen Wahn!
Das Schiff, mit unserm Glück belastet,
Das unsre Fahne stolz einst trug,
Der erste Sturm hat es entmastet,
Der erste Fels brach seinen Bug!

Ein kurzer Schrei von tausend Stimmen,
Ein kurzer Kampf, — dann bittrer Hohn!
Und nun — auf allen Meeren schwimmen
Trümmer der Revolution!
Sie treiben durch die Ozeane
Und suchen still den sichren Strand,
Indessen sank wild im Orkane
Der Freiheit Fahn im Vaterland.

Butz.

As Sealsfield had ridiculed the speech-making and marking of time of the Frankfort Parliament, so did Karl Aulenbach, one of the pre-forty-eighters, in the following admonitory and prophetic lines:

Die Friedensmänner sitzen dort am Main,
Beratend sich im traulichen Verein;
Wohl hat die Männer edler Wunsch beseelt,
Doch scheint nicht passend mir die Zeit gewählt;
So lang im Nord ein Heldenvolk noch ringt,
So lang der Feind ihm Schmach und Ketten bringt,
So lang er noch auf Leidenswegen wallt,
So lang sein Notschrei wirkungslos verhallt,



So lange nicht ein Vaterland ersteht,
Das ungebeugt den Schritt des Siegers geht,
So lang man noch auf beiden Seiten hinkt,
Ans Kreuz heut schreit, die Palme morgen schwingt,
So lang vor Opfern man noch zagt und bangt,
Kehrt auch kein Friede, der in Ehren prangt;
Schafft erst *ein* Deutschland! Schafft es stark und gross!
Liebäugelt nicht mit Russe und Franzos!
Steht einmal fest, auf jene Kraft gebaut,
Die Gott mehr, wie des Auslands Schwüren traut!
Erkennt ihr Lenker, Völker insgesamt,
Dass Deutschlands Grösse deutschem Mut entstammt!

When in 1856 Friedrich Castelhun visited Germany, he gave vent to his feelings about the conditions which drove so many of his countrymen away to a foreign land.

Die Söhne Deutschlands ziehen fort
Um Arbeit und um Brot
Sie ziehen elend und bedrängt
Mit ihrer Hoffnung Rest,
Ins Zwischendeck hinabgezwängt,
Den Blick gewandt nach West!

And when he thinks how in America they are looked down upon with pity and are merely tolerated, partly because of the German immigrants' servile attitude and lack of national pride, he exclaims in anger:

Und drüben — ihr erfuhrt es nie,
Ich hab's gesehn, gehört —
Erregen Spott und Mitleid sie,
Mein Herz ward oft empört.

Empört! Es schlug des Hasses Glut
Empor in meiner Brust;
Ich dürstete nach Fürstenblut
In wilder Rachelust.

Ich sehnte mich nach Pulverdampf
Und scharfem Schwertgeklirr;
Ich sehnte mich nach Streit und Kampf
Und wildem Schlachtgewirr.

Ein freies, grosses Vaterland,
Das sollte auferstehn,
Das seinen Kindern reicht die Hand,
Wenn sie um Hilfe flehn.

Ein freies, grosses Vaterland,
Die Flagge stolz entrollt,
Der man am fernsten Meeresstrand
Gebührend Achtung zollt.

Ein freies, grosses Vaterland,
Das allwärts uns erlaubt,
Zu nehmen einen festen Stand,
Zu tragen stolz das Haupt.

Ich seh' im Geist der Freunde Schar
Entsetzt ob meiner Glut.
O, wer nicht in der Fremde war,
Weiss nicht, wie weh es tut!

Yet he consoles himself:

Die Fremde — doch was liegt daran,
Bin auf der Wiederkehr,
Bin ferne schon dem Ozean,
Bin auf dem *deutschen Meer!*

Ich sehe meine Heimat bald;
Mein Blut, deswegen nicht
Zu stürmisch durch das Herz gewallt,
Damit es heut' nicht bricht!

„Auf der Nordsee."

He has spent but a few weeks in Germany when he writes in a Casino:

Herbei mit Wein! Dass ich die Schmach nicht sehe,
Die mein geliebtes Deutschland niederdrückt,
Dass ich verzweifelnd nicht zu Grunde gehe,
Weil man sich immer noch vor Fürsten bückt.
Herbei mit Wein! Denn wenn ich trinke, trinke,
Dann wird nicht laut, was mir das Herz fast bricht,
Dann bleib' ich stumm, bis ich zu Boden sinke; —
Zu Boden? Nein, ich sank so tief noch nicht!



Zu Boden sinken will ich nur beim Sterben,
Drum weg die Lippe von des Bechers Rand!
Er soll mich nicht zu seinem Sklaven werben,
An mir Verräter und am Vaterland.
Genusssucht soll mich schmeichelnd nicht berücken,
Wie sie so manchen Bessren schon berückt;
Ich will ins Herz das Bild der Freiheit drücken,
Bis es dereinst die deutschen Tempel schmückt.

Under the title "Zum 18. Oktober 1863", when "his friends in the old fatherland" celebrated the fiftieth anniversary of the battle of Leipzig, Butz writes a poem which testifies only too clearly that our fugitives did not and could not forget Germany's disgrace, and that they were convinced that only a second *Völkerschlacht* would liberate the German people from its petty tyrannical rulers.

Es trennt uns längst von Euren Freuden
Der wogenreiche Ozean;
Doch Deutschlands tiefstes, schwerstes Leiden
Zog mit uns auf der Meeresbahn.
Uns kümmert's nicht, ob hoch die Pfropfen springen
Und trinkt ein Fürst selbst mit Euch auf dem Plan;
Nur eines noch — des ew'gen Wehes Klingen —
Das zieht uns an!

Es dringt noch laut zu uns herüber:
Das alte Weh, die alte Schmach;
Das schüttelt uns wie Zornesfieber
An Leipzigs grossem Ruhmestag.
Hinabgerollt liegt nun zu unsern Füssen
Ein halbes Säculum; grimm wie der Tod
Steigt aus der Jahre Särgen, uns zu grüssen
Die alte Not.

Glaubt nicht, dass je sie noch gemildert
Ein Fürstenlächeln sonnenhaft,
So lang noch vor der Hofburg schildert
Des Volkes beste Jugendkraft.
Nur wenn die Donner Leipzigs wieder schüttern
Die deutsche Erde bis zum tiefsten Kern;
Aus neuem Kampf nur steigt, dem wilden, bittern,
Der Freiheit Stern.

Das ist der Gruss, den wir Euch senden,
Ein flücht'ger nur, uns fehlt die Zeit;
Das Schwert gegürtet um die Lenden
Stehn wir im riesig blut'gen Streit.
Doch noch ward uns kein Jenatag beschieden,
Schon vor Probstheydas Höhen stürmen wir;
Bald weht es, Freiheit kündend und den Frieden,
Das Siegspanier!

Most of the political refugees, who, during the storm and stress period of the early fifties, had been radical republicans and cosmopolitans dreaming of a coming *Völkerfrühling* and *Völkerbund,* soon realized that what Germany needed most was not a revolution to dethrone her rulers, but rather a united empire, strong enough to face any enemy from without. To follow the gradual change of view in the minds of the forty-eighters, the advocates of democracy and haters of princes, presents one of the most interesting historical and psychological problems. This change of political attitude was in no small measure affected by the shortcomings of republicanism as witnessed in the Union after the Civil War.

As early as 1860, ten years before the great uprising, there appeared in the *Philadelphia Sonntags-Blatt* the following poem hailing the day when Germany is to be no longer a mere cultural nation but a political power as well.

AN DEUTSCHLAND.

Es braust in den Eichengipfeln
Ein vielgewalt'ger Zauberton,
Als spräche Gott aus hohen Wipfeln
Der Selbstsucht und der Herrschsucht Hohn;
Vom Donaustrom zum grünen Rheine,
Und von der Memel bis zur Schlei
Ertönt das hehre Wort, das eine:
Ein einig Deutschland, stark und frei!

Jüngst, als mit frischen Lorbeerranken
Wir eine Dichtergruft geschmückt
Da sanken in den Staub die Schranken,
Die uns geschieden und zerstückt;

Da bannte aus dem deutschen Volke
Die Macht des Geistes die Partei,
Da glänzte, trotz der Zeiten Wolke,
Ein Deutschland, einig — doch nicht frei.

O, Heimat, halt die gottentstammte
Empfindung fest in Glück und Not,
Die dich an jenem Tag durchflammte
Als schönrer Zukunft Morgenrot!
Der Liebe Rosen soll sie mächtig
Erwecken wie ein sonn'ger Mai,
Zur Blüte reifen, stolz und prächtig
Ein einig Deutschland, gross und frei.

After the successful campaigns of 1864 and 1866, when Bismarck began to weld the German states together, Theodor Kirchhoff sings:

Die alten Farben fielen —
Wohlan, so hängt sie auf
In des Kyffhäusers Grabe!
Doch von dem höchsten Knauf

Der deutschen Dome alle
Lasst wehn im Morgenrot
Germanias neue Farben,
Die Banner schwarz-weiss-rot!

Ihr habt ihn gut begonnen,
Des neuen Hauses Bau;
Er strebt auf festen Säulen
Hoch in des Aethers Blau.

Doch sagt, wie können zögernd
Vorm Tor die Brüder stehn,
Wenn Alle eingeladen,
Ins neue Haus zu gehn?

Wir, die im Fremdland wohnen,
Wir dünken kaum uns fern;
Von Deutschlands neuer Grösse,
Wie reden wir so gern!

Ob breite Meereswogen
Uns trennen, bleiben wir
Mit Herz und Hand doch Deutsche
Auf fremder Erde hier.

Wir können's kaum begreifen,
Dass dort im Vaterland
Ein winz'ges Flüsschen scheidet
Die Brüder, stammverwandt.

Wohlan, ihr kühnen Bayern,
So kernig, deutsch und gut;
Ihr Franken, warm im Herzen,
Mit biederm, starkem Mut:

Du Sängervolk der Schwaben,
Wo Schillers Wiege stand;
Ihr raschen Allemannen,
So treu mit Herz und Hand:

Sagt an, wer spricht die Losung,
Das echte deutsche Wort?
Wer reicht zuerst die Rechte
Den Brüdern dar im Nord?

Dann soll's ein Jubel werden,
Der durch die Erde hallt,
Und aufwärts zu den Sternen
Von Land zu Lande schallt.

While these verses have reference only to Germany's inner struggles for ascendency, E. A. Zündt, the champion of social democracy, wrote in 1869 what he calls a new variation to Becker's song, a poem so prophetic of coming events that it has been doubted whether he actually wrote these stanzas before the Franco-Prussian War. Zündt, however, informs us that proof can be found in the files of the *Westliche Post* of St. Louis.

DER FREIE, DEUTSCHE RHEIN.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den schönen, deutschen Rhein,
Ob sie auch ihre Kehlen
Sich heiser danach schrein.

Ihn wieder ganz besitzen,
Das wollen wir vielmehr.
Die beiden deutschen Ufer,
Die Schiffahrt frei ins Meer.

Wir lösen unser Strassburg
Und Colmar wieder ein,
Wir wollen Alles haben,
Was deutsch am deutschen Rhein.

Licht wird's in deutschen Landen,
Die neue Zeit bricht an,
Da über Nacht kein Franzmann
Uns frech bestehlen kann.

Wie blicken die Franzosen
So scheel her übern Rhein,
Weil wir ein Volk von Brüdern,
Ein Volk nur wollen sein.

Der alten deutschen Zwietracht
Erfreuten sie sich lang;
Ein einig, grosses Deutschland,
Wie macht das ihnen bang!

Die Schmach vergangner Zeiten
Wird jetzt gewaschen rein,
Wir wollen sie ertränken
Im edlen, deutschen Rhein.

Wir wollen ganz ihn haben
So weit der Schiffer zieht,
So weit an seinen Ufern
Erklingt ein deutsches Lied.

Und nach dem Kampf der Schlachten
Wird bald am deutschen Rhein
Auch für den Sieg der Freiheit
Der Tag gekommen sein.

In the spring of the same year Zündt sends a "Frühlingsgruss an den Michel", in which he admonishes Germany

to stop for a while furnishing the world with ideas, and look out for her own interests lest she never obtain political strength:

Wie lange, grosser Bursche, wirst
Du drein zu schlagen noch säumen,
Nachdem du endlich aufgewacht
Aus hundertjährigem Träumen?

So lang du schliefest, hat man dich
Aufs schmählichste bestohlen,
Und jedem war's erlaubt, ein Stück
Von deinem Reich zu holen.

* * * *

Du grosser Bengel bist du nicht
Der kräftigste von allen,
Und lässt dir doch so freche Art
Rings um dich her gefallen!

Lass fahren den in Rom! Wenn du
Dich einmal willst verhimmeln,
So lass auf eigne Rechnung doch
Dein Kirchenglöcklein bimmeln.

Deutsch sei dein Herz, dein Blick, dein Schwert,
Dein Herrgott und dein Himmel!
Deutsch sprich und denk! Sag's grad heraus,
Was du verlangst, du Lümmel!

Dein Recht ist gut — sie können dir's,
Trittst fest du auf, nicht wehren!
Von Welschtyrol bis Schleswig musst
Du rein die Tenne kehren!

Was nützt dir all die Philosophie,
Gelehrtes Bügeln und Schniegeln;
Schlägst du nicht drein, so giltst du nichts:
Die Logik liegt in dem Prügeln.

Nimm nur statt Kants Vernunftkritik
Die Büchse und die Knute
Und hau um dich nach links und rechts,
Dann wird dir frei zu Mute.

Hast du nach Noten geprügelt sie,
Kommt auch dein Geist zu Ehren;
Dann kannst du, wie es dir gebührt,
Die Völker *mores* lehren.

Frisch, Michel, auf, 's ist hohe Zeit,
Sonst geht dein Reich in Brüche;
Hast lang für den Weisheitstisch gekocht,
Jetzt besorg' die polit'sche Küche!

Mach reinen Tisch, feg' alles blank,
Franzosen und Mongolen,
Sonst könnt' im Reich der Mitte dich
Der Teufel des Nicht-Ich's holen.

When in the following year the war broke out and, contrary to his expectations, Napoleon, its instigator, found himself opposed not only by Prussia but by the whole of Germany, when with an unheard of enthusiasm the patriotic troops, in defense of the fatherland, rushed over the Rhine, then Zündt, as did most German-American poets, expressed his feelings in verses which well deserve preservation.

DEUTSCHLAND ERWACHT.

Blitze zucken, Funken sprühen,
Und es bebt die trunkne Luft;
Ein gewalt'ger Donner sprenget
Des Kyffhäusers dunkle Gruft.

Und der alte Barbarossa
Fährt vom langen Schlaf empor,
Blickt um sich, es strahlt die Sonne
Hell durchs offne Felsentor.

Millionen Stimmen rufen:
„Tritt hervor an's Licht, o Held!
Sieh dein Volk, es steht vereinigt
Stark wie keines in der Welt!

„Harr nicht länger jener Raben,
Die dir Botschaft sonst gebracht,
Denn es hat die Unglückskünder
Unser Adler stumm gemacht.

„Schwing dein Schwert! Schon weht die Fahne
Hoch empor! Wir harren dein!
Hör' sie jauchzen an der Donau,
An der Elbe, an dem Rhein!

„Schüttle deine goldnen Locken
Leer den Becher bis zum Grund!
Deutschland, Deutschland ist erstanden,
Eine Seel, *ein* Herzensbund.

„Und des Jubelrufs Entzücken
Kennet keine Grenzen mehr:
Vom Ohio, vom Missouri
Trägt's das Echo übers Meer.

„Führ' zum Sieg, zum Sieg die Scharen
Deiner Söhne, drück' aufs Haupt
Stolzer dir die Kaiserkrone
Von dem Lorbeer frisch umlaubt!

„Eine Krone sonder Gleichen,
Die kein Wetterstrahl zerbricht,
Wird sie durch des Volkes Liebe
Leuchten in der Freiheit Licht!"

Here also a part of Alfred Schücking's[73] "Frei bis ans Meer" may be quoted.

Deutscher Geist ist Geist der Erde,
Deutsches Wort sprach jedes Werde.
Hütet Euer Feur, ihr Götter,
Denn Prometheus fand den Retter!
Wie kommt herrlich er gegangen,
Den die Herzen längst verlangen,
Den die Lorley uns gesungen —
Er, der frei und unbezwungen,
Er, der unbefleckt empfangen,
Er, dem die Pokale klangen.
Ewig jung und ewig rein,
Einheit-Spiegel soll er sein!

Kühne Burgen, grüne Reben —
Dome, die zum Himmel streben —
Werke rings von hohem Leben
In ein Bild die Fluten weben.

[73] Born 1816; came to America 1838; died 1901.

Keine Grenzen, auf und nieder,
Kenne je der Rheinstrom wieder,
Und kein Fremdling hemm' ihn ein,
Deutsch soll sein der ganze Rhein!

To what enthusiasm the Germans in America were roused, how they felt themselves at one with their brethren in Germany and how the first victories and the final glorious peace echoed with pride in German-America, which now seemed to have awakened to self-consciousness, may be gleaned from some of the following poems:

HEIL DIR DEUTSCHLAND!

Vaterland! liebe, liebe Heimat,
Fern von dir und doch stets dein
Schlägt unser Herz!
Der Ozean rauscht zwischen dir und uns,
Aber Wonnemusik sind die Melodien,
Welche ferngetragen
Verklingen an unsern Gestaden.
Wir umfassen dich, Deutschland,
Wir halten an dir mit unsrer Seele,
So lang ein Pulsschlag
Uns denken lässt, dass du uns geboren!
Brüder, liebe, teure Brüder,
Eine Mutter hat uns genährt
An ihrer treuen Brust;
In der Jugend stiller Glückseligkeit
Pflückten wir dieselben Blumen mit euch;
Der ersten Liebe süsser Traum
Hat uns entzückt im deutschen Hain. —
O du Land des Herzens!
Dein edelstes Blut fliesst,
Aber nicht vergebens.
Zum Sieg, zum Sieg eilen die Scharen,
Die Männer, die Jünglinge:
Die Greise, die Mütter, die Bräute segnen sie.
Ihr Blut fliesst!
Doch nicht deine heilige Erde tränkt es,
Nicht deine Städte stehn in Flammen,
Deine stillen Dörfer entweiht nicht der Mord,
Deine üppigen Fluren zerstampft nicht
Der Feldschlacht Toben.

Nicht deine Jungfraun schändet der Feind,
Der freche Prahler,
Der wüste Lüstling,
Du treibst ihn vor dir her wie Spreu,
Die der Sturm verweht,
Denn gerecht ist deine Sache,
Heilig dein Werk, erhaben dein Ziel!
Ein Deutschland, *ein* Volk!

Das ist der Schlachtruf deiner Millionen.
Ja — gekommen ist der Tag!
Dein Tag!
Zum Himmel auf flammt der Brand
Deiner weihevollen Herzen!
Du kommst nicht als Zerstörer;
Segenbringend, wenn das Schwert ruht,
Wirst du dastehn in der Völker Mitte,
Der Genius der Gerechtigkeit,
Der Wahrheit, der brüderlichen Liebe!
Nicht erobern, nur versöhnen,
Nicht strafen, nur vergeben
Wollen Germanias siegreiche Söhne. —
O, lasst *uns*, die wir euch ferne stehn,
Uns, deren Blut die Wage nicht senkt,
Lasst uns teilnehmen an dem Ruhme,
An der Herrlichkeit eurer Taten!

Du deutsche Erde, nimm sie an,
Die Wünsche, die Tränen unsrer Liebe,
Getragen auf Schwingen des Blitzes,
Hallend wie der Donner ferner Wolken!
Nimm an, was im Sturme des Meeres
Hinüberrauscht aus des Lebens Quellen,
Aus der Herzen tiefstem Schachte!
Der Heimat Glück gibt Schwingen unserm Geist,
Und zum süssen Schmerz verklärt sich
Das Heimweh auf fremder Erde,
Gemildert in der Heimat Ehre!
O Deutschland, *einiges* Vaterland,
Grösstes, herrlichstes,
Heil dir! — Du sendest uns der Sonne Licht,
Dein sei der Tag einer neuen Welt!

E. A. Zündt.

GERMANIA.

Es braust der Wald im deutschen Land;
So hat er nie gebraust.
Es saust das Schwert in deutscher Hand;
So hat es nie gesaust.
Der deutschen Liebe Himmelsstrahl,
So hat er nie geflammt.
Des deutschen Zornes Donnerhall,
So hat er nie verdammt.

Friedrich Lexow.[74]

WIR SIND UND BLEIBEN DEINE TREUEN KINDER.

Wir aber denken unsrer deutschen Brüder,
Und sind im Geist der fernen Heimat nah,
Und legen unsre Opferspenden nieder
Und rufen laut: „Heil dir, Germania!"
Wir mieden dich, weil prunkenden Despoten
Wir uns nicht beugen wollten wie ein Knecht,
Weil wir, wie einst Britanniens Patrioten,
Mehr als die Scholle liebten unser Recht.
O! schilt uns nimmer „fahnenflücht'ge Sünder" —
Wir sind und bleiben deine treuen Kinder!

Julius Bruck.[75]

Suddenly everything was forgotten and forgiven, not a thought of persecution and exile, nothing but jubilation over Germany's greatness, as is shown in the following poem by Caspar Butz:

GRUSS DER DEUTSCHEN IN AMERIKA.

Wenn Wünsche Kugeln wären, wenn Blitz und Donnerschlag
Der längst Verbannten Zürnen, jetzt am Entscheidungstag,
Wie würd' der Donner rollen gewaltig übers Meer,
Für Deutschland eine Salve und für sein tapfres Heer!
Vergessen ist ja alles, vergessen jede Not,
Vergessen jedes Urteil, ob es auch sprach: der Tod!
Für dich, o Muttererde, du Land der Herrlichkeit,
Auch deine fernen Söhne, sie stehen mit im Streit!

* * * *

[74] Born 1827; came to America 1852; died 1872.
[75] Born 1833; came to America 1863 (?); returned to Germany 1889.



Doch du, der jetzt du lenkest des Vaterlands Geschick,
O! stehe fest! o! wanke jetzt keinen Augenblick;
O! sieh, wie Klios Auge so ernst jetzt blickt auf dich,
O! sei dem deutschen Volke kein zweiter Metternich!
Vermähle du, du kannst es, reich nur dem Volk die Hand,
Die Freiheit mit der Grösse im deutschen Vaterland!
Wir segnen den Befreier, wir fluchen dem Verrat!
Auf! und vollziehe endlich der Deutschen grösste Tat!

Haimbach, likewise a forty-eighter, sings:

O Vaterland! mit welcher Trauer
Hab oftmals deiner ich gedacht;
Doch heut erfrischen Wonneschauer
Die Seele mir — du bist erwacht!

Dank Gott! erwacht aus langem Schlummer,
Der dumpf, bedrückend auf dir lag;
Vorbei ist deiner Söhne Kummer
Ob deines Unglücks, deiner Schmach.

Frohlockend künden Siegestöne:
Erstanden ist das deutsche Reich
In hoheitsvoller Kraft und Schöne,
Im Schlachtenfeuer, phönixgleich!

Wie lauscht die Welt dem Hochgesange,
Der über Land und Meer erschallt!
Da bricht hervor mit mächt'gem Drange
Der alten Liebe Allgewalt.

Und dieser Liebe Zauberbande
Umstricken mich in Wohl und Weh —
Mein Herz gehört dem Vaterlande,
Auch wenn ich's niemals wiederseh'!

In a longer, humorous poem Edmund Märklin says:

Wer nennt der Wackern Taten all?
Wer nennet all die Namen
Der stolzen Festen, die zum Fall
Durch teutsche Waffen kamen?
Komm her und gib mir einen Kuss,
O Michel! Michelissimus,
Du bist ein Kerl zum Fressen!

Being afraid, however, like Butz, that the German people might again be deceived, he warns:

Mein liebstes Teutschland, pass mir auf,
Statt dich aufs Ohr zu legen!
Nimm mit der Einigkeit in Kauf
Die Freiheit allerwegen!
Die Augen auf! Nimm dich in Acht!
Ums Beste bist du sonst gebracht —
Denk nur an Anno fünfzehn!

„Mein liebes Teutschland."

What Germany's awakening has meant for the German-Americans, with what self-esteem and national consciousness it filled them, may finally be seen from excerpts of a poem by Nies, written in commemoration of the great historical event.

Drum nicht mehr wehrlos in die Welt hinaus
Lässt Deutschland heute seine Söhne wallen.
Es rüstet sie mit scharfen Waffen aus,
Die hellen Klangs im Völkerwettstreit hallen.
Wie sie geschmiedet, wie in Blut und Brand
Ein haderndes Jahrhundert hingeschwunden,
Bis endlich uns ein deutsches Reich erstand,
Mag unser wechselnd Spiel euch hier bekunden.

* * * *

Nicht flüchtend mehr, heut ziehn meerüber wir,
Das Heimrecht einer Weltmacht zu verschenken.

Dess' seid gedenk! — Wir legen's stolz und frei,
Brautgabengleich Kolumbia zu Füssen,
Auf dass bei ihr nun unsre Heimat sei,
Wo hell der Zukunft neue Sterne grüssen.
Und was uns Deutschlands Kampf und Kraft beschert
In tausendjähr'gem Ringen und Gestalten,
Wir wollen's zu Kolumbias Wehr und Wert
Auch unterm Sternenbanner heilig halten!

The hero of that most important epoch in German history, Germany's greatest statesman, is again and again immortalized



in German-American poetry. E. E. Lemcke's[76] "Bismarck" deserves to be quoted in full:

Es ist ein Grosses, einem grossen Lande
Entstammt zu sein, und seinen vollsten Wert
Erkennt am besten, wer dem Vaterlande
Zu ferner Lebensfahrt den Rücken kehrt;
Wer von erhöhter Warte heimwärts lugend
Mit weitem Umblick, frei, vorurteilslos,
Stolz sieht sein Volk in mannesstarker Jugend,
So zielbewusst und siegsgewaltig, gross.
Des Manns gedenk ich, der den Fels gleich Mosen
Mit deutscher Faust schlug, bis daraus der Quell
Der frischen Tat mit langverhaltnem Tosen
Hervorbrach, machtvoll sprudelnd, silberhell.
Erfrischend, heilend, wälzten sich die Wogen.
Das Langersehnte ward zur Tat. In Schwung
Kam der erlähmte Volksgeist, sattgesogen.
Da tranken an dem Brunnen wir uns jung
Der Weltgeschichte, die seit tausend Jahren
Vielleicht nicht ihre Wogen höher schlug,
Und welche Lust, mitlebend zu erfahren,
Was unsere Enkel lehren wird ein Buch!
Wir konnten ihn nicht ehren, der uns ehrt,
Die wir dem Bann entflohn des Vaterlandes.
Doch unser Erbteil bleibt uns unversehrt,
Solang wir, seines grossen Namens wert,
Vollbürger sind des neuen Staatsverbandes.
In Bismarcks Geist, auf beide Vaterländer,
Erhebt mit mir das vollgefüllte Glas;
Lasst widerhallen es der Erde Länder:
Auf Deutschlands Wohl! Zum Wohl Amerikas!

Even at the centenary of Bismarck's birth, in the midst of the Great War that was to annihilate his life work, there appeared many a poem singing his praise. Hermann Brandau's[77] verses may serve as an illustration:

Vor grauer Zeit erspross im Schoss von Wäldern
Germaniens lichtes, hünenhaft Geschlecht,
in Ehrfurcht vor den Göttern und den Eltern,
es galt ihm heilig Ehre — Treue — Recht.

76 Born 1844; came to America 1869.
77 No biographical data at my disposal.

Es wusste Bär und Auerochs zu packen,
Bebaute Felder, sang und braute Met,
und keinem beugte es den stolzen Nacken
als seinem Gott in Opfer und Gebet.

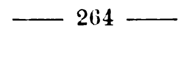
Ein trutzig Volk, so recht nach Wotans Sinne,
titanengleich mit kindlichem Gemüt;
aus Erdas und des Frühlingsgottes Minne,
des Baldur, war's von königlich Geblüt.
Einst schwur der Herrscher in der Götter Runde
bei Erd und Himmel dreifach einen Eid:
Dies Volk, von keinem noch besiegt zur Stunde,
sei unbesiegbar auch für alle Zeit.

Doch da rief Loki aus mit Hohn und Tücke,
der Gott des Todes und des Bruderstreits:
„Wohl lenkst Du, Wotan, künftige Geschicke,
doch machtest stark und kühn des Baldur Sippe
und wähnst sie reingezüchtet Asenblut;
doch ich auch küsste nächtens Erdas Lippe,
so ist auch Blut von mir in Deiner Brut.

Ein Tröpfchen Blut — gleich Fiebergift wird's nagen
an Deines Lieblingsvolkes Mark und Bein.
Germania ist gemeinsam nicht zu schlagen,
doch rennt's den Schädel sich selbander ein!"
Als Wotan da versank in stummes Trauern,
verkündeten die Normen unverweilt:
„Der Geist der Zwietracht wird nicht immer dauern,
es kommt der Held, der dies Gebrechen heilt."

So kamen die Jahrhunderte und gingen,
sahn Völker blühen, schwinden und erstehn,
sahn die Germanen Herrliches vollbringen
und sahen es in Trümmer wieder gehn.
Die Römer spürten der Teutonen Streiche,
doch Stammeszwist vereitelt' vollen Sieg.
Den stolzen Bau von Karls des Grossen Reiche
zerstückelte der Enkel Bruderkrieg.

Und dreissig Jahr' verheerte Brand und Morden
das hundertfach zerrissne deutsche Land,
auch konnt's nicht einen, noch nicht reif geworden,
des grossen Friedrich geniale Hand.



Vom grimmen Korsen in den Staub gerungen
schrie laut es auf — nach Einigkeit ein Schrei,
doch er verklang, als dieses Joch bezwungen,
in kunterbunt Kleinstaaterei.

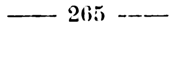
Da kam der Held von dem die Sage kündet,
so frühlingsstark, titanenhaft an Geist.
Er fand das Wort, das deutsche Art verbindet,
er wusst die Tat, die all das Stückwerk schweisst.
Aus Blut und Eisen wusste er zu kitten
Ein Bruderband, vor jedem Sturm gefeit,
und all die Feinde, die dagegen stritten,
zerschmetterten an deutscher Einigkeit.

Er war ein Mann, urdeutsch bis in die Knochen,
der's Vaterland all über alles stellt',
der von sich selbst, von deutscher Art gesprochen:
„Wir fürchten Gott, sonst nichts auf dieser Welt".
Sein hoher Geist hielt all die Kleinen nieder,
die Zagen riss empor sein Adlerflug,
und aus Parteien ward ein Volk der Brüder,
das waffenfroh die Schlacht von Sedan schlug.

So ward das Reich, das deutsche, herrlich-neue,
wie's Barbarossa schöner nicht ersann,
ein einig Volk, das Ehre, Recht und Treue
bewahrt und schützt als seinen Talisman.
Ein Reich und Volk, vor dem die Feinde zittern,
das in sich trägt der schönsten Zukunft Saat,
weil Zwist und Hader es nicht mehr zersplittern:
Und das war Bismarcks grosse Schöpfertat.

With the poem just quoted we have reached the time of the recent World War, the most tragic period in the history of the German element in this country. As the poetry which reflects this tragedy in all its soul-stirring depth requires a more detailed discussion than can be attempted here, only a poem by George von Skal which asks our Anglo-American fellow citizens whether the German-Americans deserved to be slandered and jeered as they were, may find a place here.

Als dieses Land noch dichter Urwald deckte,
an jedem Baum der Wilde drohend stand,
als sich nach ihm und seinen Schätzen streckte



des ersten Weissen kampfbereite Hand —
da trafen bald, in endlos langen Zügen
auch Deutschlands Söhne, Deutschlands Töchter ein.
Sie halfen Euch, die neue Welt besiegen,
sie kämpften schwer, um glücklich hier zu sein.
Sie teilten mit Euch Leiden und Gefahren.—
doch Ihr vergasst's — es war vor vielen Jahren.

Wo sich der Deutsche zeigte, blühten Gärten,
der Urwald fiel, es sprossten Wein und Korn;
die dunkle Krume der Prärie durchquerten
die deutschen Pflüge: Wie ein frischer Born
drang Lebenslust und Freude an dem Schönen
in dieses Land, in dieses Volk hinein.
Der Stolz des Siegers macht in Jubeltönen
sich Luft, des deutschen Liedes goldner Schein
hat schnell der Selbstqual Finsternis zerrissen —
vergasst Ihr das? Ihr solltet es noch wissen!

Ihr wusstet doch des Deutschen Fleiss zu nützen,
Ihr nahmt doch gerne, was sein Geist erschuf.
Wie oft musst er mit seiner Kraft Euch stützen,
und immer folgt er willig Eurem Ruf.
Blickt auf! Wohin sich Eure Augen wenden,
ist Zeugnis dessen, was *wir* hier vollbracht,
wie hier von deutschem Wissen, deutschen Händen
gemehrt des Landes Grösse, Glück und Macht.
Vielleicht seid Ihr zu stolz, das zu gestehen?
Ihr wisst es wohl, nur *wollt* Ihr es nicht sehen!

Ihr schätztet einst das Werk des deutschen Kriegers,
der Euer Heer erzog nach deutscher Art.
Ihr wisst auch, dass den Lorbeerkranz des Siegers
der Held errang, weil sich um ihn geschart,
was deutsches Blut in seinen Adern hatte.
Ha, die Geschichte dieses Volks, bedenkt,
zeigt Deutsche dichtgedrängt auf jedem Blatte!
Jed' Schlachtfeld ward mit deutschem Blut getränkt,
die damals für Euch kämpften, für Euch starben —
vergasst Ihr ganz, dass sie sich Dank erwarben?

Fast scheint es so; denn Eure Blicke wenden
sich jenen zu, die niemals Euch geschenkt,
was Euch der Deutsche gab mit vollen Händen —
die stets der grosse Eigennutz gelenkt.

Die schmeichelnd Euch umgirrten, wenn sie dachten,
dass hier ein Vorteil zu erlisten war,
doch hinterrücks bereit, mit argem Trachten
zu schäd'gen Euch, sobald Ihr in Gefahr.
Nur *ein* Volk lebt, das Wunden Euch geschlagen!
Vergasst Ihr das? Muss man es Euch erst sagen?

Ihr gabt uns nichts, als nur das Recht zum Leben,
wir gaben Wissen, Können, Fleiss und Kraft,
was wir erwarben, ist der Lohn, den Streben
nach höchsten Zielen jedem Menschen schafft.
Was wir vollbracht, das haben wir erzwungen,
mit unserm eignen Herzblut zahlten wir —
wir kämpften schwer, und wer sich durchgerungen,
der schuldet andern keinen Dank dafür.
Und hätten wir geahnt, was jetzt geschehen —
so manchen hätte nie die Neue Welt gesehen!

Ihr höhnt und schmäht uns, die wir eifrig bauten
an unsrer neuen Heimat Macht und Glück,
die wir mit Stolz zum Sternenbanner schauten
als hehrem Sinnbild — nur weil wir zurück
nach jenem Vaterland die Blicke lenken,
wofür das Herz in treuer Liebe schlägt,
weil wir begeistert und voll Stolz gedenken
des Volks, das Schwarz-Weiss-Rot zum Siege trägt!
So sei's! Einst mögen wir verzeihn — indessen
eins schwören wir: Wir werden nie vergessen!

(In Sanders, *Aus ruhmreicher Zeit*, New York, 1915.)

CHAPTER XI.

GERMAN CULTURE IN AMERICA.

When nearly fifteen hundred years ago the Angles and Saxons migrated to Britain, they brought with them their Germanic gods, their legends, their folklore, and their heroic lays, and one of the oldest poems in the English language, the famous "Far-Wanderer" (Widsith) leaves us in no doubt as to the fact that traveling singers for a long time kept alive the cultural bonds which tied the emigrants to their Teutonic homeland. In a similar way the rhapsodists of Homeric times had carried the message contained in the great national epics of the homeland to the distant Greek colonies, thus laying the foundation for the spread of Hellenic civilization over the Ancient World. That it is an analogous mission which the German-American rhapsodists of our day feel themselves called to perform is the symbolic meaning of the poem "Wandernder Rhapsode" by Julius Goebel.

Es ruht der Frühling jung und hold
Auf blauen Meereswogen,
Und schäumend, hell im Sonnengold,
Kommt fern ein Schiff gezogen.
Am Vordermaste sinnend steht
Ein Jüngling mit der Harfe,
Und durch die Saiten klingend weht
Der Morgenwind, der scharfe.

„Was raunest du mir schauernd zu,
Apoll, in diesen Tönen,
Umwebest mich mit süsser Ruh
Und übervollem Sehnen?
Poseidon trägt es stolz hinan,
Dies Herz voll goldnen Liedern,
Ich fühl's, Ihr leuchtet meiner Bahn,
O Götter, zu den Brüdern.

„Ach! aber bangt auch ihre Brust
Wohl nach dem Götterboten,
Und lauschen sie in süsser Lust
Noch altgeliebten Oden?
Und Ahnentaten, gross und wild,
Hört man sie rauschen, wehen?
Und, Götter, Euer heilig Bild
Umschwebt es noch die Höhen?

„Du gabst, Apoll, mir, Gottgefühl
Der Menschen Brust zu rühren
Und über Not und Kampfgewühl
Dein Bild heraufzuführen;
Du zeigtest mir das Herz der Welt
In wundergoldnen Träumen,
Hast glühend mir den Mut geschwellt,
Mit Taten nicht zu säumen.

„Mein Griechenvolk, der Erde Zier,
Ich atme deine Seele,
Ich teile Lieb und Groll mit dir,
Dein Lob und deine Fehle.
Und was der Gott im Innern schafft,
Dir sing ich's selig wieder
Ein Hauch von deiner Heldenkraft
Durchbrauset meine Lieder.

„Auf! eile, Schiff! Die Küste winkt
In ewig grüner Ferne!
Sieh! über blauen Höhen blinkt
Es ahnungsvoll wie Sterne!
Es öffnet sich der goldne Saal —
Die Götter steigen nieder —
Und am Gestade, ohne Zahl,
Stehn harrend meine Brüder!"

While there is thus a similarity between the German-American poets and the ancient bards, who preserved the memory of their cultural legacy among the colonists, the cultural and political environment in which the modern rhapsodists found their compatriots presented great differences. Chief among these was the fact that the German emigrants had settled not among a totally alien population but among fellow colonists of a nation closely related to them by race, religion, and even by language. Hence, when the German element, invited by the English government and encouraged by the naturalization act of Parliament, first arrived in America, it found English civilization already well established and fortified by political and legal institutions borrowed from the mother country. Moreover, the colonists representing English civilization were from the beginning numerically in the majority.

Few of the early colonists of either nationality may have been conscious of the fact that they were both descendants of the same Teutonic stock, whose civilization, originally homo-

geneous, had during the course of many centuries developed along different lines, without, however, losing all points of contact. Nationalistic prejudices and aspirations were on the whole foreign to the eighteenth century. What constituted the strongest tie between English and German settlers during colonial times was the similarity of their religious ideals, the common heritage of the Reformation. Nor was there on the part of the English colonial government any attempt to suppress the language and customs of the German settlers or to impose upon them the psychological impossibility of renouncing their cultural individuality, the growth of many centuries, in favor of English civilization. On the contrary, the most enlightened intellectual leaders of the colonial period, men such as Benjamin Franklin, Thomas Jefferson, and Dr. Rush gratefully recognized the value of the contribution of German culture to the civilization of the colonies which was in the making.

It is in the light of these historical remarks that we must view the exhortations by German-American poets to preserve the best of German cultured possessions for the benefit of the whole of American civilization. While fully aware of the excellent traits of Anglo-American character and life, which they appreciate and are eager to adopt, they are convinced at the same time that there are German qualities of soul and mind worthy of bequest to the American genius of the future. No better historical and philosophical justification of the admonitions to their countrymen could they have found than in Goethe's remarkable prediction, based upon a profound study of the ethnic problems in America. "European nations," he says, "transplanted to other continents, do not throw off their character, and for several centuries to come the English, the Frenchman, and the German will easily be recognizable in North America."

The influx of several hundred thousands of German colonists in the course of the seventeenth and eighteenth centuries was followed by the high-tide of German immigration

in the nineteenth century, which carried about five millions of new settlers to our shores. All of these settlers had been more or less deeply affected by the phenomenal development of German culture during the period of classical German literature, music, and philosophy, and many of the newcomers had participated in the struggle for political freedom in the fatherland. They were consequently all the more anxious to preserve the treasures of their national culture, and to add its imperishable values to the civilization of the land of their choice, where the influence of German thought, art, and science was more and more becoming a powerful factor in the development of the higher intellectual life of the nation.

As early as 1857, when the great body of forty-eighters had just begun to realize their intellectual and political strength, which under the leadership of such men as Francis Lieber, Carl Schurz, Friedrich Kapp, and Karl Heinzen made itself felt in the crisis of the Civil War, Philipp Haimbach addressed the following verses to the Germans in America, urging them on to revere and to preserve their spiritual treasures.

Mein Brudervolk! sei stark wie Deutschlands Eichen,
Wie Bergesluft, sei frei und rein dein Streben!
Lass nimmermehr den hohen Sinn entweichen,
Den deutschen Sinn für freies Geistesleben!

Beschirme deiner Künste edle Blüten,
Dass, wo du seist, sich ihre Pracht entfaltet!
Wofür die besten deiner Söhne glühten,
Ist wert, dass nie dein Herz dafür erkaltet.

Bleib treu dem Vaterland, wie deinen Sitten
Und allem Guten, Schönen, das dir eigen,
Das Luther, Hutten, Lessing dir erstritten
Und das dein Schiller dir und Goethe zeigen.

Als würd'ges Glied im grossen Volksverbande,
Darfst du mit Stolz dich zu den Besten zählen!
Dass deutsch du bist, ist wahrlich keine Schande
Und niemals brauchst du schnöd es zu verhehlen.



Die deutschen Säulen an dem Freiheitsdome,
Um die sich fest des Geistes Blüten ranken,
Sind stark genug, im wild'sten Zeitenstrome,
In Kampf und Sturmeswüten nicht zu wanken !

Dir ist ein grosses Anteilrecht beschieden:
Die Sklaverei, des Landes Schmach, zu stürzen —
O ruhe nicht, bis Freiheit, Recht und Frieden
In Kampf und Sturmeswüten nicht zu wanken!

Enumerating some gifts consciously bequeathed to the future American genius, such as music, the Christmas tree, a sense for the beautiful, *Freude,* joyousness and a desire for learning, referring further to the more tangible accomplishments of pioneer and farming life, Kara Giorg says the following in a long poem written for German day of October 1883:

Der Erde Salz sind die Germanen,
Die fortgelockt die Wanderlust,
Doch auch im Dienste fremder Fahnen
Schlägt deutsch ihr Herz in deutscher Brust;
Sie streuen in des Fremden Hütte
Die kräft'ge Würze ihrer Sitte,
Sich ihres hohen Ziels bewusst.

Sie brachten her den Schmelz der Töne,
Der Kinder Lust: den Weihnachtsbaum,
Den edlen Sinn für alles Schöne,
Der Freude unschuldvollen Traum.
Und wo sie ihre Aecker bauen,
Ein Garten ist das Land zu schauen,
Ein Eden in der Wildnis Raum.

Doch nicht allein die üpp'gen Saaten
Vertrauten sie der Scholle Haft,
Sie glänzten auch durch Geistestaten,
In jeder Kunst und Wissenschaft.
Und wie sie die Natur bezwungen,
Ist auch im Volkesrat erklungen,
Oft ihrer Rede Siegeskraft.

Sie pflanzen in der Jugend Busen
Der Weisheit köstlich Samenkorn,
Sie tranken fröhlich aus der Musen
Begeistrungsvollem Wunderborn.

E. A. Zündt seems to attach greater significance to their moral contributions to business and religious life: Pursuit of higher things than money,—honesty, frankness and firmness of conviction:

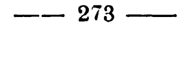
Ihr kämpft nicht um des Mammons eitle Schätze,
In wilder Hast nicht stürmt ihr nach dem Ziel;
Nicht listig hintergeht ihr die Gesetze
Gewissenlos in frevelhaftem Spiel.
Was weise Ueberlegung euch empfohlen,
Verteidigt ihr und stehet fest dabei;
Ihr spielt nicht mit den Worten — unverhohlen
Gebt ihr es kund, was eure Meinung sei.

Des Geistes Ritter, habt ihr das Visir
Stets offen; ferne seid ihr jedem Heucheln;
Was ihr erkanntet als des Rechts Gebühr,
Als Bettlerbrot verschmäht ihr's zu erschmeicheln. —
Der Künste Schmuck, der Wissenschaften Licht,
Der *Deutsche* hat sie übers Meer getragen;
Der Frömmelei Halbdunkel liebt er nicht,
Wo er sich wohl fühlt, muss es glänzend tagen.

Similar are the words of R. Puchner:

Wer hat, sagt an, ihr eiteln Toren,
Die deutsche Grösse euch gelehrt,
Die, wenn ihr oft euch selbst verloren,
Des Schicksals letztem Grimm gewehrt?
Wer hat so frei gedacht, gesungen,
Als wie der Deutsche singt und denkt,
Und euern Geist, oft halb bezwungen,
Auf bessre Bahnen stets gelenkt?

Wer senkte das Gefühl der Ehre,
Die ihr dem Namen nach nur kennt,
Hinab ins Herz, das liebeleere,
Wo nur die Lust des Mammons brennt?



Wer brachte von den ew'gen Höhen
Der Götter euch das Ideal?
Fühlt ihr nicht deutsche Lüfte wehen,
Ergeht ihr euch im Ahnensaal?

Auf jeder Scholle eures Rodens,
Wo ihr auch geht, liegt deutscher Schweiss,
Und jeder Fuss breit eures Bodens
Trägt Spuren von dem deutschen Fleiss,
Ein jeder Kampf trug deutsches Wagen,
Das nimmer rastet, nimmer ruht,
Bei jeder Schlacht, die ihr geschlagen,
Trank auch der Boden deutsches Blut;

Und wenn man einst von diesem Volke
Als „wirklich einem Volke" spricht,
So seht ihr, wie aus jeder Wolke
Die Sonne deutschen Geistes bricht:
In eurem Blut sind deutsche Säfte,
In eurem Geiste deutscher Mut,
In euren Muskeln deutsche Kräfte,
Und in der Seele deutsche Glut.

Several years after the rebuilding of the German Empire, when the Germans of this country were awakening to the full consciousness of their nationality, and of their mission as one of the principal constituents of the American people, at a time when economic conditions had conjured up a grave crisis, when, moreover, the country was going through that period of political corruption which culminated in the election of 1876, then Ernst Otto Hopp,[78] an enlightened journalist and thinker, portrayed the American people as a mobocracy held in slavish subjugation by unworthy demagogues, immersed in hypocracy, a people that could only be rejuvenated by the conscious striving of the German element. After describing the battle at Oriskany in one poem he wishes in a second that another, spiritual, battle might liberate the American people from foul politics and dishonesty in business, and break the crust of holiness which permits of no enthusiasm.

[78] Born 1841; came to America 1866; returned to Germany 1875.



Durch unsre Zeit ziehn andre Weisen,
Ihr Ritter jeder Tapfre heisst,
Der nicht allein mit Blut und Eisen,
Der siegend vorwärts dringt im Geist.
Wird bald ein Oriskany tagen,
Dass endlich bricht die Sklaverei?
In Fesseln liegt der Geist geschlagen —
Amerika ist nicht mehr frei.

Denn wenn in Vorurteiles Banden
Der Geist des Volks liegt eingesargt,
Wenn Mut und Wahrheit kam abhanden,
Die ihr im Heuchelschein verbargt,
Wenn Frömmigkeit sich dem Betrügen,
Dem feilen Schachergeist vereint,
O sprecht, wo dann aus euren Lügen
Der Glanz der Freiheitssonne scheint!

Ein übertünchtes Grab das Leben,
Ein Heuchelwahn, ein leerer Dunst,
Um Gold allein ein gierig Streben,
Und käuflich Lieb' und Ehr' und Kunst!
Wie welk die greisenhafte Jugend,
Die selbst im Hass nicht mehr erglüht,
Der, kaum ein Bild der Mannestugend,
Die Eitelkeit allein erblüht!

Ich seh' sie auf und nieder schwanken,
Halb gottesähnlich, halb ein Tier,
Ich seh' am frommen Wahn sie kranken,
Und ihre Lust wird wilde Gier!
Vom freien Menschentum verloren
In jähem Wechsel ging die Spur,
Dass frei der Wille uns geboren,
Euch leugnet's sklavisch die Natur!

In a third poem he calls the attention of his German compatriots to the rôle history has assigned to them in the process of purification.

Doch dir, o Deutscher, sei ein Mahner
Dies Lied, erwach' aus trägem Schlaf.
Die Faust, die einst den Indianer
Bei Oriskany siegend traf,

Die jüngst gezüchtigt den Rebellen
Und niederbrach die Sklaverei —
Du magst das Schwert zur Ruhe stellen,
Das Schwert nicht mehr, der *Geist* macht frei!

Das Schwert des Geistes musst du schärfen,
Das mutig Heuchelschein besiegt,
Von dir den gift'gen Mehltau werfen,
Gleichgültigkeit, der auf dir liegt!
Es gilt nicht mehr ein träumend Zagen,
Ein Mondscheinblumen-Schmerzgedicht,
Frisch auf zum Kampf, du musst ihn wagen,
Noch immer heisst's: Durch Nacht zum Licht!

Nicht mehr in süsser Wehmut Tränen
Hinüber schau' zum Meeresstrand!
Im Tatendrang vergiss dein Sehnen
Ums alte teure Vaterland!
Das Vaterland ging nicht verloren,
Es blüht in seiner Eichen Pracht,
Germania ward neu geboren,
Aufstand's in stolzer Siegesmacht.

Ob lang du bittern Hohn getragen,
Es dämmert eine bessre Zeit,
Es leuchtet auch in unsern Tagen
Des Ideales Göttlichkeit!
Der alten Heimat Spottgeschichte
Sei dir zu bessrem Los ein Sporn,
Zerschlag' der Heuchler Truggesichte,
Erwach' im heil'gen Geisteszorn!

Was auf der Erde je geschehen,
Für dich auch ward's, für dich geschah's:
Im Spiegel kannst dein Bild du sehen,
Auf, sei das Salz Amerikas!
Aus Kunst und Wissen wachsen Ringe,
Drin Nächstes sich dem Fernsten reiht:
Bis an das Ende aller Dinge
Der Menschheit sei des Deutschen Streit!

Hans Demuth's[79] "Die deutsche Seele", after describing the awakening of the German people on both sides of the

[79] Born 1868; came to America 1893.

Atlantic, speaks of the *deutsche Geist* as re-creating our existence by imbuing the puritanical souls with life and enthusiasm.

Wie vor der Sonne Nebeldampf
Ist deutsche Träumerei verflogen,
Der deutsche Mondschein hat beim Kampf
Um manche Früchte uns betrogen.

Doch haben in die Neue Welt
Die Edelreiser wir getragen,
Dass in der Wirklichkeiten Feld
Sie sollten neue Wurzeln schlagen.

Wir pflanzten zäh den deutschen Geist,
Dass er die toten Seelen wecke
Und, wie in Höhn der Adler kreist,
Zur Sonne auf die Schwingen recke.

Was einst die Jugendbrust durchglüht,
Entflammte deutscher Heimatserde,
Und was aus Schillers Geist gesprüht,
Sprach hier sein schöpferisches „Werde"!

Geläutert, frei von Schein und Zwang,
Hat deutscher Geist sich durchgerungen,
Und was aus deutscher Seele klang,
Hat längst die Neue Welt bezwungen.

From Nies' "Ballade der Deutsch-Amerikaner", written January, 1920, I take the following stanzas, which show how the lately deceased poet, one of the foremost of German-America, views the more material contributions of the German element to America's greatness as well as the spiritual gifts to the American genius.

So kamen sie über die Wasser weit
Nach der Neuen Welt gefahren,
Im deutschen Herzen der Sehnsucht Leid,
Doch der Hoffnung Kranz in den Haaren.

Wo den dichtesten Urwald der Boden trug,
Wo zur Steppe die Hügel sich bogen,
Da hat germanischer Siedlerpflug
Die ersten Furchen gezogen.

Aufblühten Herdsitz und Gartengeheg,
Hell klang der Sensen Pochen,
Wo immer der deutsche Bauer den Weg
Durch den Wall sich der Wildnis gebrochen.

Der Fleiss, der im Schweiss sich den Taglohn gewann
Hielt den Abend gesellig umwoben.
Bis des puritanischen Engsinns Bann
An germanischem Frohsinn zerstoben.

Was dem Völkerstrudel, dem bunten entragt:
Der keimenden Wissenschaft Pflege,
Die Kunst, die zielsuchend durchs Land sich gewagt,
Sie trugen deutsches Gepräge!

Und wenn der Sieg den Sorger mied,
Wenn im Wind sein Wähnen zerronnen,
Dann half der alten Heimat Lied
Die neue Heimat durchsonnen.

So ist in Arbeit und Sinnen und Sang
Das Leben dahingezogen;
So ist des Germanen Wanderdrang
In der Neuen Welt verflogen.

The chief legacy of the German spirit to American culture is, according to Nies, that German joyousness and love of liberty which is to lift the ban of puritanical narrowness and canting hypocrisy.

When during the forties and fifties of the last century a nativistic movement swept over our country, especially when this outburst of jingo patriotism threatened to intrude into party politics, the German-Americans were forced to make every effort to defeat the venomous influence of the nativists. He who is familiar with the un-American views and principles of Knownothingism will appreciate the satirical verses of Eduard Warrens, published in the *Anzeiger des Westens,* Sept. 21, 1839:



Durch das grosse Weltmeer ziehet
Deutschlands freies Volk, entfliehet
Heim'schen Fesseln eigner Schmach.
Glaubt ihr, dass uns fremde Bande,
Sklavendruck im fremden Lande
Besser dünkt, als eignes Joch?
Geht zu euren schwarzen Knechten,
Spielt mit ihren Menschenrechten,
Huldigt eurem Eigennutz:
Deutschlands Volk ist aufgestanden! —
Die sich eignem Druck entwanden,
Bieten euren Fesseln Trutz!

Für das Land, das wir besitzen,
Welches wir uns selbst beschützen,
Haben wir euch Geld bezahlt.
Glaubt ihr, dass wie Bettelleute,
Der durch Gott und sich Befreite,
Eure Bettelgaben will?
Gleiche Lasten, gleiche Rechte,
Alle Freie, keine Knechte,
Ist des Deutschen Losungswort.
Sind wir auch nicht hier geboren,
Haben doch dies Land erkoren
Wir als Freiheits-Zufluchtsort.

Unser Gott, den wir verehren,
Dessen Werke uns belehren,
Dass sein Walten Liebe ist:
Sollen wir den Glauben lassen,
Uns in tausend Sekten hassen,
Das jetzt *eine Lieb'* umweht?
Geht mit eurer alten Leier
Von der heil'gen Sonntagsfeier
Nach den Schwarzen Pfaffen hin,
Deren Worte euch belügen,
Deren Taten euch betrügen:
Unser ist ein bessrer Sinn!

Unsre Sprache die wir sprechen,
Deren edle Töne brechen
In der Menschen Seele ein;
Die aus einem schönen Gusse
Euch aus ihrem Ueberflusse
Eure Brockensprache gab;
Sollen wir die deutsche Zunge,
Die in ihrem Götterschwunge
Goethe sprach und Schiller schrieb
Solln wir lassen sie uns stehlen,
Um das Kauderwelsch zu wählen
Welches euch zum Sprechen blieb?

Gerne lassen wir euch prahlen,
Gerne mögt ihr euren schalen
Hochmut in die Winde schrein!
Nur verletzt nicht unsre Rechte,
Tut ihr's, jeder Freie fechte
Für sein Haus und seinen Herd.

Carl Marxhausen included in his anthology (1856) a poem by G. Kehr,[80] entitled "Know-Nothings-Früchte" which gives us an idea of the discord brought about by the nativistic movement.

Nirgends Ruhe, nirgends Frieden,
Ueberall ein wilder Krieg!
In Parteien streng geschieden,
Feiert Rachsucht ihren Sieg.

[80] Biographical data not available.

Der Verfolgungsgeist zeigt höhnend
Seinen Basiliskenblick,
Frecher Leidenschaft nur fröhnend,
Mordet er des Bruders Glück.

Was die Freundschaft eng vereinte,
Trennt der Leidenschaften Wut,
Wo die Liebe Tränen weinte,
Wälzt der Hass sich nun in Blut.
Lachend ob des Bruders Schmerzen,
Hebt sich des Verfolgers Brust,
Und im rasch-entflammten Herzen
Birgt er wilde Höllenlust.

Lauernd auf des Freundes Worte,
Forschend nach des Nachbars Tun,
Dass es seine Ruhe morde —
Lässt der Hass ihn nimmer ruhn.
Aufgelöset alle Bande,
Brauset hin die wilde Schar
Und streut Zwietracht in dem Lande,
Das der Sitz des Glückes war.

Steig' hernieder, goldner Friede,
Und zerbrich des Würgers Schwert,
Dass in hohem Jubelliede
Sich verherrliche dein Wert.
Bring dem Lande wieder Segen,
Das des Bürgers Blut gedüngt,
Dass sich im geschäft'gen Regen
Die zertretne Flur verjüngt.

As late as 1894 Herman Goldberg (1854—) challenges those who want to deprive the immigrant of his rights:

Ihr wollt den Kampf? Wohlan, wenn's euch gelüstet!
Die Schwerter 'raus! Hier gilt's ein frisches Wagen;
Fürs Herrlichste, was wir im Busen tragen,
Sind wir zum Geisteskampfe stets gerüstet.

Wer seid ihr denn, dass ihr euch damit brüstet,
Als „Echte" weithin über uns zu ragen,
Und deutsches Wissen wollt in Fesseln schlagen,
Vor dem ihr euch zur Erde beugen müsstet?!

Ab das Visir, und Aug' in Aug' ihr Memmen,
So fordern wir euch mutig in die Schranken!
Versucht's, der Flut entgegen euch zu stemmen.
Fest stehn die Reihn, wir werden nimmer wanken;
Den Fortschrittsgeist, ihr werdet ihn nicht hemmen,
Frei sei das deutsche Wort, frei die Gedanken!

Turner Kalender, 1894.

What Nativism and Knownothingism had been to the German-Americans in the forties and fifties, the agitation for a puritanic Sabbath, the temperance movement and prohibition were in the succeeding years. To combat these repulsive features of Anglican culture became a definite endeavor in which social organizations, the press and German-American poets engaged with the aim of ultimately liberating American life from what they considered tyrannical forms of social subjugation. Thus a contest ensued, the end of which is not yet in sight, a serious grapple between puritanic nativistic Anglo-Americanism and liberal Germanism.

How dangerous the Germans considered the enemies of their principles and customs, and how firm they were in their conviction that victory in the other field meant loss of all social liberty, may be gathered from numerous poems.

In his "Zum 4. Juli" Friedrich Michel wishes for another Fourth of July, when the spiritual weapons of German-America should liberate our country from the yoke of puritan Phariseeism.

Wo still das Meer des Goldlands Ufer küsst,
Im Nord, im Süd, am blauen Hudsonstrande,
Auf Floridas schneeweissem Küstensande,
Wird jubelnd unser Freiheitstag gegrüsst.

O Freiheitskampf, noch bist du nicht vorbei!
Wenn Englands Ketten uns auch nicht mehr drücken,
Vor seinen Königen wir uns nicht bücken,
Blüht doch uns nicht der wahren Freiheit Mai.



Noch ist begründet nicht des Volkes Glück
Die Heuchelei vertritt den Weg dem Rechte,
Und unaufhaltsam dringen finstre Mächte
Des Zeitgeists Ansturm frech und kühn zurück.

Da wird der Kampf uns doppelt heil'ge Pflicht.
Der Welt Gestaltung heisst es besser schaffen:
Mit Blei und Schwertern nicht, des Geistes Waffen
Allein nur ebnen uns den Weg zum Licht,

Wenn ringsum tiefdunkle Schatten nahn,
Wenn Stürme wild um unsre Häupter wüten,
Und wenn Vernichtung unsre Feinde brüten,
Wenn uns bedrohn will finstrer Glaubenswahn.

Und dräut der Wahrheit der Vernichtungtod,
Dann schwenken wir der Freiheit Glorienfahne,
Dass sie den Weg aus Nacht zum Licht uns bahne
Aus finstrer Nacht ins goldne Morgenrot.

Haimbach asks himself whether he has really found the ideal that lured him to our country. His answer is a most emphatic No! For he thinks of the Puritan Sabbath and all its holiness.

1.

Ein Wanderer seit manchem Prüfungsjahre,
Und fern vom Vaterlande, mir so teuer,
Entbrennt aufs neu die Frag mit Jugendfeuer;
Ob hier mein Ideal sich offenbare?

Ob ich der Freiheit hehres Bild gewahre?
Da denk ich an des Sonntags frohe Feier;
Doch statt den Klängen auf Lätitias Leier,
Hör ich den Ruf des Tartüffs im Talare:

„Du bist nicht frei am siebten Schöpfungstage,
Da musst du dein Gesicht in Runzeln legen,
Kein Wunsch und kein Gedanke darf sich regen!" —

O ödes Land! wo nach der Wochenplage
Erstirbt der Freude Laut: der Freiheit Segen —
Damit dich Pfaffentrug in Ketten schlage?!

II.

Ich flehe, dass der Himmel dich bewahre
Vor diesem schlangenzüngigen Ungeheuer,
Aus dessen Munde, statt der Liebe Feuer,
Verdammung lodert auf das Schöne, Wahre.

Zwar, ob es noch so dräuend sich gebahre,
Es hilft euch nichts, ihr Eiferer und Schreier!
Die Menschheit schreitet vorwärts, höher, freier,
Dass sie dereinst um Gott allein sich schare.

Die Freiheit liegt ja nicht im Reich der Sage,
Gewaltig ist ihr schöpferisches Regen,
Und ewig geht dem Lichte sie entgegen.

Und sicher, trotz der Heuchlerrotte Klage,
Trotz aller Finsterlinge Tun und Hegen,
Wird weichen einst auch hier die Nacht dem Tage.

In an aphorism entitled "Enthaltsamkeit" F. H. Lohmann[81] shows what Anglo-Saxon abstinence really is:

Wie, du verschmähest des Dionysos herrliches Gold,
Tor, dich erfreut nicht Osiris hellschäumender Trank! —
Stille! Dieses gebeut mir die Klugheit, so heischt es die Mode;
Heimlich im Kämmerchen, Freund, trink' ich des Schnapses genug.

"Die Mucker", by Friedrich Grill, characterizes the well known type of reformer and uplifter in this manner:

Da hängen sie, ernsthaft, die Köpfe zusammen,
Verdächtigen diese und lästern jene
Und wollen am Ende das Beste verdammen,
Das Gute, das Reine und Schöne.

Da fahre doch Donner und Blitz gleich dazwischen
Und hole der Teufel die faden Gesellen,
Dass sie uns nicht fürder mit boshaftem Zischen,
Die einfachsten Freuden vergällen.

[81] Born 1848; came to America 1857; died 1921.

This ethereal being, *Freude,* which has no full equivalent in English, is thus described by Niclas Müller:

Die Freude ist gewebt aus leichten Stoffen:
Champagnerschaum schmilzt nicht so schnell im Glase
Als sie entschwebt, die bunte Seifenblase,
Gefüllt mit himmelsätherleichtem Gase.

Du kannst die Fliehende nicht zu halten hoffen;
Und willst du haschen sie mit plumpen Händen,
Wird plötzlich platzend sie ihr Dasein enden,
Und sich zum Himmel, wo sie herstammt, wenden.

Freude, that "devine spark, daughter of Elysium" which is glorified at the zenith of Beethoven's masterwork is another cultural possession of the German people, which they wish to transfuse into our prosaic American life, or rather, bequeath to the future American genius, for it must be admitted that such a gift, a product of indigenous growth cannot be acquired through mere association.

Another trait of the German character for which we have no equivalent word in English is *Gemütlichkeit.* This heritage of the German national soul, however, is more likely to effect the American character through contact. Most of the German-American drinking songs—and there is a goodly number of them--as well as poems on friendship, praise *Gemütlichkeit* as characteristic of German social and family life. I shall quote only Bernhard Hartmann's "Des Deutschen Erbe":

Kennst du die Zauberblume,
Die duftend uns erblüht,
Wenn jubelnd laut erklinget
Der Freundschaft holdes Lied?

Wenn wir beim Saft der Rebe
Zur guten Stund uns freu'n,
Dann zieht mit hellem Scheine
Die Zaub'rin bei uns ein.

Sie ist ein köstlich Erbe,
Das Gott den Deutschen gab,
Und bleibet stets sein eigen,
Sein treuer Wanderstab.

Ja, wo der Deutsche weilet
Auf dieser weiten Welt,
Da hat sich ihm sein Erbe,
Beneidet, zugesellt.

O Frühlingsduft des Lebens,
Du bleibst dir immer gleich.
Und führst uns schon auf Erden
Zu Gottes Himmelreich.

Ihr kennt die holde Blume,
Die Würze trauter Zeit!
Stosst an — niemals entweiche
Uns die Gemütlichkeit.

The most precious treasure of the German soul, in a way the sum total of its expressions, is *Gemüt.*

Was ist Gemüt? Ja, was ist Sonnenschein?
Was ist die „Blume" an dem deutschen Wein?
Wer will es sagen? Doch der Sonnenstrahl
Erweckt und ruft die Blüten allzumal,
Und „Rheinweinblume" lässt die Seele lachen,
Und trübe Herzen weiss sie hell zu machen!

Emil Rittershaus.

While *das deutsche Gemüt* is a favorite theme with German-American poets, only a few speak of the influence it has exerted or is to exert upon American life. Aware of a predominance in the Anglo-American of reason over heart and feelings, Zündt wishes that the two be harmonized and balanced by the German *Gemüt.*

Was hier das Leben schmückt, den Geist erhebet,
Der holden Musen wonnereiche Gaben:
Deutsches *Gemüt* und deutsche Herzen haben
Dem Land beschert was Sinniges hier lebet.
Wo zauberisch ihr Walten uns umschwebet,
Des *deutschen Liedes* traute Weisen laben,
Da fliehen des Nichtswissers finstre Raben,
Weil Harmonie das Band der Liebe webet.
Des Deutschtums *Bestes* diesem Land zu geben,
Lasst mühen uns, dass alle Welt erfahre,
Wie wir als Deutsche doch fürs *Ganze* leben.
Dass *Einigkeit* stets unsre Rechte wahre,
Sei unser Stolz; dann stempelt unser Streben
Zum deutschen Tag jedweden Tag im Jahre. —

This expression of the German soul, almost undefinable in words, especially in English words, betrays its depth in the very language of the German people.



Lern der Sprache lauschen,
Du hörst darin die Buchenwälder rauschen,
Die Linde, die vor deiner Tür geblüht —
Mit deutschen Lauten redet das Gemüt!
Emil Rittershaus.

Almost all German-American lyricists wrote one or more poems in which they sang of the German language, of its wealth and depth and music, of the language of a Luther, Klopstock, Schiller and Goethe. As illustration Lohmann's "Die deutsche Sprache" may serve:

O deutsche Sprache, heilig schöne,
Wie gerne lausch' ich deinem Wort!
In wundersamen Weisen töne
In aller Herzen ewig fort!

Was je ein Mensch noch hat ersonnen
In seiner Leiden tiefster Nacht,
Was je in seinen höchsten Wonnen
Ein Mensch hat seinem Gott gebracht:

Du sprichst es aus. Du leihst dem Worte,
Was in dem Herzen tost und sprüht,
Wenn stürmisch an der Seele Pforte
Die Trauer weint, die Freude glüht.

O Sprache voller Ernst und Milde,
So reich an Schätzen wunderbar,
O bringe deine Klanggebilde
Auch fernen, fremden Völkern dar.

Dass sie an deinem Born sich laben,
Der jugendstark in Fülle fliesst,
Und ihnen durch der Schätze Gaben
Nun eine neue Welt erschliesst.

O deutsche Sprache, wunderhehre,
An Schönheit und Gedanken reich,
Du, deines Volkes beste Wehre, —
Welch andre Sprache ist dir gleich!

A question of the utmost importance to every educated German was, therefore, the perpetuation of his mother



tongue. Through this medium he could leave to his children a most enviable heritage. Castelhun expresses this in his dedication "An meine Kinder", verses which have become household property of every educated German-American family:

Pflegt die deutsche Sprache,
Hegt das deutsche Wort;
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort,
Der so viel des Grossen
Schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen
Ihr ins Herz gesenkt.

Was ein Lessing lehrte,
Was ein Goethe sang,
Ewig wird's behalten
Seinen guten Klang.
Und gedenk' ich Schillers,
Wird das Herz mir warm:
Schiller zu ersetzen,
Ist die Welt zu arm!

Teuer, meine Kinder,
Sei uns dieses Land;
Doch an Deutschland knüpfet
Uns der Sprache Band.

Wahrt der Heimat Erbe,
Wahrt es Euch zum Heil;
Noch den Enkelkindern
Werd' es ganz zu Teil!

Wenn dereinst entfallen
Mir der Wanderstab;
Wenn ich längst schon ruhe
In dem kühlen Grab:
Was die Gunst der Muse
Freundlich mir beschied,
Ehrt es, meine Kinder,
Ehrt das deutsche Lied!

Pflegt die deutsche Sprache,
Hegt das deutsche Wort;
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort,
Der so viel des Grossen
Schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen
Ihr ins Herz gesenkt.

The most highly prized treasure of the German people is the German song. These songs even more than the German language are an expression of the soul life of the *Volk der Dichter und Denker*. Whatever sorrow we mortals may suffer, whatever joy we experience, all the ups and downs of life, individual as well as national, find their sincerest expression in the *Lied*. It is a cultural heritage which the German immigrant takes wherever he goes, and by cultivating the song in the colony, or in the new land, he proves that a love of song and the joy of singing are deep in his blood. Thus the song is the tie that binds together the Germans of all countries, not only in the first and second, but also in further generations,

and in some cases (Southern Russia) over a period of at least a century and a half. Even where the song itself is not handed down past the grandchildren—this is the case where no actual colonization occurred, i. e., where the German element was dispersed over large areas,—there at least the love of song and music was bequeathed to future generations. Wherever the German sings his song, where he hears others sing the songs he knows, there he feels at home. During hours of solitude, when his thoughts wandered to the land of his birth, then he was cheered by song.

In "Das deutsche Lied" Konrad Nies likens it to a sacred talisman:

Als wir entflohn aus Deutschlands Gauen,
Durchglüht von jungem Wanderdrang,
Um fremder Länder Pracht zu schauen,
Zu lauschen fremder Sprache Klang,
Da gab zum Segen in die Ferne,
Die Heimat uns ihr deutsches Lied,
Das nun, gleich einem guten Sterne,
Mit uns die weite Welt durchzieht.

Wohin auch unsre Wege führen,
Zum Steppensaum, zum Meeresport!
Wo immer wir ein Heim uns küren,
Im tiefen Süd, in hohen Nord:
Der deutschen Heimat Segensgabe
Von unsrer Schwelle nimmer flieht,
Und als des Herzens schönste Habe
Bleibt heilig uns das deutsche Lied.

Es klingt um hohe Urwaldtannen,
Am blauen Golf, am gelben Strom;
Fern in den Hütten der Savannen
Und ferner, unterm Palmendom.
Es braust aus frohem Zecherkreise,
Es jauchzt und schluchzt mit Mann und Maid
Und klagt in heimattreuer Weise
Von deutscher Lust und deutschem Leid.

Und wo es klingt, da bricht ein Blühen
Und Leuchten auf in weiter Rund!
Wie Veilchenduft und Rosenglühen
Geht's durch des Herzens tiefsten Grund.
Was längst zerronnen und zerstoben,
Was mit der Kindheit von uns schied:
Es wird in Träumen nun gewoben,
Wenn uns umrauscht das deutsche Lied.

Wir schaun der Heimat grüne Tale,
Der Schwalbe Nest am Vaterhaus;
Wir ziehn im Ostermorgenstrahle
Durchs alte Tor zur Stadt hinaus;
Wir hören ferner Glocken Klingen
Und deutscher Eichenwälder Wehn;
Wir fühlen junges Frühlingsringen
Und erster Liebe Auferstehn!

Und ob auch Früchte viel und Blüten
Die Hand auf fremder Erde zieht,
Wir wollen hegen doch und hüten
Den Frühlingsspross, das deutsche Lied,
Das uns zum Segen in die Ferne
Die Muttererde einst beschied,
Und das, gleich einem guten Sterne,
Mit uns die weite Welt durchzieht.

Arthur Schönstadt[82] speaks of the spell of song:

Stark gleich Deutschlands grossen Söhnen,
Zart wie deutscher Fraun Gemüt,
Unser Hoffen, unser Sehnen,
Es erklingt in deinen Tönen,
Du mein trautes, deutsches Lied.

Wem der deutschen Eichen Rauschen
Jemals traute Träume spann,
Nie wird müd er dir zu lauschen —
Wie die Muschel Meeresrauschen
Hält ihn fest dein starker Bann.

[82] Born 1865; came to America 1891; died 1923.



Uebers Weltmeer, lenzverkündend,
Folgtest du der Sonne Gang.
Wie die Flamme lodernd, zündend
Springt im Urwald, stammverbindend,
Zündete dein Zaubersang.

Von des Nordens Eisaltären
Bis zur Südsee Blumenstrand,
Von den ew'gen Cordilleren
Bis zu Deutschlands fernen Meeren
Knüpfest du der Einheit Band.

But Nies' "Heimat im Lied" must speak for itself:

Hoch in den Lüften ein Werben,
Tief ein Locken im Tal,
Berstende Knospen des Frühlings,
siegender Sonne Strahl;
Mahnend dazwischen ein Klingen,
mächtig und wunderhold,
Wie von Schwertern aus Eisen,
Wie von Harfen aus Gold. — —
Ueber die rauschenden Wogen
bräutlich zog es einher,
Weit durch die lauschenden Lande
kam es weltein übers Meer.....

Kam von den Tannen des Schwarzwalds,
kam von den Reben am Rhein,
Kam aus den nordischen Märschen,
aus Heide und Buchenhain;
Kam aus dem Hochland des Südens,
wo grün die Triften stehn,
Von ragenden Felsenburgen,
von blauenden Bergwaldseen.
Leis wob die Maid es am Rocken,
laut bot's der Zecher im Chor,
Es scholl aus dem Rufe der Glocken,
es quoll aus dem Brunnen am Tor;
Den Sennen hat es der Hochwald,
dem Jäger der Sturzbach gelehrt,
Und ihrem Kinde ersann es die Mutter
am deutschen Herd,

Den Schmied am Ambos bezwang es
und den Soldaten im Feld,
Und wandernd und werbend durchdrang es
die weite, weite Welt.....

Kannst du es fühlen und fassen,
leuchtend und lockend und lieb,
Ueber dem Staube der Gassen,
über der Grossstadt Getrieb?
Ahnst du, wie Markt und Maschine
Herzschlag und Heimat gebricht,
Reisst aus dem Rauch dich der Essen
sonnige Sehnsucht ans Licht?
Spürst du die Stimmen des Blutes,
denkst du der Jugend, die schied?
Fühlst du die Wunder der Heimat,
hörst du das deutsche Lied?

Durch Steppe und Wüste und Wirrnis,
durch pfadloser Felsen Tor,
Weit durch die Wildnis des Westens
siegreich drang es vor.
Es füllt nicht Schuppen und Scheune,
es mehrt nicht Geld und Gut,
Es hebt nur heimliche Schätze
in des Lebens brausender Flut....
Die Axt bahnt Raum und Pfade,
das Schwert schafft Macht im Kampf,
Es bricht der Pflug die Erde,
und Brücken schlägt der Dampf;
Doch über Walze und Säge,
doch über Unrast und Zwang,
Weist zu den Sternen die Wege
beschwingender Liederklang.
Es trägt durchs Weltgedränge
empor uns staubbefreit,
Aus hemmender Lebensenge
zur Heimat lichtgeweiht.
Und wem das Herz, das volle,
das Lied nie flammend durchloht,
Den würgt im Joch der Scholle
der Erde lastende Not.

Drum tragt durchs Weltgelände
all über die Erde fort
Der Sangeslust heilfrohe Spende,
den deutschen Liederhort.
Wie heiss der Kampf auch wütet,
vom Hass der Welt genährt,
Das deutsche Lied, es hütet
erhabenen Heimatswert.
Und liegt in Schutt und Scherben
der Weltverbrüderungsmut,
Wir bleiben seine Erben,
Bleibt uns des Liedes Gut.
Und ob auch viel Herzen erfrieren,
daraus die Liebe schied,
In Welt und Hass sich verlieren
kann nimmer, wer Heimat im Lied....

Every *Sängerfest*, at least every annual festivity of the *Nord-Amerikanische Sängerbund*, brought forth an abundance of lyrics, all of more or less the same tone. Kara Giorg stresses in one of these the influence the German song has exerted upon American life. He addresses the *Sänger* in these words:

Ihr seid für die Kultur ja Streiter,
Die unvermerklich froh und heiter,
Erobern uns des Yankees Herz.
Vor Eures Liedes Wundertönen,
Geweihet nur dem Edlen, Schönen,
Schmilzt seiner Selbstsucht starres Erz.

Mit Euren süssen Melodieen
Im fliegenden Triumpfe ziehen
Die Geister der Versöhnung ein;
Der Zunge enge Schranken fallen
In Euern kunstgeweihten Hallen,
In Euers Tempels heil'gem Schrein.

Ihr baut der Brücke weiten Bogen,
Der kühn des Vorurteiles Wogen,
Die einst uns grollten, überdacht;
Und die uns Deutsche selbst gespalten,
Des Glaubens, der Partei Gewalten
Bannt Eurer Lieder Zaubermacht.

We are, therefore, well justified in looking upon the German *Lied*, especially when interpreted by the strains of music, as the most effective mediator between the two nationalities and their civilizations. It is the magic power of word and song which carries the German with irresistible force to the wonderland of his early youth, as described in the following lines:

ANS VATERLAND!

Und bin ich noch so fern von dir,
Geliebtes Vaterland,
So bleibt mein Herz dir für und für
In Treue zugewandt!

O deutsches Wort, o deutscher Sang,
Ihr webt der Liebe Band
Und tragt mit eurem süssen Klang
Mich heim ins Vaterland.

In stiller Nacht, in bangem Traum
Was klagst du Herz so schwer
Nach jenem glückumstrahlten Raum
Der Kindheit überm Meer?

Ach, Lerchensang, der Fluren Pracht,
Wie grüsset ihr bekannt!
Und deiner Wälder Märchennacht,
Mein deutsches Vaterland!

Und Glocken hör ich, ernst und tief,
Ich fühl der Mutter Hand.
Mir ist, als ob sie leise rief,
Kehr heim ins Vaterland!

Und bin ich noch so fern von dir,
Geliebtes Vaterland,
So bleibt mein Herz dir für und für
In Treue zugewandt!

JULIUS GOEBEL.

It is the same power which will affect with no less aluring charm the receptive heart of the American hearer, and will

thus permit him to share the imperishable treasures of German art.

* * * *

If the poetry of a nation and above all its lyric poetry may be considered the most direct and intimate revealment of its inmost heart, the preceding chapters may have given the reader at least a glimpse of the thoughts, the sorrows and longings, the hopes and aspirations that have agitated the soul of one of the largest constituent parts of our composite nation for more than two centuries. There may be similar poetic expressions of other ethnic elements in this country, none, however, extend over a period as long as does German-American poetry, and none, perhaps, reflects as faithfully and characteristically the chief events in our national history as well as the character and history of the various generations of German immigration. While in language and in form their poetry remains almost entirely an echo of the lyrics of the fatherland, a carefully trained and observant ear will not fail to discover in its strains the secret change that is taking place in the inmost soul of the colonists. This inner change reveals itself not only in the sympathetic appeal which the beauty and grandeur of American nature arouse in them, but also in the enthusiasm with which they embrace the American ideal of freedom as the fulfillment of their own longings and hopes.

While the love for their native country is a theme of German-American poets which resounds in their songs from their first arrival in the seventeenth century to the present time, the expressions of a glowing American patriotism are no less frequent since the time of the Revolution. It is, in fact, their profound reverence for the ideals of freedom and humanity as conceived by the founders of our Republic, which inspires their praise as well as their censure and prompts them to offer the best of their cultural possessions to the genius of their adopted country.

In conclusion the author wishes to state that he is well aware of the short-comings of this study, some of which are due to the limitation of space at his disposal. He hopes, however, at some future time to take up the purely literary and aesthetic features of German-American poetry, and to include, if possible, in his study also the remarkable phenomenon of Pennsylvania German poetry. In the meantime he trusts that the present treatise will call the attention of those who are unaware of the existence of German poetry in this country to a field of literature as representative in its way of American life and the character of a large body of our citizens, as are the vernacular lyric productions in the English language.

Patria cara, carior libertas, veritas carissima.

Sitzung des Verwaltungsrats
der
Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.

Eine Sitzung des Verwaltungsrats der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois wurde auf Samstag, den 18. März 1923, einberufen, doch da sich alle Herren entschuldigen ließen, wurde die Versammlung natürlicherweise vertagt.

Max Baum, Schriftführer.

Sitzung des Verwaltungsrats
der
Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois.

Auf Einladung zu einer Sitzung des Verwaltungsrates der Gesellschaft auf Mittwoch, den 12. September 1923, erschienen die Herren Dr. Otto L. Schmidt, Michael Girten, Rudolf Seifert und Wilhelm Mannhardt.

Abwesend waren die Herren Ph. H. Dilg, Fritz Mees, H. von Wackerbarth, welche am Erscheinen verhindert waren.

Da kein Quorum vorhanden war, konnte nur eine allgemeine Besprechung über das kommende Jahrbuch und Anregung für eine Mitgliederkampagne vorgenommen werden und der Schriftführer wurde beauftragt, in der üblichen Weise sein Bestes zu tun, um neue Mitglieder zu gewinnen.

Ergebenst unterbreitet,

Max Baum, Schriftführer.

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Bericht des Schriftführers.

Wie in den vorhergehenden Jahren, so wurde auch in den Jahren 1922—1923 die Tätigkeit unserer führenden Mitglieder, die allgemein an der Spitze des hiesigen Deutsch-Amerikanertums stehen, für das Wohltätigkeitswerk für Deutschland in Anspruch genommen, ein Werk, welches unseren Mitgliedern nahe zum Herzen ging und da die Meisten derselben an der Spitze dieser Bewegungen standen, war es fast unmöglich deren Interesse für unsere Arbeiten fest zu halten. Die Wohltätigkeitsbestrebungen dauerten ununterbrochen die ganzen Jahre hindurch und kamen selbst bis zum Dezember 1923 nicht zum Abschluß. Aus diesem Grunde war er unmöglich, auch nur ein einziges Mal ein Quorum für eine Verwaltungsratssitzung zusammen zu bekommen und so wurden die Geschäfte der Gesellschaft vom Schriftführer in der üblichen Weise weitergeführt.

Auch in den letzten zwei Jahren hat der Tod eine reiche Ernte unter unseren Mitgliedern gehalten und riß nie zu ersetzende Lücken in den Reihen der alten Getreuen, welchen die Bestrebungen unserer Gesellschaft ein Teil ihres eigenen Lebens waren. Wir haben Mitglieder verloren, die bereits vor der Gründung unserer Gesellschaft ein wirkliches Verständnis für den Wert der deutsch-amerikanischen Geschichte in diesem Lande bezeugten und welche Mühe, Arbeit und auch große finanzielle Opfer brachten, um die Bestrebungen unserer Gesellschaft in der Aufdeckung der Vergangenheit des Deutsch-Amerikanertums und die Verbreitung dieser Geschichte in den weitesten Kreisen zu unterstützen.

Seit dem Erscheinen des Jahrbuchs 1920—1921 haben wir unter Anderen die folgenden Herren durch den Tod verloren: Heinrich Bornemann, Quincy, welcher in früheren Jahren auch schriftstellerisch für uns tätig war, indem er die Geschichte der Deutschen Quincys in einer Reihe von Aufsätzen niederschrieb. F. J. Dewes und F. W. Huttmann, die als Direktoren der Gesellschaft immer ihr Interesse zu zeigen wußten. Otto C. Schneider, welcher mehrere Jahre lang Präsident der Gesellschaft war und nie damit zögerte, seine Beiträge zu geben, wenn es sich darum handelte, Gelder für die Deckung der immer bei uns vorkommenden Fehlsummen zu sammeln. Edward G. Uihlein, ebenfalls einer unserer besten Freunde, der stets zu finden war, wenn die finanzielle Not uns drückte. Hermann Paepcke, dessen Herz und Hand auch immer für uns bereit war. Dann ist auch das Ableben des Herrn H. A. Rattermann zu verzeichnen, des Nestors der deutschen Geschichtsforschung in Amerika. Ihm verdanken wir die größte Unterstützung, indem er nach dem unerwarteten Tode unseres ersten Schriftführers, Herrn Emil Mannhardt, eifrig herbeisprang, uns das nötige Material für einige Hefte der Vierteljahresschrift und für das Jahrbuch 1912 und 1913 zu liefern. In der großen Reihe der anderen verstorbenen Mitglieder dürfen die Herren Wm. Boldenweck, J. B. Grommes, Wm. A. Hettich, John S. Hoerner, und besonders Herr Dr. Michael Singer nicht vergessen werden.

Es ist die Absicht, wenn die Mittel dafür aufgebracht werden können, einen besonderen Band herauszugeben, in welchem diesen Freunden in passender Weise der Dank der Gesellschaft vermittels einer umfassenden Lebensbeschreibung ausgesprochen werden soll — ihnen zu Ehren — und zu Ehren der Gesellschaft.

In den vergangenen zwei Jahren wurden wiederum umfassende Versuche gemacht, die Mitgliederschaft zu verstärken und den durch das Ableben unserer treuen Freunde entstandenen Verlust zu ersetzen. Es wurden über 3,000 Zirkularbriefe und eine große Anzahl persönlicher Briefe ausgesandt. Herr John M. Wulfing versandte ebenfalls eine Anzahl Zirkulare, in welchen er die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft seinen Freunden anempfahl. Leider wurden die Erwartungen enttäuscht. Herrn Professor Julius Goebel von Urbana gelang es während einer Versammlung, welche er in New York hielt, uns eine Reihe von neuen Mitgliedern zu gewinnen. Sonst ist die Zahl sehr klein geblieben und der uns durch den Tod entstandene Verlust ist bei weitem nicht ersetzt worden.

Daß die Mitgliederkampagne so unzufriedenstellend ausfiel, ist auch darauf zurückzuführen, daß bis zur Gegenwart das amerikanische Deutschtum der Notlage in der alten Heimat ein größeres Interesse schenkt, wie seinen eigenen Interessen. Es mag sich ja dafür die Entschuldigung gel-

tend machen, daß es wohl kaum eine Familie hierzulande giebt, die keine notleidenden Verwandten in der alten Heimat zu unterstützen hat, aber das eigene Wohl sollte nicht vergessen werden. Und das Eigenwohl verlangt, daß man solche Institutionen, welche dem amerikanischen Deutschtum einen moralischen Rückhalt bieten, nicht vergessen darf. Leider ist es eine Tatsache, daß im Allgemeinen der Deutschamerikaner kein Interesse an der Geschichte seiner Pioniere in diesem Lande nimmt. Es werden wohl goldene Jubiläen und diamantene Jubiläen der Kirchengemeinden und einzelner Vereine gefeiert. Deren Einfluß dehnt sich aber nicht über enge Kreise hinaus, weil der Zusammenhang fehlt. Lernt das Volk in weiteren Kreisen aber die Geschichte seiner Stammesbrüder kennen, so wird auch das Interesse erwachen, welches dem kirchlichen und auch dem Vereinsleben eine neue und festere Grundlage bietet, worauf die Erinnerung an die Sitten und Gebräuche der Voreltern besser aufgebaut und dem Volkstum selbst der Rückhalt geboten werden kann, auf Grund dessen es seinen Einfluß auf das amerikanische Leben kräftig zur Geltung bringen wird.

Wie aus dem nachstehenden Finanzbericht hervorgeht, gingen im Jahre 1922 $718.00 für Beiträge ein und im Jahre 1923 $718.50, welches mit dem Kassenbestand vom 1. Januar 1922, $69.22, eine Gesamtsumme von $1505.72 ausmacht. Dagegen wurden ausgegeben — im Jahre 1922 $400.00 an den Drucker; im Jahre 1923 $825.00 an den Drucker, $115.00 für besondere Drucksachen, $113.10 für Büreauhilfe, in diesen zwei Jahren, $145.48 für Portoauslagen, worin der an die University of Chicago Preß gezahlte Betrag von $56.93 und $38.55 für Versendung der Bücher nach Deutschland einbegriffen ist — eine Gesamtausgabe von $1,598.58, als $92.86 mehr wie die Einnahmen und blieben wir auch noch einen Teil der Druckerrechnung schuldig, die später durch die Großmütigkeit des Präsidenten der Gesellschaft bezahlt wurde.

Aus dem Vorgehenden geht hervor, daß es unumgänglich notwendig ist, daß neue Mitglieder gewonnen und größere Geldmittel geschaffen werden müssen, um das Bestehen der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois zu wahren. Ich richte deshalb die Bitte an das ganze amerikanische Deutschtum: „Unterstützt die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois und tretet ihr als Mitglied bei.“

Max Baum, Schriftführer.

Chicago, Ill., Sept. 1924.

Finanz-Bericht.

Am 1. Januar 1923 befanden sich in der Kasse..		$ 69.22
Es gingen ein als Beiträge:		
H. Von Wackerbarth	$ 3.00	
Adolph Georg	3.00	
August G. Reimer	3.00	
Rev. R. A. John	3.00	
M. F. Girten	5.00	
Dr. Ernst Saurenhaus	10.00	
Wm. F. Petersen	10.00	
C. Benninghofen, Hamilton, O.	6.00	
A. Roehling	6.00	
F. H. Brammer	6.00	

Dr. Theodore Wild	5.00
Alfred Rippert, Cincinnati	5.00
P. S. Anneke, Duluth	10.00
Dr. Kudlich, New York	10.00
Chas. H. Fleischer	10.00
John M. Wulfing, St. Louis	5.00
F. E. Habicht, New York	25.00
August Lueders	5.00
Fred H. Bergmann	5.00
H. Behr, Bloomington	5.00
R. E. Rhode	5.00
Minna S. Heuermann	3.00
Otto L. Schmidt	3.00
Julius Schmidt	5.00
Henry Suder	3.00
Max Klee	20.00
Wm. Schwefer, Sr.	3.00
Leopold Grant	10.00
Louis J. Sehring, Joliet	5.00
R. G. Scheunemann	10.00
D. Recher	10.00
Frau Henriette G. Frank	5.00
Karl Eitel	5.00
Wm. Boldenweck	50.00
Cornell University	6.00
Geo, A. Christmann	8.00
Aug. P. Richter, Santa Monica, Cal.	3.00
J. B. Thielen	3.00
C. A. Ficke, Davenport	10.00
J. H. A. Lacher, Waukesha, Wis.	5.00
Hugo A. Koehler, St. Louis	6.00
Emil Eitel	3.00
Chicago Turngemeinde	3.00
John Geo. Graue	15.00
Aug. Blum, Pasadena, Cal.	5.00
Wm. Legner	10.00
Adolph A. Meyer, St. Louis	5.00
Dr. Carl Strueh, McHenry	6.00
Walter M. Patterson	3.00
Rudolf Seifert	50.00
Edwin A. Seipp	5.00
Jacob Ruehl	5.00
The Willard Library, Evansville	6.00
John Koelling	5.00
Mercantile Library, St. Louis	6.00
Newberry Library	6.00
F. Diehl	5.00
Fred Mees	5.00
Richard E. Schmidt	10.00
Albert Kuhlmey	3.00
Hugo Franz	15.00
Chicago Public Library	6.00
Dr. O. J. Roskotten, Peoria	5.00
Henry Schoellkopf	25.00
Jul. A. J. Friedrich, Grand Rapids, Mich.	10.00
Dr. Ernst Lackner	5.00

Yale University	6.00	
Max L. Teich	10.00	
Dr. J. Holinger	10.00	
Louis Guenzel	10.00	
Dr. L. H. Abele	5.00	
Carl Galauer	10.00	
Jacob M. Loeb	6.00	
Davenport Turngemeinde	5.00	
Jos. Matt, St. Paul	4.00	
Heinrich Heine	20.00	
Dr. H. A. H. Bouman, Minneapolis	3.00	
Wm. F. Petersen	5.00	
F .E. Habicht, New York	10.00	
Julius F. Muench, St. Louis	3.00	
Walter M. Patterson	3.00	
R. G. Scheunemann	10.00	
Julius A. Schmidt	5.00	
E. Ramm	3.00	
Julius Frankel	10.00	
A. Roelling	5.00	
Herman Hachmeister	3.00	
Henry von Wackerbarth	3.00	
Chas. H. Fleischer	10.00	
Dr. Theodore Wild	3.00	
H. Behr, Bloomington	3.00	
Louis J. Sehring, Joliet	5.00	
John M. Wulfing, St. Louis	6.00	
		$ 718.00
		$ 787.22

Einnahmen 1923:

J. B. Thielen	$	3.00
Dr. Carl Strueh		8.00
A. J. Rolle, Passaic, N. J.		10.00
Magda Heuermann		3.00
Emil Baensch, Manitowoc		5.00
J. H. A. Lacher, Waukesha		5.00
Heinrich Kaul		6.00
O. S. Anneke, Duluth		6.00
H. C. Kudlich, New York		10.00
C. A. Ficke, Davenport		10.00
Adolph Meyer, St. Louis		3.00
Adolph Georg		3.00
Fred H. Brammer		6.00
Arthur Woltersdorf		3.00
Carl Huncke		6.00
Edgar J. Uihlein		10.00
Ernst H. Schultz, St. Louis		5.00
Hugo A. Koehler, St. Louis		6.00
Michael F. Girten		5.00
F. W. v. Wysow		10.00
Horace L. Brand		6.00
Francis Lackner, Pasadena		3.00
Carl E. Schmidt, Oscada		5.00
Dr. H. J. Roskotten, Peoria		5.00
Henry Suder		3.00

R. E. Rhode	5.00
F. Diehl	5.00
Fred Mees	8.00
Louis Guenzel	10.00
C. W. Wagner	8.00
Wm. Legner	5.00
Alfred K. Nippert, Cincinnati	5.00
Henry Schoellkopf	25.00
Emil Eitel	5.00
Edward W. Leight	8.00
Louis Sala	8.00
J. G. Graue, Baltimore	5.00
Carl F. Lomb, Rochester	8.00
Dr. Hugo Franz	10.00
Albert Kuhlmey	8.00
Dr. J. Holinger	5.00
C. Benninghofen, Hamilton, Ohio	6.00
Jos. Eiselmeier, Milwaukee	3.00
Fritz Glogauer, Cincinnati	5.00
Aug. Blum, Pasadena	8.00
H. A. Howeyer, St. Louis	7.00
August Lueder	5.00
Max L. Teich	10.00
Richard E. Schmidt	10.00
Rev. R. A. John	5.00
Phil. A. Dilg	6.00
E. Gerstenberg	5.00
Karl Eitel	5.00
Carl Gallauer	13.00
Henry Bartholomay	10.00
Jacob Ruehl	5.00
Wm. Schwefer	3.00
Jos. Matt, St. Paul	4.00
Max Klee	8.00
C. F. Pegenau	8.00
L. O. Kohtz	5.00
Dr. L. H. Abele	3.00
Adolph C. Dick, Milwaukee	8.00
Leopold Grand	5.00
William Mannhardt	15.00
Dr. Theodore Wild	5.00
H. v. Wackerbarth	10.00
Carl Huncke	2.00
Emil Eitel	5.00
Dr. Wm. A. Fritsch, Evansville, Ind.	5.00
C. Benninghofen, Hamilton, O.	5.00
August Lueder	2.00
Julius Koop	10.00
Max Klee	10.00
John M. Wulfing	50.00
Herman Wollenberger	5.00
Hans von Reissperg	5.00
Carl C. Roeßler	5.00
M. E. J. Papke	5.00
Otto C. Schneider	5.00
Dr. J. Holinger	6.00

J. W. Schlachter	5.00	
P. S. Anneke, Duluth	3.00	
Herm. Hachmeister	5.00	
Phil. H. Dilg	5.00	
Dr. Aloys Heinen	5.00	
University of Chicago Preß	15.50	
John Blocki	5.00	
Herm. J. Dirks	5.00	
Emil Baensch, Manitowoc	10.00	
Ms. A. Meyer, St. Louis	5.00	
Richard Wassermann	5.00	
Frl. Louise Dewes	5.00	
Alexander J. Stasting, Oak Park	5.00	
Carl Gallauer	10.00	
Dr. Carl Strueh	8.00	
A. Kroch	5.00	
A. J. Rolle, Passaic, N. J.	5.00	
Julius A. Schmidt	5.00	
H. Behr, Bloomington	2.00	
O. Guenther, Sr.	5.00	
O. Roehling	5.00	
Prof. Ferd. Schevill	5.00	
Julius Frankel	10.00	
Michael F. Girten	5.00	
Fritz Glogauer, Cincinnati	5.00	
Fred H. Bergmann	5.00	
Paul F. Beich, Bloomington	5.00	
Davenport Turner Society	2.00	
J. H. A. Lacher, Waukesha	5.00	
Rich. Bartholdt, St. Louis	5.00	
August Goertz, Newark, N. J.	5.00	
Davenport Turngemeinde	5.00	
Emil Frei, St. Louis	5.00	
Carl J. Stierlen	5.00	
C. A. Ficke, Davenport	10.00	
D. Recher	5.00	
Paul Mausolff, Flushing, N. Y.	3.00	
Theo. Stempel, Indianapolis	5.00	
Henry W. Brendel, Buffalo, N. Y.	5.00	
Frau H. Riesenberg, St. Louis	5.00	
Max Winkler, Ann Arbor, Mich.	5.00	
Wm. M. Legner	10.00	
Aug. Blum, Pasadena, Cal.	5.00	
Hugo Franz	5.00	
		$ 718.50
Gesamteinnahmen in 1922 und 1923		$1,505.72

Ausgaben:

Im Jahre 1922 auf Druckkosten, Jahrbuch	$ 400.00
" " 1923 " Druckkosten, Jahrbuch	825.00
Besondere Druckkosten	115.00
Bureauhilfe in 2 Jahren	113.10
Portoauslagen:	
Chicago University Preß	56.93

Bücher nach Deutschland	38.55	
Briefporto	50.00	
		$1,598.58
Defizit..............		$ 92.86

Wozu noch das Defizit für das Drucken des Jahrbuchs hinzukam, welches alles von dem Präsidenten gedeckt wurde.

Im Jahre 1924 gingen bisher $257.00 von 56 Mitgliedern ein.

Beamten der Gesellschaft.

Verwaltungsrat:

1 Jahr:
Heinr. Bornmann, Quincy †
E. G. Uihlein †
H. von Wackerbarth
Ph. H. Dilg
Fritz Mees

2. Jahre:
F. J. Dewes †
E. W. Kalb †
Dr. O. L. Schmidt
H. W. Huttmann †
Rudolf Seifert

Beamte:

Dr. O. L. Schmidt .... Präsident
F. J. Dewes † .... 1. Vize-Präsident
H. v. Wackerbarth .... 2. Vize-Präsident
A. Holinger .... Schatzmeister
Ph. H. Dilg .... Finanz-Sekretär
H. W. Huttmann † .... Vorsitzer des Finanz-Ausschusses
Max Baum .... Sekretär

Mitglieder und Abonnentenliste.

Ehren-Mitglieder:

Professor E. B. Greene, Champaign, Ill.
Professor F. J. Herriott, Des Moines, Iowa.
H. A. Rattermann, Cincinnati, O. †
Professor Hermann Oncken.

Lebenslängliche Mitglieder:

Adams, Hon. Geo. E. †
Arend, Wm. Nik.
Bartholomay, Henry
Boldenweck, Wm. †
Dewes, F. J. †
Eberhard, Dr. Waldemar
Günther, Dr. O.
Grommes, J. B. †
Hummel, Ernst
Koop, Julius
Madlener, A. F.
Mannhardt, Wm.
Matthai, Dr. Ph. H. †
Mees, Fritz
Ortseifen, Adam
Paepke, Hermann †
Rendthorff, Hermann †
Rudolph, Frank †
Schneider, Otto C. †
Seifert, Rudolph
Trick, Joseph
Uihlein, Ed. G. †
Wacker, C. H.
Wieboldt, Wm. A.
Wolf, Adam

Greenville, O.

Katzenberger, Geo. A.

Jahres-Mitglieder und Abonnenten:

Albany, N. Y.
N. Y. State Library
Ann Arbor, Mich.
Max Winckler
Baltimore, Md.
Gesellschaft zur Erforschung der Geschichte der Deutschen in Maryland
Belleville, Ill.
Bethmann, Robert
Eckhardt, Wm., Jr.
Kath, Elias †
Merck, Frau Chas. †
Osterhaus, R. E.
Berlin, Deutschland
Kgl. Universitätsbibliothek,
Bibliothek des Kgl. Preußischen Ministeriums für geistliche Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten
American Institute
Bismarck, N. D.
State Historical Society
Bloomington, Ill.
Behr, Heinrich
Beich, Paul F.
Bonn, Deutschland
Kgl. Universitäts-Bibliothek
Boston, Mass.
Friedmann, Leo. M.
Brooklyn, N. Y.
Neumerkel, Woldemar
Buffalo, N. Y.
Brendel, Henry W.
Champaign, Ill.
Wuestemann, A. E.
Chapin, Iowa
Janssen, Rev. W. T.
Chicago, Ill.
Abele, Dr. Ludwig
Baum, Max
Baumann, Friedr. †
Berghoff, Herm. G.
Bergmann, Fred H.
Berkes, Gustav A.
Brammer, F. H.
Brand, Horace L.
Breitung, Alb.
Brentano, Hon. Theo.
Büttner, Emil
Bunte, Gustav A.
Chicago Historical Society
Christmann, Dr. Geo. A. †
Cutting, Prof. Starr W.
Deutsch-Amerikanischer Bürger-Bund, Zweig Chicago
Diehl, F.
Dierckx, Hermann
Dilg, Phil. H.
Ebel, Emil
Eberlein, Fred
Eitel, Emil
Eitel, Karl
Ernst, Leo
Fleischer, Chas. H.
Frankel, Julius
Frank, Mrs. Henry L.
Franz, Hugo
Fromann, Emil
Galauer, Karl
Gaertner, F. C.
Georg, Adolph †
Girten, M. F.
Gerstenberg, E.
Grand, Leopold
Graue, Joh. Geo. †
Greifenhagen, O. F. †
Guenzel, Louis
Gunther, C. F. †
Hachmeister, Herm.
Heine, Heinr.
Heinen, Dr. Alois
Hettich, Wm. A. †
Heuermann, Frl. M.
Hoerner, John S. †
Holinger, Konsul A.

Holinger, Dr. J.
John, Rev. Dr. R.
Kersten, Hon. Geo.
Klee, Max
Knopp, Ernst H.
Kölling, John
Kopke, Chas. E.
Kohtz, Louis M.
Kroch, A.
Kuhlmey, Albert
Lackner, Dr. E.
Legner, W.
Leicht, Edw. A.
Lüders, August
Newberry Library
Papke, Max E. J.
Patterson, Walter M.
Pegenau, C. F.
Petersen, Wm. F.
Piper, Frau H.
Public Library
Recher, D.
Reimer, A. G.
Reinsperg, Hans von
Rhode, R. E.
Roehling, Alb.
Rose, Edw.
Rückheim, Louis
Ruehl, Jacob
Sala, Louis
Schevill, Ferdinand
Schlachter, J. W.
Schmidt, Nick
Stierlen, Carl J.
Scheunemann, R. G.
Schmidt, A. C. E.
Schmidt, C. B.
Schmidt, Geo. A.
Schmidt, Julius
Schmidt, Dr. O. L.
Schmidt, R. E.
Schmidt, Wm.
Schoellkopf, Henry
Schultze, Wm.
Schultz, Henry
Schultze, Paul
Schwaben-Verein
Schwefer, Wm.
Suder, H.
Teich, Max
Tewes, Frl. Louise
The Swedish American Historical Society
Thielen, J. B.
Traeger, J. E.
Turngemeinde Bibliothek
Uihlein, E. J.
Wackerbarth, H. von
Wagner, E. W.
Wagner, Fritz
Wassermann, Richard
Weiß, John M.
Woltersdorf, Arthur
Wollenberger, Herm.
Wysow, Felix v. W.
Zeunert, H. C.
Zimmermann, W. F.
Zimmermann, Dr. A. G.

Cincinnati, O.
Glogauer, Fritz
Nippert, Hon. Alfred K.
Wilde & Co., A. E.

Columbia, Mo.
The State Historical Society of Missouri

Davenport, Iowa
Ficke, Hon. C. A.
Turngemeine

Des Moines, Iowa.
Historical State Dep.

Duluth, Minn.
Anneke, Percy S.

Evansville, Ind.
The Willard Library

Forest Park, Ill.
Kaul, Heinr.

Flushing, N. Y.
Mausolf, Paul

Freeport, L. J., N. Y.
Lenker, Chas.

Frankfurt am Main
Städtische Bibliothek
Gotha
Herzogl. Landes-Bibiotlhek
Greifswald, Pommern
Rügen-Pommerscher Geschichtsverein
Hamilton, Ohio
Benninghoven, C.
Hannover
Kgl. Landesbibliothek
Heidelberg
Universitätsbibliothek
Indianapolis, Ind.
Public Library
State Library
Stempel, Theo.
Iowa City, Iowa
State Historical Society
Joilet, Ill.
Sehring, Louis
Ithaca, N. Y.
Cornell Universitiy
Kiel, Holstein
Kgl. Universitätsbibliothek
Königsberg
Kgl. Universitätsbibliothek
Leipzig
Heinrichs Buchhandlung
Roßberg Buchhandlung
Madison, Wis.
State Historical Society of Wisconsin
Manitowoc, Wis.
Baensch, Emil.
Marburg
Universitätsbibliothek
McHenry, Ill.
Stüh, Dr. Karl
Milwaukee, Wis.
Eiselmeier, Jos.
Public Library
New Haven, Conn.
Yale University Library

Newark, N. J.
Goertz, August
New York
Bachmann, O.
Chamber of German-American Commerce
Diehl, Geo. H.
Fuchs, Jacob
Habicht, F. C.
Hansen Ferdinand
Hertz, Emanuel
Horn, Herman
Humer, John
Kleinbeck, Christ
Kohler, Max
Kliegl, Anton T.
Kudlich, Hermann C.
Langmann, Dr. Gust.
Lemcke & Büchner
Lohr, Otto
Public Library
Ringe, Gustave
Scharke, Frau Julius
Stecher, E. & Co.
Steiger, Ernst
The American Jewish Historical Society
Oak Park, Ill.
Hansen, H. C.
Sieben, Jos.
Stafting, Alexander J.
Oscoda, Mich.
Schmidt, Carl E.
Pasadena, Cal.
Blum, August
Lackner, Oberst Franz
Passaic, N. fi.
Rollé, A. J.
Peoria, Ill.
Roskoten, Dr. O. J.
Philadelphia, Pa.
University of Pennsylvania
German-Amercan Hist. Society
Deutscher Pionier-Verein

Posen
Kaiser Wilhelm Universität
Princeton, N. J.
University Library
Rochester, N. Y.
Lomb, Carl F.
Rock Island, Ill.
Haas, Joseph L.
Spokane, Wash.
Public Library
Springfield, Ill.
State Historical Library
St. Louis, Mo.
Bartholdt, Richard
Homyer, Aug. H.
Koehler, Hugo A.
Mercantile Library
Meyer, Adolph A.
Meyers, John C.
Morris, Mrs. James Robbins
Muench, Julius F.
Pommer, Robt. W.
Public Library, Barr Branch
Riesenberg, Frau H.
Schultz, E. M.
Setz, Gust.
Toensfeld, J.
Walter, A. J.
Washington University
Witte, Oscar W.
Wulfing, John M.
St. Paul, Minn.
Matt, Jos.
Santa Monica, Cal.
Richter, Dr. Aug. P.
Topeka, Kans.
State Historical Society
Urbana, Ill.
Goebel, Prof. Julius
Utica, N. Y.
Oneida Historical Society
Waukesha, Wis.
Lacher, J. A. H.
Washington, D. C.
Kongreß-Bibliothek
Wiesbaden
H. Römer, Buchhandlung
Henne, Phil. †

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Jahrbuch

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

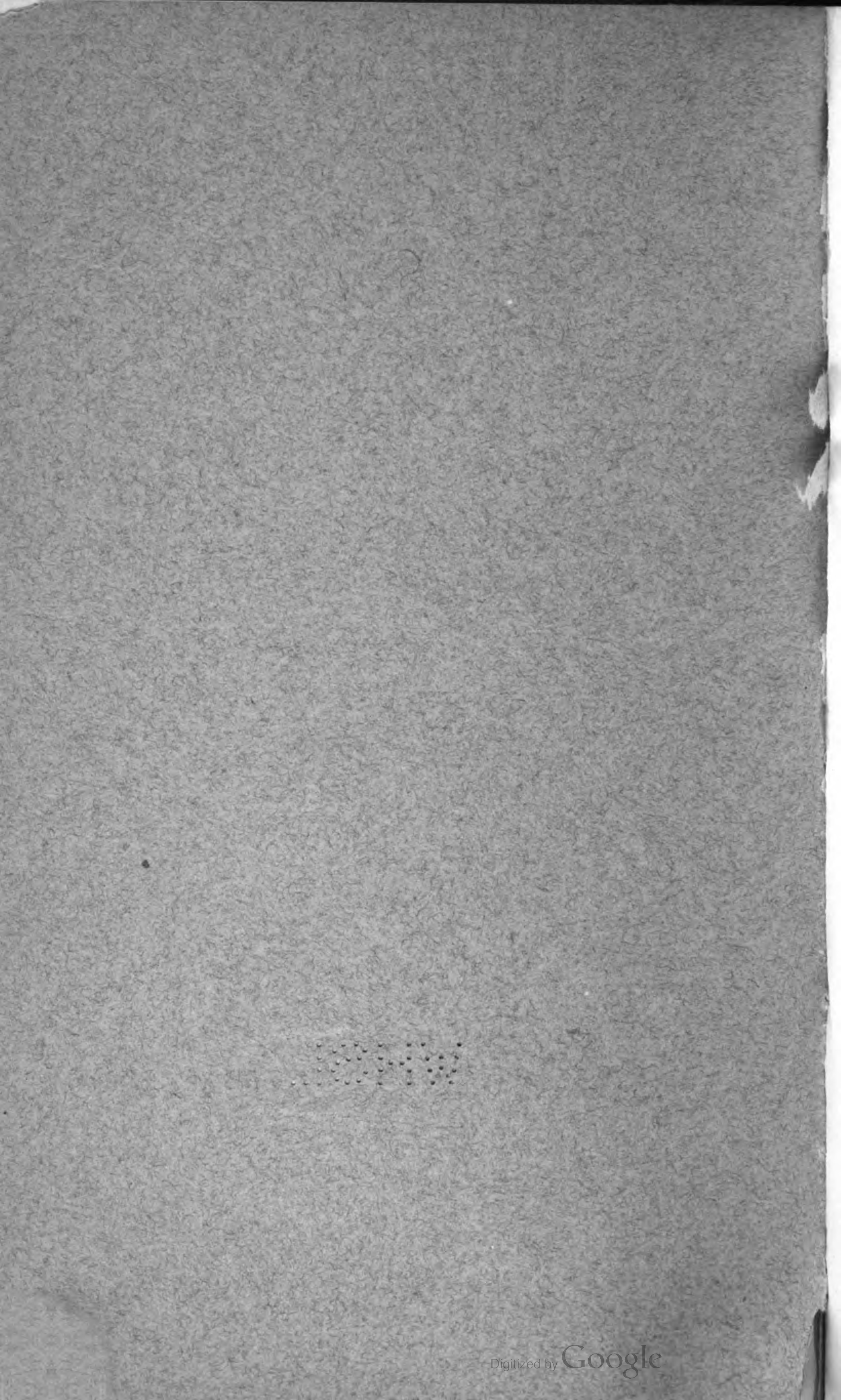
Herausgegeben von

Dr. Julius Goebel
Professor an der Staatsuniversität Illinois

Jahrgang 1924—1925
(VOL. XXIV—XXV)

Im Auftrage der
Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois
Mallers Building, Chicago, Ill.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
CHICAGO, ILLINOIS
1925



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Jahrbuch

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

Herausgegeben von

Dr. Julius Goebel
Professor an der Staatsuniversität Illinois

Jahrgang 1924—1925
(VOL. XXIV—XXV)

Im Auftrage der
Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois
Mallers Building. Chicago, Ill.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
CHICAGO, ILLINOIS
1925

Inhalt.

Jahrbuch

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
CHICAGO, ILLINOIS

Agents:

THE CAMBRIDGE UNIVERSITY PRESS
LONDON AND EDINBURGH

THE MARUZEN-KABUSHIKI-KAISHA
TOKYO, OSAKA, KYOTO

KARL W. HIERSEMANN
LEIPZIG

THE BAKER & TAYLOR COMPANY
NEW YORK

Vorwort.

Das Herannahen der Feier zum Gedächtnis der Unabhängigkeitserklärung vor 150 Jahren weckt auch in uns Deutsch-Amerikanern die Erinnerung an Alles, was dies Land für uns, und was wir als Volkstum für es gewesen sind. In einer ausgezeichneten, von ausgebreitetster Belesenheit und feinem historischen Verständnis zeugenden Abhandlung, „Amerika in der Phantasie deutscher Dichter", hat Dr. Gerhard Desczyk in diesem Bande das Bild von Amerika gezeichnet, das in wandlungsreicher Gestalt dem deutschen Geiste seit vier Jahrhunderten vorgeschwebt hat. Es erscheint mehr oder minder mit Glanz umwoben in der Phantasiewelt fast aller unserer großen Dichter und hat durch sie den Millionen von deutschen Auswanderern auf ihrem Zuge nach dem neuen Lande vorangeleuchtet. Gerade am Gedächtnistage der Unabhängigkeitserklärung mag sich darum die Frage erheben, wie weit entspricht das Amerika von heute noch dem Ideale, das einst im deutschen Gemüte so viel Bewunderung, Hoffnung und Liebe erweckte.

Was deutsch-amerikanische Denker, erfüllt von diesem Ideale, an Ideen zum politischen Ausbau ihrer neuen Heimat beigetragen haben, will der Vortrag des Herausgebers in großen Umrissen darstellen.

Als eine Art Antwort auf die glühenden Hoffnungen, die unzählige Deutsche einst auf die junge Demokratie jenseits des Ozeans setzten, mag der Aufsatz über wahre Demokratie gelten, den Karl Heinzen zur Jahrhundertfeier der Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1876 veröffentlichte. Die kleine Schrift ist heute so gut wie vergessen, wie zeitgemäß sie aber gerade jetzt noch ist, wird der Leser bald merken. Das Exemplar, das hier abgedruckt ist, wurde mir vor Jahren vom Sohne Heinzens, als das einzige noch übrige, zum Andenken an seinen Vater geschenkt.

J. G.

Urbana, Ill., Weihnachten 1925.

AMERIKA IN DER PHANTASIE DEUTSCHER DICHTER

— *von* —

Dr. Gerhard Desczyk

Einleitung.

Gestalt und Bedeutung, die Amerika in der Phantasie deutscher Dichter gewonnen hat, wird hier klarzustellen versucht. Nicht die Entwickelung des objektiven Wissens oder des allgemeinen Urteils über die neue Welt soll also aufgezeigt werden, sondern nur Fülle und Veränderung der poetischen Bilder, zu denen sich solche Kenntnisse und Meinungen mit oft sehr seltsamen Gebilden des Traumes verschmolzen haben. Einfach ausgesagt soll werden, welche Vorstellungen von der neuen Welt in den Dichtungen enthalten sind, die sich mit Amerika beschäftigen, Amerikaner auftreten lassen oder in Amerika spielen.

Der Zeit nach beschränkt sich die Untersuchung auf jene Schöpfungen, die zwischen den großen Auswanderungswellen am Anfange des 18. und in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden sind. Klarheit fehlt dem Phantasiebilde beim Beginn dieser Periode völlig; am Ende aber sind alle Züge vorhanden, die noch am Anfange des 20. Jahrhunderts in deutschen Dichtungen die Eigenart Amerikas ausdrücken. Die großen Linien dieses Fortschrittes werden einleitend und abschließend zurück bis ins 16. Jahrhundert und vorwärts bis in die Gegenwart verfolgt. Ein kurzer Schluß gibt einen raschen Ueberblick der Ergebnisse. Knappe Anmerkungen und ein notwendigerweise langes Literaturverzeichnis unterstützen die Angaben des Textes.

Im **Text** (S. 10 ff.) ist jeder zitierten Dichtung das Jahr der Erst-
ausgabe oder Erstaufführung beigefügt; bei Einzelstücken größerer Werke
Band- und Seitenzahl der benutzten Ausgabe. Die genauen Titel der
benutzten Ausgaben finden sich im Quellenregister (S. 126 ff.)

Der **Anhang** (S. 110 ff.) führt unter der Ueberschrift „Darstellun-
gen und Hilfsmittel" (S. 110 ff.) schon vorhandene Arbeiten über das
hier in Angriff genommene Stoffgebiet auf, ferner die wichtigsten all-
gemein orientierenden Werke und die durchgesehenen schönwissenschaft-
lichen Zeitschriften.

Die **Anmerkungen** bieten eine Anzahl von Erklärungen und Zu-
sätzen, daneben die Titel jener Darstellungen und (nicht poetischen)
Werke, die für einzelne Stellen der Arbeit in Betracht kommen. Die
einzelnen Anmerkungen sind fortlaufend numeriert, jeder Nummer ist
die Seite des Textes beigefügt, zu der sie gehört (S.=Seite der Arbeit).

Das **Quellenregister** (S. 126 ff.) gibt die Titel sämtlicher poetischen
Werke, die in der Arbeit aufgeführt sind, nach Autoren alphabetisch ge-
ordnet; anonyme Gedichte sind unter ihrem ersten Hauptwort zu finden.
Jedem Werk beigefügt sind die Zahlen der Seiten dieser Arbeit, auf
denen es erwähnt wird. Darstellungen, die sich mit einzelnen Dichtern
befassen, sind hier unter dessen Namen zu finden.

Anmerkungen und Quellenregister geben bei jedem Werke, das nicht
im Germanistischen Institut der Universität Leipzig zu finden ist, den
Standort an. — Abkürzungen für Standorte siehe S. 110.

Das Zeichen * ist im Texte und in den Anmerkungen allen Büchern
zugesetzt, die zitiert, aber nicht eingesehen worden sind.

Amerika in der Phantasie Deutscher Dichter.

1. Kapitel

Goldreiche Inseln.

In der Phantasiewelt deutscher Dichter ist Amerika noch lange nach 1492 unentdeckt geblieben. Werke der schönen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts erwähnen nur selten dies neue Gebiet. Der Grund dafür ist ein dreifacher: Die Phantasie war nach anderen Richtungen abgelenkt, die Berichte vom Westen zu selten und unanschaulich, um eine schnelle Aenderung zu bewirken, endlich die Darstellungskunst zu wenig entwickelt, um das Fremde lebendig schildern zu können.

Die Traumländer deutscher Dichtung liegen seit den Romfahrten und Kreuzzügen der Kaiser im räumlich, oft auch zeitlich entfernten Süden: jenseits der Alpen oder in Spanien, im Orient oder in Indien. Brücke nach Westen wird für das in gelehrter Bildung erzogene 16. Jahrhundert das antike Italien: Westlich der Säulen des Herkules liegen Elysium (Anm. 1) und selige Inseln, dort ist die herrliche „Atlantis nesos" Platons versunken, geheimnisvoll tönt der Schlußchor aus Senecas „Medea" in die Zeit der Erfüllung hinein: „Venient annis sæcula seris/ Quibus Oceanus vincula rerum/ Laxet, et ingens patent tellus...../ Nec sit terris ultima Thule." Anknüpfend an solche Kunde, hatte schon das Mittelalter sich das glückliche Eiland Antillia und S. Brandans Paradiesinsel hinter dem grenzenlosen Horizonte des Meeres geträumt. Nun wurde der Traum Wirklichkeit: Eine neue Welt von Inseln stieg aus dem Ozean empor.

Den Westweg nach Indiens goldreichen Inseln glaubte Columbus gefunden zu haben. Der erste deutsche Bericht über das unerhörte Ereignis, das gemeinhin „Kolumbusbrief" genannte

Flugblatt (Anm. 2), verkündet denn auch die Entdeckung der „inßlen des lands Indie uff dem fluß gangen genant" (1497, p. 1). Aber auch nachdem man die beiden Küsten unterscheiden gelernt hatte, betrachteten die Geographen gern das neue Land als Fortsetzung des asiatischen Kontinents; erst durch Berings Fahrten (1725) wurde diese Annahme als haltlos erwiesen. Die deutschen geographischen Schriften über die neuen Entdeckungen sind voll von Irrtümern, einer der gröbsten ist durch den Namen Amerika (Anm. 3) unsterblich geworden. Lebendigere Kunde als der gelehrten Kompendien erlesene Weisheit boten die ungeschlachten, in Flugblattform verbreiteten Berichte von Männern, die als Landsknechte oder Kaufleute selbst drüben gewesen waren, so die „Copia der Newen Zeitung aus Presilg Landt" (1509), die „Historien" von Nikolaus Federmann (1557) *), Hans Staden (1556) *) und Ulrich Schmiedel (1567). Diese Bücher boten so Abenteuerliches, daß die Dichter verzweifeln mußten, dem Unerhörten durch poetische Form erhöhte Bedeutung zu geben. — Die früheste Erwähnung Amerikas in einer deutschen Dichtung sind wohl jene Verse (327/30) im „glückhaft Schiff" (1567), mit denen Fischart schalkhaft die Vermutung ausspricht, hätten die Zürcher am Meere gesessen, „So lang wer unersucht nicht gwesen America, die newe Welt,/ Dan jr lobgir het dahin gestellt." Wie abenteuerlich aber in der Tat um 1600 die Vorstellungen von Westindien waren, zeigen des jüngeren Gabriel Rollenhagen „Vier Bücher wunderbarlicher indianischer Reisen" (1603), die Lukians Lügenroman „Wahre Geschichte" mit den Berichten des Aristoteles und Plinius über Indien, sowie der mittelalterlichen Erzählung von der Reise S. Brandans nach dem Paradies zusammenstellen und das Ganze einem hohen Gönner zur Vervollständigung seiner Sammlung „Indianischer Schiffahrten" widmen. Dieses Werk, das eine ganz geringe Kenntnis der wirklichen Verhältnisse und vor allem ein völliges Zusammenwerfen von West- und Ostindien zeigt, war nach dem Zeugnis Kästners (II, 137) gern gelesen im 17. Jahrhundert; noch 1717 ist eine Neuauflage gedruckt worden. Daß solche Unsicherheit und Geringfügigkeit des Materials die dichterische Darstellung beeinträchtigte, kann man an einem Werke wie dem „Insularischen Mandorell" (1682) des in Hamburg ansässigen E. G. Happel erkennen. Dieser Roman macht den Leser

an Hand einer abenteuerlichen Darstellung mit „allen Inseln auf der ganzen Welt" bekannt; aber von 772 Seiten sind nur 11 America gewidmet. Ost- und Westindien werden hier wohl auseinander gehalten; auch als Festland ist „Terra firma" (Südamerika) erkannt, nicht so jedoch der Norden: „Es liegen zwar auf der Ostseiten von America noch verschiedene Insuln, insonderheit gegen Norden, aber davon fällt wenig zu melden, vor ohne die Insul Terre-Neuf, welche wohl unter die größten Insuln der Welt zu zehlen...." (690.) Der Druck dieses Satzes erfolgte im gleichen Jahre wie die erste deutsche Niederlassung in Nordamerika. Vergleicht man aber ein 50 Jahre älteres geographisches Werk wie die „Cosmographia" (Anm. 4) von Johann Rave, so bemerkt man, daß damals noch geringere Weisheit als Wissenschaft fürs Volk vertrieben wurde (von 1032 Seiten handeln hier 7 von Amerika). Was Wunder also, wenn der gemeine Mann noch spät im 18. Jahrhundert Pennsylvanien sich als „Insel Phanien" (Anm. 5) vorstellte. — Die Handlung des „Mandorell" spielt in Ostasien; das östliche Indien ist in den Jahrzehnten vor 1700 liebstes Reiseziel der Phantasie; als Beweis können die Moderomane jener Zeit, Zieglers „Asiatische Banise" (1689) und Christian Reuters „Schelmuffsky"-Satire (1696), angeführt werden. Bei solcher Art der Betrachtung blieb die Phantasie in ihrer alten, östlichen Richtung; bezeichnend ist, daß im „Mandorell" Amerikas Inseln nicht von Europa, sondern von Asien her aufgesucht werden. Die neue Welt ist als ein Archipel gedacht, **der Blick** also **ganz auf den Kreis des Mexikanischen Golfes eingestellt.** — Von all den Reichtümern, die Europa dorther empfangen hatte, war auf Deutschland freilich weniger als nichts gefallen: Der Versuch der Welser, in Venezuela eine Kolonie zu gründen, hatte mit der Ermordung Bartolmae Welsers und Philipps v. Hutten (Anm. 6) 1549 ein elendes Ende gefunden; der Plan eines „Hanauisch Indien" (Anm. 7), 1670 dem Kopfe des Projektemachers D. Becher entsprungen, wurde nie Wirklichkeit. Mit Bitterkeit mochte ein Patriot wie Fr. v. Logau auf das „Gold aus der neuen Welt" schauen (Spr. 3. T., 6. H., 62):

> „Daß so viel des goldnen Staubes hat die neue Welt gestreuet,
> Trüber ist noch nichts erschienen, daß die alte Welt sich freuet....
> Dann auf prachten, dann auf kriegen pflegt man allen Schatz zu wagen.
> Arme Christen zu versorgen, wil die gantze Welt nichts tragen."

Die Auswanderung (Anm. 8) solch armer Christen ist es gewesen, die vor den Toren des 18. Jahrhunderts eine Umbildung der Anschauung hervorgerufen hat. Nur durch die Möglichkeit, Gold zu gewinnen, hatten jene unsagbar fernen Inseln bisher Bedeutung gehabt. Nun beginnen sie, ein Ziel der Niederlassung zu werden. Religiosität ist das erste Motiv dieser Wanderung: Gott nach ihrer Weise dienen dürfen diese Menschen im Vaterlande nicht, die neue Erde soll ihnen die Möglichkeit dazu geben; sie soll ihnen auch Brot gewähren, um diesem Dienste mit freudigem Herzen leben zu können: so tritt zum religiösen Moment das wirtschaftliche, erwachsen aus der Not nach einem krieg erfüllten Jahrhundert. Unerhörter Ausnutzung sind diese Menschen zumteil zum Opfer gefallen. In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, als die Aufforderung der Königin Anna 1709 und das Werben der Westindischen Kompagnie des großen Spielers John Law 1718 Tausende deutscher Bauern in die Auswanderungshäfen warf, nahm das „zielverkooper"-Wesen seinen Anfang: das Verkaufen von Deutschen, die ihre Passage nicht bezahlt hatten, in den amerikanischen Einwanderungsplätzen. Vergebens sucht man noch spät im 18. Jahrhundert nach poetischen Zeugnissen der Empörung über diese Schmach. Mitgeteilt hat sich der Dichtung dagegen jenes starke religiöse Gefühl, das viele Auswanderer erfüllte. Schon bei Grimmelshausen kommt das zum Ausdruck, wenn Simplizius (1670) auf eine einsame Insel im Ozean verschlagen wird, um in Weltabgeschiedenheit den Versuchungen des Teufels widerstehen und Gott näher kommen zu lernen. Gleich stark lebt dieser Geist in Defoes „Robinson Crusoe" (1719), der seine Abgeschiedenheit freilich als Unglück empfindet, aber gerade durch dieses Gefühl, im Verlangen nach Trost, auf die Heilsworte der Schrift und die stumme Sprache der wundervollen Schöpfung gelenkt wird, die beide gleich laut Gottes Güte und Macht verkünden. Als natürliche Folge dieser Einkehr ergibt sich hier für den Europäer das Bemühen um das Seelenheil des Eingeborenen, dessen einfache Natur dem Kulturmenschen manche treffliche Lehre erteilt. Defoe, dessen Geschicklichkeit größer war als seine Gefühlswärme, gab nur einen schwachen Abglanz der Stimmung, die jene heimatflüchtigen Sektierer erfüllte. Ihnen war Europa, wo sie Verfolgung um des Glaubens

willen erleiden mußten, das Reich der Finsternis. Franz Daniel Pastorius, der Führer der ersten deutschen Ansiedler, die sich 1682 auf die 5 Jahre vorher in Frankfurt durch George Fox und William Penn an die Freunde Speners gerichtete Einladung hin in Pennsylvanien niederließen, schied von der alten Welt mit dem Gefühl, Gottes Führung rette ihn aus Europa hinweg. Er schreibt seinem Vater zum Abschied (leider kann nur eine Uebersetzung zitiert werden):

"The libertinism and sins of the European world are increasing more and more from day to day in such a manner that the righteous judgment of God cannot long be delayed."

Und in einem aufklärenden Flugblatt „Sichere Nachricht aus America" rät der ehemalige Jurist seinen Landsleuten: „...dafern ihr euch .... zu Ermangelung der meisten in Teutschland gewohnten Gemächlichkeit .... ein oder zwey Jahr resolvieren könnt, so .... gehet je ehender, je lieber, auß dem Europäischen Sodom auß ...." (7). Und ferner berichtet er: „Die per errorem sogenannten Wilden sind eines redlichen Gemütes, beleidigen niemand, und haben wir uns vor ihnen garnicht zu fürchten .... lasset uns von diesen Leuten Vergnüglichkeit zu lernen keine Scheu tragen, damit sie uns nicht dermaleinst vor dem Richter Stul JEsu Christi beschämen mögen...." (4.) — So empfanden die in Pennsylvanien geborgenen Christen dies Land als ein neues Kanaan, das ihnen nach der langen Knechtschaft in der Heimat beschert worden war. Häufige Briefe und einzelne Berichte zurückkehrender Glaubensboten teilten diese Stimmung den Daheimgebliebenen mit. Den nach Verinnerlichung Strebenden konnte solch Leben in schlichter, einsamer Arbeit als Glück, konnten jene einfachen Naturmenschen als Beispiel erscheinen. Pietistische Anschauung war es, daß es auf die Werke ebensosehr ankomme als auf den durch Luther für so wichtig erklärten Glauben. Von Söhnen und Enkeln so gesinnter Männer mochte, wie häufig im Wechsel der Generationen, die einmal gewagte Abweichung entschlossen zu Ende gedacht werden: wenn die Werke nur gut sind, scheint ihnen der Glaube herzlich gleichgültig. Für sie wird der Eingeborene des Landes, das ihre Väter ersehn-

ten, endlich zu dem besseren Menschen schlechthin, auf seine Gestalt vereinigen sich alle Gedanken, die über das Weltmeer gehen.

Das Fortschreiten der Kunst, fremde Landschaft und fremde Menschen zu schildern, hat diese Entwicklung begünstigt. Für jene Fähigkeit gilt zweifellos, was Schiller einmal für jede Erfahrung behauptet hat (9, 404): Ein Aufstieg in 3 Schritten: „1. Der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und ineinanderfließend. 2. Wir trennen einzelne Merkmale und unterscheiden. Unsere Erkenntnis ist deutlich, aber vereinzelt und bornirt. 3. Wir verbinden das Getrennte, und das Ganze steht abermals vor uns; aber jetzt nicht mehr verworren, sondern von allen Seiten beleuchtet." — In den ersten Dichtungen wie in den ersten Reisebeschreibungen, die sich mit Amerika beschäftigen, ist eine vage Vorstellung von diesem Kontinent als einem Ganzen vorhanden: Eine ferne, reiche Inselwelt taucht vor unseren Augen auf. Aber viel mehr als die Ahnung ungeheuren Genusses und Nutzens, der von dort winkt, wird uns nicht gegeben, es fehlen die Worte, durch die das Gefühl in Anschauung verwandelt werden könnte. Persönliche Kenntnis des Landes mangelte ja all diesen Dichtern, sie nahmen ihr Wissen bestenfalls aus den Händen der Reisebeschreiber; von Leuten also, deren Beobachtung durch die Bedürfnisse ihrer Lage Richtung empfangen hatte. Der Eingeborene der neuen Inseln war natürlich für die Entdecker und Kaufleute als kundiger Führer und ausgebeuteter Arbeiter von höchstem Interesse, seine Erscheinung daher in jenen Berichten bevorzugter Gegenstand der Beschreibung. Hier also fanden die Dichter reichen Stoff, hier offenbarte sich eine kleine Welt, die ihnen als Mitmenschen brüderlich vertraut war und die doch die große Welt jenes fremden Erdteils in sich beschloß. In der neuen Welt heimisch gemacht wird die dichterische Phantasie durch den neuen Menschen.

II. Kapitel

Ein Reich der unverbildeten Natur

Der Mensch der neuen Welt.

A. Die Indianerin.

Europas Urteil über die Indianer zeigt von Anfang an den größten Zwiespalt: Tiere in Menschengestalt, „feig wie die Hasen und schmutzig wie die Schweine" (Anm. 10) sind's für die einen, für die andern edle und mutige Söhne der Gottesnatur. Ein Widerspruch, der natürlich ist im Denken einer Rasse, die Schwert und Kreuz zugleich über den Erdball getragen hat.

Die Literatur hat das Grauen vor den fremden Wesen mit der doch verwandten Gestalt in Schöpfungen wie Shakespeares Caliban (1613) und Spensers Wildvolk in der „Faerie Queen" (1609; 6, 8, 35) aufbewahrt. Noch bei Defoe (1719) ist dieses Gefühl wirksam, wenn er schildert, wie Robinson von fern das Treiben der Kannibalen beobachtet (186, 204); hier ist dann aber auch die Entwicklung gegeben, die vom Mitleid zum Verständnis führt.

Erinnerung an die Antike bereitet in dieser Richtung ein günstiges Urteil vor. Wildgewachsene Spätlinge des goldnen Zeitalters sieht Montaigne (1580) in den Cannibalen. **"En ceux là sont vives et vigoureuses les vrayes . . . . et naturelles vertus, . . . lesquelles nous avons abastardies . . ., les accomodant au plaisir de nostre goust corrompu" (lib.1, chap. 30).** Und in Deutschland dichtet ein Jahrhundert später der weitgereiste Christian Wernicke (1701): „Man fand in Indien der ersten Unschuld Spur, / Ein Volk, das ohne Zwang gehorchte der Natur."

Breite Wirkung konnte diese Art der Betrachtung erst gewinnen, als man sie auf den Boden christlicher Moral stellte. In

England geschah das am Anfange des 18. Jahrhunderts. Damals predigte Defoe durch seinen „Robinson" Nächstenliebe zu den andern beseelten Gottesgeschöpfen, damals schrieb Steele 1711 für seinen „Spectator" die Geschichte von „Inkle und Yarico", die der Ehrfurcht für die Frau dienen sollte und der Anfang wurde für einen Kult jener Frau, die der Erzählung als Beispiel gedient hatte: der Indianerin.

Seinen Stoff fand Steele, der Güter auf Barbados besaß, in des Ritters Ligon Geschichte dieser Insel (1657): eine Indianerin rettet einen schiffbrüchigen Europäer vor der Mordlust ihrer Landsleute, flieht mit ihm nach dem nächsten kolonisierten Eiland, eben Barbados, und wird dort von dem Undankbaren als Sklavin verkauft.

Die Wirkung dieser Erzählung im pietistischen Deutschland war ungemein groß (Anm. 11). 1739 erscheint die „Spectator"-Uebersetzung der Gottschedin, 1744 verwertet J. A. Cramer in den Bremer „Beyträgen" die erste Hälfte der Fabel zu einer Satire im Stil der Robinsonaden, 1746 erscheint die ganze Geschichte, durch schöne Verse und eine gehörige Nutzanwendung geziert, in Gellerts Fabeln. Zehn Jahre später erzählt Bodmer die lehrreiche Begebenheit mit schweren Hexametern, zu gleicher Zeit wandelt sie sein Landsmann Geßner durch Anfügen eines versöhnlichen Schlusses zur Idylle. — Die Idylle nimmt Dorat (1761) nach Frankreich hinüber, Champfort gibt sie an Deutschland zurück — als Lustspiel (1764). — Das Theater wird nun für mehrere Jahrzehnte Yaricos Heimat. Champforts Comedie wird zweimal, von Pfeffel (1766) und Vogel (1818), übersetzt. In Leipzig verspürt 1766 ein Schüler Gellerts, der Student Goethe, Lust, den Yaricostoff für das Theater zu bearbeiten (W. A. 4, 1. 79). Ein 1769 anonym erschienenes Trauerspiel in 3 Akten gibt der Handlung einen für Inkle tragischen Abschluß; diesen Abschluß übernimmt wenige Monate darauf Faber für seine 5 aktige Alexandrinertragödie und Pelzel für seinen Einakter. — In England, dessen Geschmack damals die beiden Georges, der königliche Dandy und der König der Dandys, bestimmten, verschaffte Colman the younger der dankbaren Geschichte nochmals Heimatrecht: auf der Operettenbühne (1787).

Die neue Form fand keinen geringeren Beifall als die alte; für Deutschland wurde das erfolgreiche fremde Stück natürlich sofort gebrauchsfertig gemacht, durch den Hamburger Bühnenleiter F. A. Schröder 1794. Die Form des Singspiels versuchte der Breslauer K. E. Schubert erfolglos nachzuahmen (1798). (Anm. 12.)

All diese Werke sagen uns über die Art der Indianerin, zu fühlen und zu handeln, gewiß genug. Diese Yarico empfindet lebhaft und folgt unbedenklich ihren Empfindungen. Sie weiß nichts von Falschheit, von Geld und ähnlichen europäischen Erzeugnissen. Natürliche Schönheit, Stärke und Tugend machen sie liebenswürdig. — Die äußere Hülle solcher Vorzüge freilich lassen unsere Dichter unbeschrieben. Ein „orangeroth", ein „gelbroth", ein „dunkles" Mädchen, mit Federn und Muscheln geschmückt, bald mehr, bald weniger bekleidet — das ist alles. Noch nicht einmal über die Größe wird etwas gesagt. — Ebenso unbestimmt ist der Hintergrund, vor dem diese Gestalt steht: Ein Wald, offenbar tropisches Klima (denn sonst trüge man Kleider), in dem doch ungestört Nachtigallen singen. Champfort allein lokalisiert ihn, in Florida. Die Quelle, Ligon, meint allerdings mit „the Main" der geographischen Lage Barbados' nach sicherlich Südamerika. Jedenfalls — das ist wesentlich — sind in den Yaricodichtungen Beobachtungen (wenn auch oft aus zehnter Hand) verwertet, die an den Indianern des spanischen Amerika gemacht worden sind.

Die Herkunft aller dieser Dichtungen aus der moralischen Erzählung ist unverkennbar: Yarico ist wenig mehr als das Negativbild einer Europäerin, das Mädchen, wie es sein sollte. Und die Verherrlichung dieser Gestalt ist die Verehrung, die der Mann seinem weiblichen Ideal zu zollen pflegt. — Kein Wunder, daß man darauf kam, eine solche Wilde in einer europäischen Umgebung auftreten zu lassen. Weiße hat das in seinem Lustspiel „Die Freundschaft auf der Probe" (1767) getan. Für ihn und den Franzosen Favart (1771) war Quelle einer der „Contes moraux" Marmontels (1765; III, 123), in dem vom Wettstreit zweier Europäer um die Liebe einer Indianerin, Corali, erzählt wird. Diese Corali war wohl das Vorbild für Kotzebues Gurlin in seinem Lustspiel „Die Indianer in England"

(1789), mit dem diese Gegenüberstellung von Natur und Kultur die Runde um die Erde vollendet hat. Was tut es, daß diese zwei Indianerinnen in Wahrheit Indierinnen sind? Jene beiden Völker wurden stetig mit einander verwechselt, selbst von sehr gebildeten Leuten. Noch die Encyklopädie von Ersch und Gruber (1840) behandelt vorsichtshalber beide Begriffe zusammen in einem Artikel. Und in Meyerbeers „Afrikanerin" (1865)*) erscheint die Hauptperson nicht wie eine Negerin, sondern geschminkt und kostümiert wie eine Indianerin, betet aber dabei mit den ihrigen zu Brahma. — So konnte es ein andermal, in Kaffkas Lustspiel „Die junge Indianerin" (1805), wieder eine Südamerikanerin sein; der Schauplatz ist statt England Spanien, wo man anscheinend nach des Verfassers Meinung noch mehr pikantes Gewürz verwenden darf. Nordamerikanerin wird die edle Wilde in Karl Fr. Scheiblers „Pocahuntas" (1781) (Anm. 13).

Statt nach Europa konnte man die Handlung auch von Amerika in die Südsee (Anm. 14) verlegen.

Ein letzte Möglichkeit endlich war die Hinzufügung der zeitlichen zur räumlichen Ferne. In Bodmers Epos „Colombona" (1752), das die Entdeckungsfahrt des Columbus schildert, gehört die ganze Liebe des Verfassers der jungen Lamisa, die den Spanier Bleda vom Tode rettet und folglich heiratet. In Schönaichs Drama „Montezum" (1763), ebenso wie in Zachariaes epischen Fragment „Cortez" (1767) nimmt die indianische Geliebte des Eroberers — hier Zares, dort Almeria — die Teilnahme des Lesers am stärksten in Anspruch.

Eine indianische Jungfrau steht auch im Vordergrunde aller jener poetischen Werke, die das entschwundene Reich der Inkas (Anm. 15) verherrlichen: Alzire, Zilia, Cora oder Ynti genannt. Hier hat endlich die Verklärung des Naturvolkes die Spitze erreicht: Das Volk des Inka ist nicht nur der Natur näher als seine europäischen Bedrücker, es ist ihnen auch überlegen durch seine friedfertige Kultur. Freilich ist ein Mensch, der naiv und zivilisiert zugleich ist, kaum vorstellbar, schwerlich darstellbar. So verflüchtigen sich denn alle Elemente der Anschauung, die Gestalten bestehen nur noch aus Gefühl und großen Gesten, die sie

von der antikisierenden Tragödie übernommen haben. An Amerika erinnert hier nichts mehr als der Name.

Auffällig ist bei allen diesen Dichtungen um die Indianerin der völlige Mangel an Männern. Selbst der Inka und seine Krieger scheinen die Waffen nur zum Schmucke zu tragen, nur unter Tränen ziehen sie das Schwert. — Hier mag in der Tat die weichere Gemütsart und die unmännliche Erscheinung der südamerikanischen Indianer, über die von Columbus an jeder Reisende berichtet hatte, auf die Literatur gewirkt haben. Wenn in einem Inkadrama ein männlicher Held auftritt wie Kotzebues Rolla (1795), oder wenn gar in Meißners „Diego de Colmenares" (1792) eine Indianerin, statt empfindsam zu leiden, blutige Rache nimmt, so geschieht das zu einer Zeit, in der mehr die nordamerikanischen als die südamerikanischen Indianer für die dichterische Darstellung bestimmend sind. Bei diesen wog der weibliche Typ vor, bei jenen der männliche.

B. Der Indianer.

Das Klima Nord- und Südamerikas ist so verschieden wie das Europas und Afrikas, nicht weniger sind es die Menschen. Die körperliche Größe und Gewandtheit, der rauhe und kriegerische Sinn der nordamerikanischen Indianer mußte den Reisenden wert der Erwähnung, den Dichtern würdig der Darstellung erscheinen. — Edmund Spenser, dessen Freund Walter Raleigh 1585 Virginia gegründet hatte, fügte in das 6. Buch seiner „Faerie Queen" (1609) die Gestalt eines „saluage man" ein, der manchen Ritter an „cortesie" beschämt, sodaß eine der Damen ausruft:

> "In such a saluage wight, of brutish kynd
> Amongst wilde beastes in desert forrests bred,
> It is most straunge and wonderfull to fynd
> So milde humanity, and perfect gentle mynd." (c. 5, 23.)

Dieser Mann, der so ganz anders ist als andere Wilde (c. 8, 35), sollte vielleicht eine Allegorie für Virginien sein; wenigstens



weist eine dunkle Andeutung, er sei aus edlem Blute (c. 5, 2), darauf hin.

Auch die Franzosen hatten ein Reich im nördlichen Kontinente gewonnen; ihre Dichter aber dachten an die neuen Untertanen ihres Königs erst, als jenes Land wieder verloren war: 4 Jahre nach der Abtretung Kanadas an England erscheint Voltaires Geschichte vom edlen Kanadier: **"L'Ingénu"** (1767). Auch dieser Hurone ist von edlem Blute, er entpuppt sich bald genug als ein Franzose, der in zartem Alter unter die Wilden geraten ist. So ist er als ein Harmloser aufgewachsen; er sagt, was er denkt, und tut, was er mag. Im kanadischen Kriege wird er von den Engländern gefangen und nach Frankreich entlassen. Mit den Europäern glaubt er genau so umgehen zu können wie mit den Wilden und Bären seiner Heimat. Das bekommt ihm schlecht. Er wandert in die Bastille; ein Mädchen, dessen Herz er gewonnen hat, muß seine Freiheit mit ihrer Unschuld erkaufen und stirbt vor Scham und Kummer. Der Kanadier wünscht sich zu den Kannibalen zurück: "On les appelle sauvages; ce sont des gens bien grossiers, et les hommes de ce pays-ci sont des coquins raffinés" (21,272). Endlich wird er Offizier in Frankreichs glorreicher Armee.

Dieses Werk ist ein sehr geschickter Wurf. Seit Montesquieus „Lettres Persanes" (1721) war es ja zur Mode geworden, Europa durch Reisende aus fremden Ländern im Sinne des Verfassers kritisieren zu lassen. Auch der Kanadier ist eine Verkörperung des „bon sens", aber eine, die höchst lebendig wirkt. Seine Erscheinung wird anschaulich geschildert: Ein schlanker Jüngling in kurzem Wams und schlichten Sandalen, das lange Haar kunstvoll geflochten; entschlossen und einnehmend wie sein Gesicht sind seine Handlungen. Das ist's: er h a n d e l t, wo die anderen reflektieren. Und ein zweites wirksames Moment: er ist der erste N a t u r m e n s c h unter den exotischen Kritikern Europas; denn bisher hatte man nur Angehörige fremder Kulturen schreiben lassen: Perser, Türken, Peruaner, Chinesen. Allerdings hatte Voltaire selbst schon früher eine ähnliche Figur geschaffen: den Quarteronen Cacambo im „Candide" (1759; 21, 546); später ließ er in der „Histoire de Jenni" (1775; chap. XIV, sq.) noch

einmal einen Indianer als Kind der „pure nature" handeln. Alle diese Gestalten sind Soldaten in dem Streit um den sittlichen Wert des Wilden; ein Streit, der in jenen Jahrzehnten durch Rousseaus Preisschriften (1749/50) aufs neue entfacht worden war. Gegen den Genfer wandten sich vor allem die Schule Buffons (Anm. 16), der die Natur Amerikas überhaupt als eine verwässerte, minder kräftige galt, aber auch bedächtige Skeptiker vom Schlage Wielands. Mit Rousseau gingen die ganze junge Generation und, weniger stürmisch, alle Anhänger des Glaubens an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur. Voltaire mochte wohl finden, daß der ganze Streit nicht über die Antithese hinausgekommen sei, die er schon 1736 in seiner „Alzire" (3, 267) geprägt hatte:

> **"L'Américain farouche est un monstre sauvage**
> **Qui mord en frémissant le frein de l'esclavage.—**
> **L'Américain farouche en sa simplicité,**
> **Nous égale en courage, et nous passe en bonté."**

Sein Hurone war der lebendige Beweis dieser zweiten Behauptung, ein anschauliches Bild zu den gestaltlosen Schwärmereien Rousseaus. So faßten ihn damals die jungen Menschen auf — l'Ingénu war Goethes Spitzname im Frankfurt der 70er Jahre —, so wurde er allen Gebildeten vertraut, zumal seit ihn Marmontel mit Grétrys Musik 1768 auf die Bühne gestellt hatte. An deutschen Nachahmungen fehlte es natürlich nicht: Zwei Schauspieler, Pleißner (1783) und Wieting (1786), haben aus der Oper je ein fades Lustspiel gemacht. Pleißner verlegt die Handlung nach Deutschland; dorthin hat ein junger Kaufmann von seinen Reisen den Wilden Akkum mitgebracht, damit er einem p.p. Publikum erzählen kann: „Wir leben so in Einfalt und Unschuld dahin, und ist die Vernunft schon hinlänglich, uns .... zurechtzuweisen." (18.)

Diese Nachahmungen entstehen in der Zeit nach dem **amerikanischen** Unabhängigkeitskriege, der in Deutschland dem Interesse für das rote Naturvolk durch in diesem Kriege hervorgetretene Erscheinungen wie die des Irokesenhäuptlings Josef Brand (Anm. 17) größere Lebhaftigkeit und Verbreitung gegeben hat. Lyrik und Prosaskizze wetteifern miteinander. Im „Lied

eines Wilden . . . in Nordamerika" preist Krauseneck (1778) den Cannibalen als dem brudermörderischen Europäer überlegen. Das würdige Hinscheiden eines stolzen Sohnes der Wildnis malt Schubarts Uebersetzung eines englischen Gedichts „Der sterbende Indianer an seinen Sohn" (1774; G. 361); das gleiche Stück hat C. M. Kuh nochmals übertragen (1792; G., 257). Schillers „Nadowessische Totenklage" (1797; 11, 234) (Anm. 18) gibt eine ähnliche Szene; den Sterbegesang eines Häuptlings hörten wir dort, hier wird einem andern das Grablied gebracht. Proben indianischer Großmut erzählten Schink (1785), Herder (1797; 18, 261) und Sophie von La Roche (1798; „Erscheinungen am See Oneida", II, 91); mit den alten Deutschen vergleicht Jean Paul diese Wilden im „Hesperus" (1792; 6, 207); Fr. Leopold zu Stolberg endlich weissagt eine Revolution der Roten und ein kommendes Inkareich (1782; Ink. 5, 250).

Ueberhaupt geht die Sympathie für die nördlichen Indianer auf die südlichen über: Jung-Stilling leiht dem Karaiben unbedenklich das majestätische Wesen des Huronen (Florentin v. Fahlendorn; 1783; 9. 140), Herder preist des Aztekenfürsten „Quatimozin" (1797; 29, 585) Standhaftigkeit im Leiden und schildert ein unvergleichlich glückliches Leben solcher Menschenkinder in der „Waldhütte" (1797; 18, 251). A. G. Meißner bringt es fertig, selbst barbarische Züge wie Tötung des nicht mehr wehrhaften Vaters durch den Sohn („Heldentugend am Oronookofluß"; 1785; 4, 218), Schwestermord aus Eidestreue („Das karaibische Denkmal"; 1792; 9, 19) und blutige Rache am untreuen Liebhaber („Diego de Colmenares"; 1779; 8, 138) groß und schön zu finden. Bürger gar singt ein jubelndes Cannibalenlied (1781; G. 319; allerdings mit Beziehung auf die Neuseeländer). — Das Theater ist in den 80er und 90er Jahren erfüllt von den Yarico-, Gurli- und Coradramen; ein Vorfahr des edelmütigen Rolla ist in Brühls Einakter „Das entschlossene Mädchen" (1785) der Häuptling Tongo. Hier wetteifern die Weißen und Roten an Edelmut, gewöhnlich aber schneidet bei Gegenüberstellungen der Europäer schlecht ab. So in den Sinngedichten von Kuh (1792; 1, 158, 249) und Pfeffel (1798; 8, 143), so bei

Seume, dessen Verserzählung „Der Wilde" (1801) diesem Gegenstand für Deutschland bleibende Form gegeben hat.

Dem Bilde des Indianers fehlen bei der Mehrzahl dieser Gedichte feste Züge. Der Unterschied zwischen nord- und südamerikanischen Roten ist unbekannt: Bald stellt sich uns ein Kannibale am St. Lorenzfluß, bald ein Hurone unter Kokospalmen vor. Damit ist auch über die Anschaulichkeit des Hintergrundes genug gesagt. Klar ist an diesen Menschen wieder nur die Art, zu fühlen und zu handeln, dargestellt: groß und edel sind sie im Denken und Tun, frei von Furcht aller Art, stark an Körper und Geist, unbeschwert vom Staube der Kultur. Dieser Hurone ist der Mensch, in den sich all die jungen freiheitsdurstigen Leute — es sind ja lauter Dichter der neuen Generation genannt worden — hineinwünschen. Farblos blieben die Bilder trotzdem; das lag am Stoff. Die Reisenden jener Jahre wußten ihre Eindrücke nur unvollkommen zu vermitteln. Sogar die Gelehrten (Anm. 19) arbeiteten mit unvollkommenem Material: Camper (za. 1770) setzt den Schädel des Nordamerikaners mit dem des Kalmücken gleich, und Blumenbach (za. 1776) klagt zwar über die „seltsamen Erdichtungen, die man von den charakteristischen Eigenheiten dieser Rasse verbreitet hat", doch unter den vielen Dutzenden seiner Schädelsammlung sind nur 2 Exemplare von Indianern. Auch das Bildmaterial (Anm. 19) der wissenschaftlichen Werke scheint sehr unvollkommen gewesen zu sein, wenn ein gebildeter Mann wie A. W. Schlegel noch 1817 gestehen kann, es habe ihm niemals gelingen wollen, sich „einen anschaulichen Begriff von den Eingeborenen Amerikas zu machen" (12, 522). In den illustrierten Ausgaben schöngeistiger Werke kann man Indianer sehen, die bald ein afrikanisches Profil (Brühl, Cooper) und Straußenfedern als Kopfschmuck (Brühl), bald asiatische Züge und Bärte (La Roche) zeigen. Die Inkas werden (wohl in Anlehnung an den Gebrauch der Bühne) in einem antikisierenden Kostüm dargestellt, nur das leicht gedunkelte Antlitz der Männer, die Sparsamkeit weiblicher Bekleidung und hie und da eine Feder erinnert an die Heimat dieser Leute. — Indianer selbst gesehen hat von den erwähnten Dichtern nur einer: Seume. Bei ihm kommt zu der Ueberlegenheit der äußeren Erfahrung eine Ver-

tiefung des inneren Erlebnisses: Er sehnte sich nicht nur danach, solch ein Mensch zu sein; er stand in Wahrheit jener erbärmlichen Zeit so stark und still und sich selber treu gegenüber, wie sein Kanadier dem europäischen Unwesen. So bedeutet diese Dichtung selbst dem Kunstwerk Voltaires gegenüber einen Fortschritt: fester in den Linien, frischer in den Farben steht nun die Gestalt des Wilden vor uns. Der feurige Jüngling ist ein Mann geworden, aber doch im Wesen geblieben, was er am Anfang war: „Ein Canadier, der noch Europens / Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte."

C. Die Neger.

Gewalt hat ein zweites Naturvolk, die Neger, nach Amerika verpflanzt; darum ist auch das Leitmotiv aller Dichtungen, die sich mit den amerikanischen Mohren beschäftigen, Gewalt. Zwei politische Ereignisse lenken am Ende des 18. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit des Deutschen der Sklavenfrage zu: Der Freiheitskampf der Kongreß-Staaten Mitte der 70er Jahre, nach 1791 der Aufstand der Schwarzen auf Hayti. Zwei Bücher bilden Prolog und Epilog dieser Ereignisse: Raynals "Histoire des Européens dans les deux Indes" (1770) und Rainsfords „Geschichte der Insel Hayti" (dt. 1806).

Neger treten natürlich schon vorher in deutschen Dichtungen auf; von ihnen ist hier nicht zu reden. Daß die dunkle Hautfarbe ein äußeres Zeichen des finsteren Geistes ist, der die Schwarzen erfüllt, steht für hellere Völker, die mit jenen feindlich zusammentreffen, von vornherein fest. Europäische Dichtungen und arabische Märchen („1001 Nacht") stimmen in dieser Hinsicht völlig überein. Die Arbeitstiere auf den Antillen und schließlich die a m e r i k a n i s c h e n Neger überhaupt hatten nichts mehr an sich, was man hätte zu fürchten brauchen. So konnte sich ihnen früh ein billiges Mitleid zuwenden.

Das westindische Sklavenelend wird für Deutschland vielleicht zum erstenmale im „Schlesischen Robinson" (1723) geschildert; dort wird kurz erzählt, wie „Bukanier" (Seeräuber) einen Knecht

loskaufen, der aus Furcht vor seinem Herrn in den Busch entflohen war und sich dort 14 Tage lang von rohem Fleische genährt hatte. — Hiermit hebt eine reiche Folge von Gräuelgeschichten an. Voltaire weist gelegentlich (Candide, Chap. 19; 1759) auf die Not der Schwarzen hin; des Voltairianers Raynal Buch wird eine rechte Fundgrube einschlägiger Anekdoten. Die Sentimentalität seiner Parteinahme färbt auf alle ab, die von ihm abschreiben.

„Der Schwarze in der Zuckerplantage" stimmt im Wandsbecker Boten (1773; Claudius 1, 13) ein rührendes Klagelied an, von Krauseneck wird ihm ein gefühlvoller Liebessang in den Mund gelegt, 1776), bei Pfeffel erklärt er seine Gleichgültigkeit gegen einen Freiheitskrieg, der ihn in der Sklaverei läßt (1779; 2, 70), im „Göttinger Musenalmanach" richtet er einen Appell an das christliche Fühlen der Weißen (1783). — Die Rache eines gequälten Negers schildert Krauseneck in der kurzen Verserzählung „Zween Neger" (1778), Pfeffel wandelt in einem ähnlichen Falle die Vergeltung in hochsinnige Vergebung um (1796; P. V. VII, 120). Ein anderes Beispiel afrikanischen Edelsinns enthält eine Vademecum-Sammlung von 1778 (abgedr. A. D. B. 40, 112). — Der treu dienende Mohr ist in diesen Jahren auf dem Theater als Vertrauter beliebt: So Amilcar bei Favart ("L'amour à l'épreuve"; 1771), der Mohr im „Sturm und Drang" Klingers, Jndi aus Albrechts „Engländern in Amerika" (1790), Kotzebues Xury („Papagei"; 1792) und Klährs Questo („Wer zuletzt lacht, lacht am besten"; 1817). — Als Helden großen Stils bringt den Neger 1786 Dalberg mit seiner Uebersetzung des Oroonokodramas auf die Bühne, das nach der Novelle der Aphra Behn (1688) von Southerne 1696 geschrieben und von Hawksworth 1759 den veränderten Forderungen der Bühne angepaßt worden war. Es ist die tränenreiche Geschichte vom Untergange eines jungen Negerfürsten, der als Sklave seine Geliebte Imoinda wiederfindet und sie nur durch den Dolch vor den frevelhaften Händen der Weißen bewahren kann. Schwarze Heroen gleichen Schlages haben jetzt das große Wort in allen Dramen, die sich mit dem Aufstande von 1791 beschäftigen. Schon 1792 stellt Döhner „des Aufruhrs schreckliche Folge" vor, Kotzebue beendet 1796

„unter tausend Tränen" sein historisch-dramatisches Gemälde „Die Negersklaven", dessen düsterem Schlußbild er liebenswürdigerweise für den Bedarf der Bühne ein helleres Duplikat beifügt. Imoinda und Oroonoko sind dort zu Marie und Omar, hier zu Ada und Zameo geworden. — 1797 schildert Herder in seinen „Negeridyllen" (18, 224) Beispiele von Grausamkeit und Güte gegen Sklaven, idyllischen Charakter trägt auch Hagemanns Schauspiel „Seliko und Berissa", eine Liebesgeschichte unter Schwarzen ohne tragischen Einschlag (1793). Von Grausamkeit und Treue der Neger erzählt J. J. Brückners Abenteuerroman „Graf Robert und sein Freund St. Michel" (1800), in dem sich Motive aus der Erhebung Haitis mit Erinnerungen an den ägyptischen Feldzug Napoleons (1798) und das Verschwinden des Weltumseglers La Perouses (1785) mischen.

Rainsfords Buch erregt noch mitten im Drang der Napoleonischen Jahre das Interesse für die Neger; vielleicht gerade wegen des Zusammenhanges der Ereignisse in Frankreich mit denen auf St. Domingo; war doch die Expedition dorthin seit Aegypten der erste Fehlschlag des Korsen. — Motive aus Rainsford verwebt 1810 der Hamburger Albrecht zu einer Erzählung „Scenen der Liebe in Amerikas heißen Zonen"; hier ist Moros Dolchstoß für Kiula nicht die Rettung vor der Schmach, sondern Rache eines Eifersüchtigen, der sie des Einverständnisses mit einem Europäer verdächtigt. Die Liebe zwischen einem Neger und einer Weißen hatte schon Döhner ungeschickt geschildert, mit reifer künstlerischer Kraft gestaltet Kleist (1811) die Geschichte der Neigung der Mulattin Toni zu einem flüchtenden französischen Offizier, dem Schweizer Gustav von der Ried. Tod sollte ihm wie allen weißen Gästen im Hause des grimmen Negers Congo Hoango die schöne Toni bringen, Liebe gibt sie ihm und hätte gern sein Leben erhalten, das Mißtrauen des Weißen aber stößt sie und ihn in den Tod. An Albrecht hat sich Kleist vielleicht in Einzelheiten angeschlossen, ihm wiederum ist Körner aufs engste gefolgt, der mit schwächeren Händen die Novelle einer dem Stoff nicht angemessenen dramatischen Form geopfert hat (1812); neu ist hier nur der nach Kotzebues Muster glückliche Schluß. Dennoch hat sich

sein „Toni"-Drama länger als ein Jahrhundert in der Gunst des Publikums erhalten.

In einer Hinsicht ist das Bild des Negers von dem des Indianers völlig verschieden: Jener interessiert immer als Einzelperson, selten wird er in der Umgebung seines Stammes gezeigt, oft erscheint seine Nationalität ganz vergessen; die Neger sind stets als Masse gedacht; jeder einzelne ist nur Vertreter des gemeinsamen großen Leides. So spiegelt die Dichtung die Weise wieder, in der diese Naturmenschen dem europäischen Reisenden entgegentraten: der Rote als Einzelgänger auf Märkten und in Wäldern, die Schwarzen als Arbeitermassen der Plantagen. Jenseits dieses Unterschiedes zeigt sich große Aehnlichkeit der Entwickelung: der anfangs eigenartarme Gefühlsmensch bekommt immer mehr bestimmte Züge, freilich nicht in organischer Entwicklung, sondern durch einfache Herübernahme; aus dem orientalischen Phantasiekreise stammt der schwarze Vertraute, aus englischem Schrifttum der königliche Sklave. Diese beiden Figuren, auf die des geduldig leidenden Liedersängers folgend, bezeichnen auch hier einen Uebergang vom passiven zum aktiven, männlicheren Typ. Noch Oroonoko handelt nur aus Notwehr; Congo Hoango aber mordet, weil ihm die Rache fürchterliche Lust ist. Aehnlich unterscheidet sich die stets tugendsame Imoinda von Toni, die unbedenklich morden hilft, bis Leidenschaft ihr es anders gebietet. Kleist besaß freilich keineswegs mehr Kenntnisse als die anderen (die Namen seiner Neger verraten das), doch er konnte diesen Menschen das starke Empfinden seines gequälten Herzens geben, dies St. Domingo so düster malen, wie ihm die Welt erschien. Seine Gestalten sind von einer inneren Wahrheit, die keine der anderen Dichtungen erreicht.

Ueber das Aeußere der Schwarzen ist meist wenig gesagt, obwohl doch die seit den Kreuzzügen gereifte Kenntnis von ihnen sicherlich mehr wußte als über den Indianer. Alle gelegentlichen Aeußerungen verraten denn auch fast durchweg Vertrautheit mit Erscheinung und Sitten der Afrikaner. Vielleicht durften die Dichter beim Publikum ähnliches Wissen vermuten; jedenfalls aber verband sich hier mit der Schilderung nicht der Wunsch, selbst der Geschilderte zu sein. Dieses ist auch der zweite, stärkere Grund

für das Fehlen scharf umrissener Einzelpersonen in der Gesamtheit der Schwarzen. Diese bildet gegenüber jenem lichten Bilde des Indianers nur den Hintergrund, vor dem die düstere Figur des Europäers noch dunkler erscheint.

---

2. Der Staat der neuen Welt

A. Kolonien.

Aus Eroberern und Kaufleuten sind die Europäer in der neuen Welt zu seßhaften Kolonisten geworden; der Kaufmann und der Pflanzer sind daher die beiden Arten von Weißen, die auch das erträumte Amerika beleben.

Der Mann, der auf den neuen Inseln „Fortun gemacht" hat, war vielleicht dem 17. Jahrhundert sympathisch erschienen; seitdem aber das Interesse für seine Gegenspieler, die bedrückten Naturkinder, erwacht ist, verdunkelt sich sein Bild mehr und mehr. Das Lob der Wilden wird bei Montaigne, Spenser, Wernicke und Steele notwendig zum Tadel des Weißen; Steeles Inkle, der seine farbige Lebensretterin Yarico als Sklavin verkauft und das Geständnis ihrer Mutterschaft nur zu einem Preisaufschlag benutzt, ist zum sprichwörtlichen Vertreter europäischer Habsucht geworden. Er ist ein Mensch, der keinen Wert kennt als das Geld, der um Geldes willen vor keiner Lüge und keiner Untat zurückschreckt. „Inkle" heißt „Zwirnband" und heißt auch „leeres Versprechen"; ein schäbiger Kaufmann und Lügner zugleich ist der Träger dieses Namens. Seiner schönen Larve verfallen die arglosen Kinder einer sanfteren Natur; er stößt sie ins Elend und fährt hohnlachend davon, um den Preis seiner Schandtat sicher in der Heimat zu genießen.

Zwang allein kann zunächst den Europäer an der Rückkehr verhindern: Schiffbruch oder Aussetzung. Ein Mann auf einer Insel; das ist die Form, in der für die Dichtung der schweifende Abenteurer zum Ansiedler wird; so bei Grimmelshausen (1670), so bei Defoe (1719). Das Schmerzhafte dieser Weltabgeschiedenheit wird freilich immer weniger empfunden. Robinson fühlt

Heimweh, die von ihm auf seiner Orinoco-Insel angesiedelten Männer aber nur noch das Behagen des neuen Zustandes. Schnabel schließlich hat in seiner Kolonie auf der Insel Felsenburg Menschen geschildert, die, der verdorbenen Welt bewußt, die Einsamkeit vorziehen.

Durch diese Begrenzung ergibt sich zugleich eine im übrigen unbeschränkte Freiheit; der Wille eines oder mehrerer Gefährten ordnet sich dem des Einen unter, keine Robinsonade seit dem „Simplicius" kennt es anders. Die zunächst heilvolle Schrankenlosigkeit solcher Herrschaft schlägt zum Schlimmen aus, sobald nicht mehr Not, sondern Gier nach besserer Ausbeutung Ursache der Niederlassung wird. Als unmenschlicher Despot erscheint der Pflanzer, unter dessen Peitsche die Neger der Zuckerplantagen robotten, als räuberischer Eindringling und ungastlicher Rohling der Farmer an der Indianergrenze.

Daraus, daß meist moralische Zwecke mit solcher Schwarzmalerei verfolgt wurden, erklärt es sich, daß bald auch lichte Gestalten weißer Rasse an die Seite der Bösewichter treten. Wenn die unter Gesetzen lebenden Menschen schlecht sind, so muß Güte wohl außerhalb des Gesetzes zu finden sein: Die Seeräuber vertreten im Anfang die Sache der bedrückten Unschuld; so im „Schlesischen" (1723) und „Amerikanischen Robinson" (1724). Dann erscheinen einzelne Weiße, die Vertrauen und Liebe einzelner Farbiger zu gewinnen wissen: Voltaires „Candide" (1759), Klingers Kapitän („Sturm und Drang"; 1776), Kotzebues Georg („Papagei"; 1792) und alle, die neben einem treuen roten Freunde oder schwarzen Diener stehen. Selbst Inkle wird von Geßner und anderen mit mannigfachen Künsten gerechtfertigt und seiner Yarico zu einer dauernden Schäferidylle wiedergegeben. — Die Figur des Kolonisten hatte im Anfange keine Flecken gehabt; Robinson ist kein Tugendheld, aber Mensch guten Willens. Neben ihm stehen bei Defoe Spanier als Vertreter guter, Engländer als Beispiele schlechter Gesinnung unter den Ansiedlern. Neben Inkle erscheint gern ein Weißer als Retter der bedrohten Unschuld: so bei Geßner der heilsam strafende Gouverneur, so bei Champfort der väterlich ratende Quäker Mawbrai. Gegenüberstellungen ähnlicher Art finden sich in allen Dichtungen, die vom Pflanzer-

leben erzählen; der edle Gouverneur und der grausame Vizegouverneur in Dalbergs „Oroonoko"-Drama zeigen die letzte Formulierung dieser Auffassung: In Wirklichkeit ist der Wille der weißen Rasse gut, nur minderwertige Elemente, die sich zeitweilig in den Vordergrund drängen, führen ihn vorübergehend zum Schlechten.

Der Nationalität nach sind diese Europäer meist Engländer, seltener Franzosen, Spanier merkwürdigerweise nur in Einzelfällen (Anm. 20). Besonders die Vertreter des Guten aber zeigen wenig von den Zügen nationaler Eigenart, mit denen damals die dichterische Phantasie Engländer und Spanier auszeichnete. Diese lichten Figuren sind im Grunde gute Deutsche jener empfindsamen Zeit. In der Tat haben ja damals Deutsche als wahre Christen unter Negern und Indianern gewirkt: die Herrnhuter. Ihr Beispiel und ihre Nachrichten mögen bei manchem Dichter bestimmend gewesen sein für die Zeichnung von Menschen, die als Christen an ihren farbigen Brüdern handeln. Zeugnisse solcher Auffassung finden sich in den Gedichten Zinzendorfs (1738/41; 128, 161, 287) und in Stücken wie der Reimepistel des Herrnhuters Gregor (1771), die Goethe als Vorlage für seinen Versbrief an Silvie von Ziegesar diente (1808; W. A. I., 4, 236). Besungen hat das Wirken deutscher Auswanderer Friedr. Leopold von Stolberg noch vor dem Unabhängigkeitskriege (1774; 1, 54).

Fremdlinge bleiben alle diese Europäer in der neuen Welt, selbst als Kolonisten. Auch der Quäker Mawbrai, den Champfort (1764) auf die Bühne stellt, ist ein Engländer. Die gemeinsame Siedlung auf dem Boden des Gegenkontinents schafft aus den Vertretern der verschiedenen Nationen für die Phantasie keine Einheit. Auch in den letzten Jahrzehnten des Säkulums läßt man Engländer, Franzosen und Spanier in den Regionen der neuen Welt auftreten, zumal als Sklavenbedrücker. Alle günstigen Züge aber hat nun eine neue Gestalt übernommen, die erst durch den Freiheitskrieg der 13 Kolonien denkbar geworden ist: der Amerikaner.

B. Die Revolution.

Die Entwicklung des Steuerstreits der 13 englischen Kolonien in Nordamerika zu einem Kampf um Leben und Freiheit verfolgte das deutsche Bürgertum mit einer Anteilnahme, wie sie vorher kaum irgend ein Krieg in Deutschland selbst hervorgerufen hatte. In allen erwachte ein unbestimmtes Gefühl, daß hier etwas unerhört Neues, auch für Europas Zukunft Entscheidendes geschah. Die Freunde der bestehenden Ordnung vergaßen vor Empörung alle Haltung und beschimpften die nie gesehenen „Rebellen" maßlos, die Unzufriedenen aber machten die Sache der Bürger, die der Willkür eines Fürsten sich widersetzten, zu ihrer eigenen. Der Aufstand der Kolonien ward zum Signal der bürgerlichen Revolutionen, die in den nächsten fünfzig Jahren Europa erschüttern sollten.

Die Küste Virginiens, die bisher fern irgendwo im Weltmeer hinter England gelegen hatte, war nun mit einemmale ganz nahe gerückt, sie bildete den Gegenstand täglicher Gespräche (Anm. 21). Stoff dafür lieferten reichlich die Zeitungen (Anm. 22), denen zum erstenmal ein politischer Vorgang fast zensurfrei zur Erörterung stand. Selbst in die Spalten der literarischen Zeitschriften, des „Teutschen Merkurs" und des „Deutschen Museums", sogar der „Allg. deutschen Bibliothek", dringt die Politik; nicht weniger bemerkbar macht sie sich in den Briefen der Zeitgenossen. Und wie die Alten droben für und wider stritten, so spielten die Kinder auf der Straße Engländer und Bostonianer. — Gesteigert wurde die Teilnahme noch durch jenes höchst unwürdige Eingreifen deutscher Fürsten in den überseeischen Krieg: den Verkauf von 30,000 Soldaten an England, unter dessen Fahnen mehr als ein Drittel dieser Fremdenlegion in der Ferne geblieben ist.

Die Parteinahme zeigt sich durch Ort, Stand und Alter bedingt. In Schwaben, am Rhein und in Hamburg äußerte sich die Begeisterung für die Republik am lebhaftesten, lediglich englandfeindlich war man in Preußen, englandfreundlich dagegen in Hannover, wo der gefürchtete Professor Schlözer, einer der ersten Gelehrten und der führende Journalist jener Jahre, wider die Rebellen donnerte. Ueberhaupt hielten die Männer der Wissen-

schaft das Unrecht der Kolonien für bewiesen, die Laien aber folgten weniger dem Buchstaben der Gesetze als dem eigenen Rechtsempfinden. Dazu waren natürlich eher als die Alten die Jungen geneigt, denen der Kopf erfüllt war mit Rousseaus wilden Sätzen und die Brust voll von Sehnsucht nach Freiheit und Natur; unter dieser Jugend aber am feurigsten die Dichter, in deren Phantasie das erhoffte neue Weltalter schon lebendig war. — Zum erstenmale entsteht eine politische Lyrik, die nicht nach Hofinteressen orientiert, sondern wirklich Aeußerung innersten Fühlens ist.

Gereimte Berichte im Stil der alten Flugblätter werden im Lande verbreitet, so „Ein neues Lied von Amerika" (Ditfurth, 2, 4; 1773): „Wie die Zeitungen berichten,/Hört man von Amerika,/ Daß sie dort viel Aufruhr stiften/Und ein Krieg darüber nah." Lieder voll billigen Trosts und großer Versprechungen übt man den verschacherten Soldaten ein; so singen die Braunschweiger (Ditfurth, 2, 5; 1776): „...Silber und Gold, Gut und Geld/ Was man suchet in der Welt,/ Findt man in Amerika!" und die Hessen (Ditfurth, 2, 8; 1777): „...das rothe Gold/ Das kommt man nur so hergerollt!", und in einem dritten Liede heißt es: „...nun aber erwartet uns Ehre und Gold" (Ditfurth, 2, 7) (Anm. 23). Der Ansbachische Feldprediger J. E. Heim schreibt den aufbrechenden Truppen einen „Gesang nach Amerika" (1777) in dem von Klopstock für das Deutsche gewonnenen und durch Gleims Grenadierlieder volkstümlich gewordenen Versmaß der „Chevy-chase". Krauseneck kleidet seinen „Feldgesang eines teutschen Grenadiers in Nordamerika" (1778; S. 177) in das gleiche Gewand; ähnliche Weisen sind nach dem Tagebuche des Soldaten Döhla auch während des Feldzugs gesungen worden (Americana Germanica 1, 3, 85, Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter XIX, 225). — Weniger freudig klingen Lieder, die den entfernten Soldaten und ihren Lieben von Dichtern in den Mund gelegt werden so Fr. Leopold zu Stolberg „Lied eines deutschen Soldaten in der Fremde" (1775; 1, 73), Krausenecks „Abschied eines Teutschen von seiner Geliebten beim Feldzuge nach Amerika" (1777; S. 99), Weppens „Klage einer Hessin bei dem Abschiede ihres Geliebten" (1778; S. 352) und die „Abendphantasien eines Hessen in Ameri-

ka" (1780; Goedecke 1, 785). — Bald aber wandelt sich die Klage in ernsten Tadel und bitteren Spott, leise in Niemeyers Warnung „An Deutschland" im März 1778 (22, 36), laut in Pfeffels „Lied eines Negersklaven" (1778; 2, 70): „Wohl Dir, liebes Afrika, / Nun behältst Du Deine Kinder, / Schon verkauft Germania / Seine Söhne wie die Rinder." Die Tadler mehren sich mit dem unglücklichen Ausgang des Feldzuges: 1782 erscheint Göckingks Gedicht „Golddurst" (3, 112); 1783 verwerten das gleiche Motiv Boie zu einem Spruch „Kunz und Hinz", Pezzl in dem Roman „Faustin" (216) und Schiller für sein Trauerspiel „Kabale und Liebe" (3, 388). Noch später (Anm. 24) finden sich Verurteilungen dieses durch deutsche Fürsten getriebenen Menschenschachers in aufklärenden Schriften wie Herders „Humanitätsbriefen" (1797; 18, 211) und Engels „Fürstenspiegel" (1798; 3, 154).

Klagelieder legt man den deutschen Söldnern, heldenhafte Gesänge aber den Aufständischen in den Mund. Im „Teutschen Merkur" erscheint 1775 (3, 105) das „Lied eines jungen Engländers in Amerika", der über sein zartes Alter klagt, dem Waffendienst noch nicht erlaubt ist, Schubart fügt seiner „Deutschen Chronik" im gleichen Jahre das „Freiheitslied eines Kolonisten" (Ged., 193) ein, dessen Strophen wiederum im feurigen Gang der „Chevy chase" schreiten; dasselbe Maß verwendet das „Kriegslied eines Provinzialen" von Göckingk (1782) und ebenso das „Lied einer Amerikanerin" (Cit. n. Gallinger, 64), die ihre Liebe nur dem Verteidiger des Vaterlandes verheißt. — Die Menschlichkeit in der Führung dieses Feldzuges konnte Klopstock noch 1780 mit seiner Ode „Der jetzige Krieg" (O., 20) feiern: „. . . Du bist die Morgenröthe / Eines nahenden großen Tags!" Dieser Prophezeiung gab Schubart begeistert (1774, 1789; W. 6, 159; 7, 165) und widerwillig Wekhrlin (1781; Am. Germ. 4) Ausdruck in politischen Horoskopen, deren Prosa schon poetisch genug ist; Friedr Leopold zu Stolberg unternahm es dann mit seiner „Zukunft", in wohlgefügten Hexametern ein solches Horoskop zu stellen, nach dem die kommende Zeit in hohem Grade unter amerikanischem Einfluß stehen werde. Am lautesten läßt solche Töne erklingen eine 1783 in der „Berliner Monatsschrift" erschienene alkäische Ode „Die Freiheit Amerikas" (Zeitschrift für deutsche

Kulturgeschichte 3, 188) (Anm. 25), die den „Herkules Washington" preist, der gelehrt hat, die Despotie „das Scheusal, / Mutig in jeglicher Zone fällen", über die rühmliche Beendigung des „edlen Kampfs für Freiheit und Vaterland" jubelt und endlich die neue Welt in Worten schildert, die besser, als andere es vermöchten, die Summe der Vorstellungen jener Dichter wiedergibt:

„O Land, dem Sänger theurer als Vaterland!
Der Sprößling deiner Freiheit steigt schnell empor
Zum Baum, in dessen sicherm Schatten
Ordnung und Recht und Gesetz gedeihen.
Dein Schiffer deckt die Meere, die goldne Saat
Füllt deine Fluren, Tugend und Treue blühn;
Der Miethlingssklave sieht's und staunet,....
Segnend die bessere Hemisphäre,
Wo süße Gleichheit wohnet, wo Adelbrut,
Europens Pest, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt...
... Euch singt noch oft mein schüchternes Saitenspiel,
Hellenen unsrer Tage, der Fabelzeit
Erstandne Helden, kühn und bieder,
Arm, aber frei; ohne Prunk, doch glücklich!"

Großartige Worte, aber wenig Anschauung. Nach ihren Gefühlen und Handlungen werden die Bürger der neuen Welt beurteilt.

Ueber diese Taten konnte man freilich auch anderer Meinung sein; das beweist Schlözers herbe Kritik dieses Gedichtes (1783; St. Anz. 4, 140), die den „edlen Kampf für Freiheit und Vaterland" als „für Hancock und Contreband" travestiert, das beweist ein Gedicht in K. P. Moritz' „Anton Reiser" (1786; 3, 153) und ebenso Wekhrlins Ode „Ueber die Insurgenten" (1780; Am. Germ. 4), in der dieses Mannes ganzer Abscheu vor einer Nation, die „mäßig aus Schwachheit, nüchtern aus Mangel" ist, zum Ausdruck kommt und in die Prophezeiung ausbricht: „Menschlichkeit! Einst dörftest du erleben, / Daß dieser begeisterte Pöbel, / Von einer wilden Freiheit betrunken / Deine größte Geisel wird." Nicht weniger skeptisch, aber ohne diese frei nach Buffon vorgetragene Gelehrsamkeit spricht den Epilog zu dem lyrischen Sturm dieser Jahre wiederum das Flugblattlied (D; II, 32; 1783): „Es

kann nicht sehr lange währen, / Republiken dauern nie — / Also gibt's uns kein Beschweren — / Letztlich kommt doch Monarchie."

C. Amerika.

Nach Friedensschluß entfalten sich im Roman und im Drama die Vorstellungen, deren erste, unentschiedene Gestalt die Lyrik gezeigt hatte. Europas Soldaten kamen nun zurück, die Köpfe erfüllt von Gedanken, deren Recht sie jahrelang umkämpft hatten. Nicht nur die Verbündeten der Sieger — an deren Spitze Lafayette, der Bannerträger bürgerlicher Freiheit, in deren Reihen St. Simon, der kommende Prophet der proletarischen Bewegung, heimkehrten —, auch die deutschen Söldner waren voll Bewunderung für die freigestrittenen Staaten. Zwar: die Begeisterung der Amerikafreunde in der Heimat bedurfte kaum noch einer Steigerung, wohl aber die Deutlichkeit, mit der man sich den Gegenstand dieser Empfindung vorstellte. 1786 reiste Lafayette durch Deutschland; man drängte sich, den Herold der Menschenrechte zu sehen. Schriften, die vom nordamerikanischen Freistaat erzählten, fanden eifrige Leser: Von 1770 bis 1800 zeigt die damals größte Bücherschau des Reichs, Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek", 42 Reisebeschreibungen und 59 geographische oder historische Werke, die sich mit Amerika beschäftigen, an; besondere Zeitschriften (Anm. 26) sammeln Material für dies Wissensgebiet, dessen umfassende (freilich unvollendete) Bearbeitung der Hamburger Professor Chr. D. Ebeling 1793—1803 unternommen hat. Besondere Aufmerksamkeit erregen die Bücher, deren Verfasser selbst Amerikaner sind, besonders die Briefe Washingtons (übs. 1796) und die des Hector St. John de Crevecoeur (übs. 1784 und 1788) (Anm. 27). Das Buch des letzteren hat für viele zum erstenmale vollgültig die Frage beantwortet, was denn eigentlich ein Amerikaner sei. Diese Frage umschreibt auch das für die Amerikadichtung jener Zeit wichtigste Problem.

An eine vorhandene Vorstellung muß jede neue anknüpfen: Voltaires „Ingénu" hatte sich als Franzose entpuppt; ähnlich zeichnet Cumberland seinen „Westindian" (1771) * als einen

Londoner Kaufmannssohn, der, ohne von seiner Herkunft zu wissen, in Jamaica erzogen worden ist. Dieser Westindier trägt die Haare nicht mehr geflochten, kein kurzes Wams und indianische Sandalen; aber im Reden ist er an Offenheit und Frische, im Handeln an Mut und Edelsinn dem Huronen ebenbürtig. Hier also ist ein Weißer, der sich als solcher fühlt, aber trotzdem ein Sohn der jungfräulichen westlichen Heimat seiner Kindheit geblieben ist. Für die deutsche Bühne wird diese Gestalt durch J. J. Bodes Uebersetzung * und F. L. Schröders Darstellung gewonnen (1792), groß und dauernd ist der Erfolg. Neu bearbeitet wird dieses Lieblingsstück das Publikums 1810 von Reinbeck (W. 6) und 1815 von Kotzebue (33, 27) für das Theater an der Wien. Der Westindier Belcour, der den Stolz des Engländers mit der Natürlichkeit des Wilden vereint, ist **der erste Amerikaner auf der deutschen Bühne.**

Engländer, aber erfüllt von einem wilden Drange nach natürlicher Freiheit, sind auch die Menschen, denen Klinger in seinem Drama „Der Wirrwarr" auf dem Boden Amerikas ein Erleben hat zuteil werden lassen, das Christian Kaufmann, der Genieapostel, beim Hören mit den dunklen Worten „Sturm und Drang" bezeichnete; dieser neue Titel ist dem Stücke geblieben. Klinger hat dies Drama 1776 hingesetzt, während er selbst alle möglichen Wege versuchte, um als Offizier, gleichgültig auf welcher Seite, zu der „Campagne (Anm. 28) nach Amerika" zu kommen. Aus Lust an der freien Welt und am wilden Kriege sind auch die beiden Helden seines Dramas, Carl Bushy und Harry Berkley, nach Amerika gegangen, aber alte Feindschaft ihrer Familien stellt sie dort, ähnlich den brudermörderischen Nationen, haßvoll gegeneinander. Der gemeinsame Kampf für die Freihet, daneben Liebe und günstige Zufälle führen zur Versöhnung und machen die beiden fähig, ein glücklicheres Leben im neuen Lande zu beginnen. Ernst und würdig steht neben den jungen Freiheitskriegern der alte, Berkley, der Kongreßgeneral, Harrys Vater. — „Die Engländer in Amerika" könnte das Stück auch heißen; und in der Tat hat unter diesem Titel J. F. E. Albrecht eine ganz ähnliche Handlung 1790 dramatisch gestaltet. Die Rolle Berkleys spielt hier ein würdiger alter Plantagenbesitzer Fant; auch sein Sohn

(der allerdings unter britischer Fahne dient) heißt Harry. Nicht unwürdig steht diesem Paar der englische General d'Alton nebst seinem Sohne gegenüber, der wie Klingers Carl unter einem fremden Namen dient.

Klinger mag bei der Zeichnung seines Berkley an Männer wie Putnam und Washington (Anm. 29) gedacht haben; Fanks Figur ist zweifellos bestimmt durch die Vorstellungen, die man damals in Deutschland von der „Gesellschaft der Freunde" und ihren Niederlassungen in Pennsylvanien hatte. Auf der deutschen Bühne war schon mit der Uebersetzung von Champforts „Jeune Indienne" die Figur des Quäkers erschienen; vertraut wird sie den Dichtern nun durch die Beschäftigung mit der Persönlichkeit Franklins, der 1766 in Deutschland gewesen war, und dem Buche des H. St. John. Franklin haben Gedichte von Schubart (1788; W. 8, 233) und A. v. Klein (1793; 178), sowie die Säkulargesänge von A. W. Schreiber, Z. Werner und J. J. v. Gerning gefeiert (Sauer, Säk. 28, 42, 91), am lautesten hat Herder den „Weisen von Philadelphia" (Anm. 30) gepriesen (1793; 17, 4). Herder hat auch aus den Briefen St. Johns den Stoff zu einer Verserzählung genommen, in der ein Quäker, Walter Mifflin, als Sklavenbefreier auftritt: „Der Geburtstag" (1797; 18; 224) (Anm. 31). Walter Mifflin ist 15 Jahre später (1812) von Kotzebue zum Helden eines Dramas „Die Quäker" gemacht worden, in dem sich ähnlich wie bei Albrecht der würdige Pflanzer und Englands General gegenüberstehen; der Sohn des Generals macht hier mit seiner Zügellosigkeit eine sehr schlechte Figur neben Mifflins Sohn Eduard. — Allzugroße Würde freilich wird leicht als lächerlich empfunden; so kann schon 1791 Bösenberg in seinem Einakter „Die amerikanische Waise" den Vertreter der traditionellen Rolle des alten Vormunds, der eifersüchtig sein Mündel bewacht, nennen: „Mifflin, ein alter Philosoph und Astronom". Im gleichen Jahre wird ins Deutsche übertragen ein englisches Lustspiel der Susanna Centlivre, „Die vier Vormünder" (1706), in dem ein bigotter und beschränkter Quäker eine komische Rolle spielt.

Englischen Typ zeigen auch die Frauen dieser Stücke: Jenni bei Klinger und Bösenberg, Liddy bei Albrecht, Maria bei

Kotzebue. Auch sie bewahren den natürlichen Sinn und den raschen Mut der Wilden: Am stärksten in des Grafen A. F. v. Brühl Einakter „Das entschlossene Mädchen" (1785) die Miß Betsi, die ihren indianischen Geliebten Tongo durch Mut und rasches Handeln dem Tode entreißt. Ein Motiv, das der Oper nicht entgehen durfte: C. W. Contessa hat 1816 das Libretto geschrieben.

Der friedliche, männliche Pflanzer und die frische, lebhafte Amerikanerin sind nun die Vertreter Amerikas gegenüber dem in dieses Land gesandten Offizier, für den die Hand der fremden Schönen zur reizendsten Verbindung mit der fremden Welt wird. In dieser Weise stehen in Babos Lustspiel „Die Winterquartiere in Amerika" (1778) der Kolonist Frank, seine Tochter Wilhelmine und der Hauptmann von Bernau nebeneinander, ebenso in Weppens Lustspiel „Der hessische Officier in Amerika" (1783) der Farmer Eduard, seine Schwester Betty und der Lieutenant Feldberg. Feldberg kehrt mit seiner Kriegsbraut nach Deutschland zurück; einen deutschen Offizier mit seiner amerikanischen Frau auf deutschem Boden zeigt Bretzners Lustspiel „Das Räuschgen" (1786). Als halber Amerikaner erscheint hier der zurückkehrende Major Busch seinen Landsleuten; den gleichen Eindruck machen der Oberst Plettenberg in Lenz' „Waldbruder" (1776; 5, 126) und der alte Seldorf in Therese Hubers Erzählung „Die Familie Seldorf" (1795; Erz. 1830 III, 1); bis zur Lächerlichkeit treibt sein Amerikanertum der ehemalige Kapitän eines Kaperschiffes, Alexander Falkenklau, in des jüngeren Stephanie Lustspiel „So muß man Füchse fangen" (1786; VI, 3). — Halbe Amerikaner sind auch die Kaufleute, die wie Merciers „L'habitant de Guadeloupe" (1782) von den reichen Inseln mit gefüllter Börse heimkehren, deren Inhalt sie zunächst verheimlichen und dann zur Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters verwenden. Reinbeck versucht als erster, diesen Stoff für die deutsche Bühne zu gewinnen (1796 „Der Virginier"), nach ihm Kotzebue (1798 „Die Verwandtschaften"). Daß ein von drüben Kommender notwendig reich sein müsse, ist über jeden Zweifel erhaben. Zwar während des Krieges waren Soldatenbriefe und gelehrte Betrachtungen voll von Klagen über den elen-

den Wechselkurs und die geringe Kaufkraft des Papierdollars gewesen; der wirtschaftliche Aufschwung des Freistaates nach dem Frieden erneuert aber rasch die alte Meinung, daß auf amerikanischer Erde das Geld leichter gedeihe.

Die Handlung dieser Stücke: das Erscheinen eines reichen Fremden auf dem Boden der alten Welt brauchte nur mit dem Charakter des englischen Amerikaners verbunden zu werden, um eine letzte Möglichkeit der Gruppierung zu zeigen: einen wirklichen Amerikaner in Europa. Nach England hat Bösenberg diesen Vorgang in seinem Schauspiel „Großmuth und Liebe" (1792) verlegt; der hochherzige amerikanische Farmer und Offizier „Sir" Manly bringt durch Geld und gesunden Verstand eine sehr europäisch verwirrte Handlung in Ordnung. Auf deutschem Boden zeigt den „Amerikaner" ein von N. G. Brämer nach dem Italienischen des Federici bearbeitetes und unter dem Namen des Schauspieldirektors Wilhelm Vogel herausgegebenes Lustspiel (1799). Wilhelm Lips aus Labrador ist nach Deutschland gekommen, um sich eine Frau zu holen, so wie man sich eine Ware holt. Er findet diese Ware auch, aber nicht, ohne daß sein Herz gesprochen hat; ein anderes, ihm von ihrem geldgierigen Vater ursprünglich bestimmtes Mädchen vereint er natürlich mit dem Manne ihres Herzens. Eine solche Erscheinung mußte bei dem empfindsamen Publikum reichen Beifall (Anm. 32) finden.

Bei dieser letzten Zusammenstellung wird das Bild des neuen Menschen am deutlichsten gezeichnet; von dem vertrauten Hintergrunde hebt sich die fremdartige Figur klar ab. Dieser ehrliche Kaufmann mit seinem klaren Verstande, seinem geraden Sinn und einfachen Sitten ist von gleicher Art wie die Berkley, Faut und Mifflin. Diese Amerikaner vereinigen die Tugenden der Wilden mit den Vorteilen der Kultur: edlen Mut und unbefangene Ehrlichkeit mit planmäßigem Handeln und vernünftiger Bildung. Ihre Söhne sind englische Vettern des „Ingénu", ihre Töchter gehören ebenso zu Clarissas wie zu Naricos Verwandtschaft. Die eigentlichen Vertreter des neuen Staates aber sind die würdigen Glieder der gereiften männlichen Generation, ideale Bürger, in denen alle Eigenschaften des sorgenden Hausvaters

und tätigen Menschenfreundes mit der heiteren Unbefangenheit einer unverdorbenen Natur vereint sind. Gesichtsbildung und Kleiderschnitt dieser Leute stellte man sich in englischen Formen vor; mit einer Abweichung: der Oberst Manly sowohl, wie Wilhelm Lips tragen eine lange, bis zu den Knöcheln reichende Hose.

Das Bild dieser neuen Menschen wird von keinem Schatten getrübt. Alle Schandtaten, die gegen Indianer und Neger in gleichzeitigen Dichtungen verübt werden, führen Europäer aus; oft ist der edle Amerikaner dem schurkischen Europäer ausdrücklich gegenübergestellt. Den Versuch, auch einen üblen Sohn des jungen Landes vorzuführen, macht allein Weppen in seinem „Hessischer Offizier", er stellt neben den edlen Farmer Eduard einen Doktor Stambold, der in Europa Bartputzer gewesen ist und jenseits des Wassers nun asa foetida, sein Allheilmittel, in Dollars verwandelt. Er ist der erste Vertreter des Allzuamerikanischen.

So wenig Dunkel bei so viel Licht — und dann der Gedanke: Hinter den Hügeln dieses Kulturlandes wohnen die wilden Söhne der freien Natur — das mochte wohl gar Manchem den Wunsch erwecken, die Heimat solcher Menschen mit eigenen Augen zu schauen.

Die Auswanderung ist der zweite große Gegenstand der Amerikadichtung jener Tage. — In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren seit den Tagen der Welser zum erstenmale nicht nur von der Not gestoßene Bauern und Kleinbürger, sondern auch zielbewußte Kaufleute wie Peter Hasenclever (1764) und Joh. Jakob Astor (1783) (Anm. 33) in die neue Welt hinübergegangen, nicht ohne den Erfolg ehrlicher Arbeit zu gewinnen. Deutsche Offiziere wie Steuben und Kalb hatten im Unabhängigkeitskriege auf wichtigen Posten gestanden. Briefe, Tagebücher (Anm. 34) und mündliche Berichte der deutschen Soldaten sprachen von großen Möglichkeiten in dem neuen Lande. Was Wunder, wenn die Zahl der Auswanderer zunahm; was Wunder, wenn manche Dichter der jungen Generation, denen langsam die Ohnmacht ihres guten Willens und ihrer jugendlichen Kraft gegenüber den ehern erstarrten Formen der heimischen Verhältnisse klar wurde, in diesen Jahren planten, Deutschland hinter sich zu lassen.

1775 dachte Goethe, 1776 Klinger, 1777 Kaufmann und Bürger, 1783 Schiller an Auswanderung (Anm. 35). Gesteigert war das Interesse an dieser Frage auch bei Schriftstellern, die in einer Küstenstadt (wie Albrecht) oder in den Gebieten des Soldatenhandels (Weppen, Krauseneck, Seybold) ansässig waren. So sind in den Dichtungen jener Jahrzehnte Heimatflüchtige außerordentlich häufig.

Um einen Rang zu gewinnen, will in Lenz' Fragment gebliebenem Drama „Die Laube" (1776) der unglücklich verliebte Konstantin nach Amerika gehen, unglückliche Liebe und Ehrsucht treibt auch Herz, den „Waldbruder", (1776) in den überseeischen Kriegsdienst. H. L. Wagners „Kindermörderin" (1776) wünscht sich, ein Mann zu sein, um drüben für die Freiheit mitstreiten zu können. Eine Episode in Großmanns Lustspiel „Nicht mehr als 6 Schüsseln" (1777) zeigt den Hofrath Reinhard im Streit mit seinem Sohne Fritz, der nach dem neuen Freistaat ziehen möchte, um dort Offizier zu werden, wenn er es in Europa nicht darf. An Amerika denkt auch der Held von Gemmingens Lustspiel „Die Erbschaft" (1779), der Hauptmann Braunau, als ihm eine Vereinigung mit dem geliebten Mädchen in der Heimat unmöglich erscheint. Stephanie der Jüngere zeigt in seinem Lustspiel „Das Loch in der Türe" (1786; Sch. 6, 317) einen verabschiedeten Freibeuter, Herrn v. Klings, der nach Amerika möchte, weil man dort „eben Leute braucht, die sich allenfalls totschlagen lassen". Mit ähnlichen Absichten läßt auch Benedikte Naubert zwei Söhne der „Amtmannin von Hohenweiler" (1791) nach Amerika gehen und mit Rang und Ehre geschmückt zurückkehren. — Neben diese Personen, deren erstes Motiv ist, Soldat werden oder bleiben zu wollen, treten andere, die wirtschaftlich gescheitert sind. So schreibt Schubart eine lustige Ballade (um 1780), die besingt, wie „Der kalte Michel" mit seinem Herrn, dem Feuersnot und lustig Leben den Beutel geleert haben, nach Amerika ausreißt und sein Glück macht „beim großen Washington". Dorthin möchte auch der mittellose Student Hofer in Hagemanns Schauspiel „Der Rekrut" (1783). Kotzebues Schauspiel „Der Papagei" (1792) zeigt einen Kaufmann, der mit Reichtümern aus dem Westen zurückkehrt, und den Diener eines anderen, der nach „Eldorado"

will, um „Kieselsteine zu sammeln" (vgl. Candide, chap. 18). Goethe läßt Cäcilie „Stella" gegenüber angeben, ihr Mann sei als Kaufmann nach Amerika gegangen und dort gestorben (1776; W. A. I, 11, 136). — Eine besondere Gruppe wirtschaftlich Gescheiterer bildeten die Bauern. „Die Wildschützen" des jüngeren Stephanie (1780; Sch. 5, 287) schildern, wie ein festgenommener Jagddieb unter die für Amerika angeworbenen Truppen gesteckt werden soll; zu seiner großen Zufriedenheit, denn er hat schon als Bub gehört, daß es auf der „Insel Phanien" viel schöner sei als hier zu Lande. Als Glück betrachtet die Rekrutierung für den amerikanischen Feldzug auch der Bauer Knauf in Krauseneck's „Werbung für England" (1776), während der Held dieses ländlichen Lustspiels, Vater Brawe, froh ist, auf der armen Heimatscholle bleiben zu können. Besitzer, die, durch Mißgeschick gezwungen, Haus und Hof verkauft haben, um drüben neu anzufangen, werden von Merk in der Geschichte „Herrn Oheims des Jüngeren" (T. Merk, 1782; 4, 144) und von Iffland in den „Jägern" (1785; Akt 3, Sz. 13) erwähnt. Was in solchen Fällen als letzter Rettungsversuch eines Einzelnen erscheint, soll als Sicherung für eine Gemeinschaft von den Freunden des Wilhelm Meister eingerichtet werden: Die Mitglieder der Turmgesellschaft in den verschiedenen Weltteilen verbürgen einander ihre Existenz für den Fall, daß eine Staatsrevolution den einen oder den anderen von seinen Besitztümern völlig vertriebe (1796; W. A. I, 23, 235).

Als eine Heilsanstalt der Vorsehung erscheint das Westland dem frommen Jung Stilling: „Florentin von Fahlendorn" (1781; 83), „Tillmann und seine Familie" (1814), der Pfarrerssohn Bernhard („Der Nachtwächter und seine Tochter", 1811) geraten sehr wider ihren Willen auf den neuen Kontinent; aber siehe, dort schlägt ihnen alles wunderbar zum Guten aus, und sie kehren als bessere und glücklichere Menschen nach Europa zurück (Schr. 9, 1; 12, 312, 41, 160). Eine ähnliche Wirkung einer unfreiwilligen Amerikareise schildert Chr. Aug. Fischers Roman „Sophie, oder die Einsiedler am Genfer See" (1795): Der durch unglückliche Heirat und anderes Mißgeschick zermürbte Graf von R... kommt in Kriegsdiensten nach Westindien, der andere Him-

mel macht ihn zu einem anderen Menschen; freudigen Mutes besteigt er das heimwärts führende Schiff. Aehnliche Erfahrung wünscht sich der „Zamori" des Franz v. Kleist in der neuen Welt (1793; Ges. 2, Str. 8) und findet sie (auf einer Südseeinsel). „Ueberzeugt, in Amerika Anfang und Fortgang des Anbaus der Vernunft und der Erde zu finden", ist der Briefschreiber von Sophie La Roches „Erscheinungen am See Oneida" (1798) nach der neuen Küste gesegelt; seine Erfahrungen in einer frei nach Ebeling, St. John und St. Pierre geschilderten Ansiedlung schenken ihm neuen Frieden der Seele. Chr. F. Timmes „Wenzel von Erfurt" (1785) hofft nach langen Irrfahrten durch Europa, in Suriname Ruhe zu finden. Der Held von Schöpfells Roman „Hirum-Harum" (1789), der mit einem Luftballon über den Atlantic geflogen ist, wird drüben von seinem Spleen gründlich geheilt. Sogar „Hans Heiling, vierter und letzter Regent der Luft-, Feuer- und Wassergeister" (1798) erlangt nach Chr. Spieß auf Mexikos Bergen einige Zeit Erholung vor den Nachstellungen des in der alten Welt beheimateten Teufels.

Als Mittel betrachten all diese Leute die Reise nach der neuen Welt, als einen Weg, auf dem man einmal wieder in die Heimat zurückkehren kann, wenn man Stand und Besitz oder seelische Kraft gewonnen hat, die das Leben im alten Lande würdig oder erträglich machen. Bietet sich eine anständige Möglichkeit, sofort im Vaterlande bleiben zu können, so ergreift sie der Bauer (Stephanie, „Wildschützen") wie der Offizier (Gemmingen, „Erbschaft") mit gleicher Freude. — Nur ganz fern steigt hie und da der Gedanke auf, vielleicht könne diese Fahrt auch Selbstzweck sein, etwa jenseits des Meeres sich eine neue Heimat finden. Nur in ganz seltenen Fällen freilich ist diese Möglichkeit folgerichtig verwirklicht. So durch Sprickmann in seiner Novelle „Nachrichten aus Amerika" (D. Museum, 1776; 992), in der ein junger Kaufmann nach mannigfachem Mißgeschick im freien Lande eine Ehe mit der Magd seiner Mutter begründet. „Ein Land, wo das Unglück seiner Familie ein Geheimnis war, mußte Reize für ihn haben, gegen die er in seinem Vaterlande keine Schadloshaltung sah." David Christoph Seybold erzählt zwei Jahre später die Geschichte eines deutschen Offiziers, „Reizen-

stein", der in Amerika sein Glück machte, die Schwester des Lords Barbington, Augusta, heiratet und mit Hilfe dieses Mannes den neuen Freistaat reformiert und all seine Freunde im Frankenlande bewegt, die deutsche Sklaverei zu verlassen, um mit ihm in Carolina glückliche Menschen zu werden. Abscheu vor dem Soldatenhandel deutscher Fürsten und dem Elend der gesellschaftlichen und familiären Verhältnisse in Europa bewegt auch in Klingers „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" (1798) den Feldprediger Hadem, nach seiner Heimkunft aus dem amerikanischen Kriege zusammen mit seinem Zögling Ernst v. Falkenberg, dem die Fäulnis des europäischen Wesens fast das Herz zerfressen hat, dem Vaterlande zum zweitenmale und für immer den Rücken zu kehren.

Drei übereinander ruhende Wunschvorstellungen von Amerika sind in dieser Auswandererliteratur (Anm. 36) deutlich zu unterscheiden: bald sucht man in dem reichen Lande Verbesserung der äußeren Verhältnisse, bald im Reiche der unverbildeten Natur Erneuerung des inneren Menschen, endlich im Staate freier Bürger eine bessere Heimat. Jedes dieser Bilder entsteht aus dem vorhergehenden: dem größeren Reichtum dieses Kontinents entspricht eine glücklichere Natur seiner Bewohner, unter besseren Menschen aber muß ein freierer Staat entstehen. Jede dieser Gestalten schließt die früheren ein: unter solch glücklichen Geschöpfen erblüht dem Fremden leichter Wohlstand, im freien Staate findet man bei guten Menschen Besitz und Zufriedenheit.

„Amerika" und „Vereinte Staaten Amerikas" sind so seit dem Unabhängigkeitskriege gleichbedeutend geworden; sie sind es bis in das 20. Jahrhundert hinein geblieben. Dieser Staat tritt an die Stelle der glücklichen Inseln, auf die man sich geträumt hatte, seine Bürger treten an Stelle des edlen Wilden, dessen Gesellschaft man ersehnt hatte. Nach Norden wendet sich die bisher auf Mexikos Golf eingestellte Phantasie. Südamerika, die Heimat der Yarico, versinkt für ein Jahrhundert neben dem Glanze der freien virginischen Küste ins Dunkel.

Die Auswandernden sind Soldaten, Kaufleute und Bauern, ab und zu ein Student dazwischen. Meist folgen sie der Not,

selten jugendlicher Abenteuerlust. Nur wenige gewinnen den festen Entschluß, drüben sich eine neue Heimat zu schaffen; aber auch diese bleiben dort Deutsche; Deutsche sind auch die reichen Heimkehrer vom Schlage des „Virginiers". Vergebens wird man eine Figur suchen, die dem „Ingénu" oder dem „Westindian" entspräche: einen amerikanischen Naturmenschen, der sich zu seinem eigenen Erstaunen als ein Deutscher entpuppt.

Hier also erscheint eine gegebene Entwicklung nicht zu Ende geführt. In der Tat, sie ist nur aufgeschoben. Ihre Vollendung wird verzögert durch Veränderungen in Europa, die alle Aufmerksamkeit, auch die der Dichter, von der fernen Küste in die Nähe zwingt.

* * * *

Die französische Revolution hat die Begeisterung für die republikanische Staatsform stark herabgestimmt. Mit Schrecken sieht man in der Nähe, wie eine Demokratie aussehen kann. Laut werden nun die Stimmen (Anm. 37), die an der Vortrefflichkeit auch des amerikanischen Freistaates zweifeln. Den nennt 1790 der Freiherr v. Bibra in seinem „Journal von und für Deutschland" die Heimat der Anarchie, die sich jetzt über Europa verbreite. Der Militärschriftsteller D. v. Bülow schildert 1797 in einem nach eigenen Reiseeindrücken geschriebenen Buche dies „Land, wo die Spekulanten die Gesetze zum eigenen Vorteile machen" (1, 89), und das „bis zur Niederträchtigkeit und Gewissenlosigkeit eigennützige Volk" in den düstersten Farben und wendet sich wütend gegen die „Amerikomanen" (1, 237); ihm stimmt der Geograph Böttiger auf das lebhafteste bei. Zur Erklärung der von ihnen geschilderten Tatsachen knüpfen diese Männer wiederum an Buffon an: in der neuen Welt sei weniger Nahrungsstoff als in der alten auf gleicher Fläche oder in gleichem Volumen enthalten, so auch weniger sittliche Kraft im einzelnen Menschen. Schlözers Predigt gegen den demokratischen Despoten, den Pöbel, klingt wieder auf.

Auch die Dichter können solche Stimmen nicht ganz überhören. Zunächst stellen sie gern Amerika als besseres Beispiel neben Frankreich; das tut Klopstock zuerst rühmend (1790, „Sie und nicht wir", O. 72), dann kritisch (1795, „Zwei Nordamerikaner",

D. II, 106), warnend Gleim („Der Amerikaner an den Europäer", p. 10) und zuversichtlich Voß (1794; „Aufmunterung", G. IV, 247). Dann aber beginnt die dichterische Darstellung des Westlandes viel von ihrem Feuer einzubüßen.

Beispiele bös geratener Auswanderung waren in Robinsonaden als Einzelfälle erzählt worden: So in Meißners Skizze „Diego de Colmenares", 1779; W. 8, 5) und Benkowitz' Erzählung „Die Engländer unter den Karaiben" (1788). Warnend stellt Pezzl in einem Kapitel seines „Faustin" (1783; p. 246) das Elend der Auswanderer dar, die von den Seelenverkäufern durch Vorspiegelungen von einem Schlaraffenlande ins Elend gelockt worden sind; solch ein ehrloser Händler wird durch Stephanie den Jüngeren auf die Bühne gebracht (1786; Hagel im „Ostindienfahrer", Schsp. 6, 218). Volkstümliche Warnungen enthält M. Claudius' „Urians Reise um die Welt" (1786: N. 17, 320). Verurteilungen der Heimatflucht sind in der Auswandererliteratur häufig: Großmanns (1777) Hofrat Reinhold steckt seinen Sohn, der in Amerika gern Offizier werden möchte, als gemeinen Musketier unter die Soldaten, Gemmingens (1779) Hauptmann Braunau ruft, als ihm wider Erwarten doch „Die Erbschaft" und damit seine Mina zuteil wird: „Ich bin ein Deutscher und will ein Deutscher bleiben!" Weppens „Hessischer Offizier" (1783) und Bretzners Major Busch (1786) kehren mit ihren amerikanischen Bräuten nach dem weniger rauhen Europa zurück. Den Wert der Heimat in der Fremde erst recht erkannt hat auch Goethes Lothario, der Freund „Wilhelm Meisters" (1795). Er hat eingesehen, daß es ein Fehler ist, alles an eine Idee und nichts an einen Gegenstand wenden zu wollen, eine Torheit, drüben über dem Meere sich notwendig zu glauben, wenn die Heimat ihre Söhne braucht. So schreibt er denn jubelnd über das Meer: „Ich werde zurückkehren, und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: hier oder nirgends ist Amerika!" (W. A. I, 23, 20.)

Schiller, der als Jüngling sich im Westen „glückseligere Welten" (1776; 1, 27) geträumt hatte, plante um die Jahrhundertwende „ein Drama, worin alle interessanten Motive der Seereisen, der außereuropäischen Zustände und Sitten ... verbun-

den werden" (15, 1. H., 298). Im Stück sollten erscheinen: „ein Pflanzer, der anlandende Kaufmann, der Seemann, der Inder, der Europäer, der Halbeuropäer" (301), „Europäer, die in ihr Vaterland heimstreben, andere Europäer, die es verließen, um das Glück unter anderem Himmel zu suchen" (299), „ein Weltumsegler, ein Eingeborener, der ihn nach Europa begleitet" (300). Selbst die Eingeborene, die den Europäer liebt und nach seiner Abfahrt beweint, fehlt nicht, ebensowenig ein Weißer, der „die Schrecknisse der europäischen Sitten hassen gelernt" hat und „mit Hoffnung das neue Vaterland" umfaßt (300). Alle Gestalten und Motive dieser neuen Welt, die wir in Dutzenden anderer Dichtungen verstreut gefunden haben, wollte hier eine poetische Phantasie von überlegener Kraft zu einem Bilde zusammenfassen. Aber dieser Entwurf ist, wie eigentlich alle damaligen Vorstellungen deutscher Dichter von dem Lande des Westens, Fragment geblieben. Wohl nicht nur, weil „die sinnliche Breite des Stoffes" (an Goethe, 13, 2, 98) es dem Dichter schwer machte, das dramatische „punctum saliens" zu finden (15, I, 298). Die Begeisterung für die Freiheit des Westens war erloschen; nur das Preislied des Meeres in der „Braut von Messina" (1803; 14, 50) läßt einen leisen Nachhall der Freude an der lockenden Ferne hören. Vor der Jahrhundertwende aber empfindet Schiller wie mancher andere — z. B. Jenisch (Sauer, Säk. D. 591) — Schmerz über die Enttäuschung der großen Erwartungen, die der Freiheitskrieg der Kolonien geweckt hatte. Aus jenen Tagen wird der Seufzer stammen: „Nach dem fernen Westen wollt' ich steuern,/ Auf der Straße, die Columbus fand — / Dort vielleicht ist Freiheit, Ach, dort ist sie nicht ...." (11, 418). Mit fast denselben Worten wendet sich dann der Dichter des deutschen Volkes in den Versen „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" (1801; 11, 332) weg von allen Ländern, die auf Erden Freiheit verheißen, und resigniert schließt er: „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume, Und das Schöne blüht nur im Gesang."

III. Kapitel

Das neue, freie Vaterland

1. Die Vereinten Staaten

A. Europaflucht.

Das Reich der Träume war in der leidvollen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts freilich das einzige Gebiet, in dem ein Deutscher, zumal ein deutscher Dichter, seines Lebens froh werden konnte. Fremdherrschaft und Krieg im Lande erfüllten das erste Jahrzehnt; im zweiten warf eine durch die besten Männer der Nation geführte Erhebung der waffenfähigen Jugend, vom Glück begünstigt, den Feind aus den Grenzen — aber nur um den Fürsten, unter deren Fahnen sie gekämpft, Gelegenheit zu geben, 30 Jahre lang Freiheit und Fühlen dieser Jugend erbärmlich zu mißhandeln.

Amerika entschwindet im ersten Jahrzehnt fast völlig aus der deutschen Dichtung. Das hat seinen Grund in den politischen Vorgängen, die Abscheu vor Frankreich und damit vor der republikanischen Staatsform in Deutschland hatten groß werden lassen, in der Unterbrechung aller wirtschaftlichen Beziehungen durch die Kontinentalsperre und in der literarischen Einstellung der Dichter jener Tage, denen die äußere Welt nichts, die innere alles ist. Für die Phantasie des Romantikers liegen die Länder der Sehnsucht jenseits aller Wirklichkeit: nach Atlantis träumen sich Novalis und Hoffmann („Heinrich von Ofterdingen", 1800; W. 1, 28; „Der goldene Topf", 1814; 1, 337), Mörike nach Orplid („Maler Nolten", 1832, W. 2, 103), andere nach ähnlichen utopischen Gebieten. Welten für sich sind diese Länder, abgeschlossen und in sich vollkommen, wie allein das Leben des Traumes ist; von anderen Kontinenten weiß man dort nichts. Das Ich setzt das Nicht-Ich: wenn ich auf meinem Meierhofe in Atlantis weile, ist Europa mit all seinen Kulturgreueln nie gewesen.

Warum sollte solch ein Land nicht ab und zu Amerika heißen? Von Amerika hatten die Menschen dieser romantischen Generation in ihrer Kindheit oft und lebhaft sprechen hören; die Bedrängnis der Gegenwart gab dieser Erinnerung an eine schönere Ferne höheren Glanz. Da zieht Tiecks Wilmont, der „William Lovell" (1796 II, 370) erschlagen hat, in den Unabhängigkeitskrieg, um dort Platz für einen Lebenssatten zu finden. Dorothea Schlegel (deren jüdisches Blut hier erwähnt werden darf) will ihren „Florentin" (1801; 17), der kein Land in Europa hat Vaterland nennen dürfen, nach Amerika gehen lassen, um dort sich eine neue Heimat zu gründen. Eichendorffs Graf Leontin wandert in das Waldesgrün des neuen Weltteils, in dem noch die lebendige Freiheit blüht, die in Europa erstorben ist („Ahnung und Gegenwart", 1810; 3. Buch, 21 Kap.).

Nicht Werke ersten Ranges, sondern Unterhaltungsromane sind es, in denen dieses Motiv auftaucht. Diese wenig hohe Form der Literatur hat das Interesse an Amerika während der napoleonischen Zeit bewahrt. Hier bleibt die Reihe lückenlos: die Erzählungen der Romantiker schließen direkt an die Amerikaromane der 80er und 90er Jahre an; sie stellen den damals nur selten und zaghaft erreichten Gedanken, Amerika könne zur neuen Heimat werden, dem Gefühle gehorchend, ganz in den Vordergrund. So wird dasselbe Motiv nun auch in anderen Romanen gleicher Art stärker betont. Neben Dorothea Schlegel stellen sich zwei Frauen romantischen Einschlags, denen wir schon begegnet sind: Therese Huber und Benedikte Naubert. „Abentheuer auf einer Reise nach Neuholland" (d. i. das australische Festland), das man ja damals noch halb und halb zu Amerika rechnete, verhelfen in einer Erzählung der Göttinger Gelehrtentochter dem ehemaligen Revolutionär Rudolf zu einer neuen Heimat. Der Figur des Rudolf hat die Verfasserin alle Züge ihres ersten Gatten Georg Forster gegeben, den sie damals freilich nach Neuholland wünschen mochte (geschr. 1793; E. 1801, 1, 84). Die Leipziger Professorentochter schenkt dem Juden „Joseph Mendez Pinto" (1808), den Räuber, Polizei und Inquisition in Europa arg zugerichtet haben, eine Stätte dauernden Glücks auf „einer der entferntesten Inseln" Brasiliens. — Selbst in die volks-

tümliche Kalendergeschichte geht dieser Zug über: Hebel erzählt im „Rheinischen Hausfreund" die „merkwürdigen Schicksale eines jungen Engländers" (1808; W. 3, 99), der unschuldig gehängt, rechtzeitig abgeschnitten und jenseits des großen Wassers glücklich wird; Zschokke berichtet von der „Liebe der Ausgewanderten" (1815; N. 11, 293), die dort ein Asyl vor den Schrecken der französischen Revolution suchen. — Aus der trivialen Dichtung, dem Unterbewußtsein der Literatur, steigt das Traumbild Amerikas nun wieder in höhere Regionen poetischer Kunst empor.

Nach den Befreiungskriegen, als die vom Landesfeind geübte Bedrückung durch Fürsten und Adel fortgesetzt wurde, bemächtigte sich Ekel und Enttäuschung der Besten. „Fort, fort von hier, ich tauge nichts mehr auf Erden!" rief der alte Freiherr vom Stein (Arndt, W. 8, 200). Fort von dieser Erde strebten auch die Jungen, aber nur, um unter einem neuen Himmel eine bessere Heimat zu suchen. Der letzten Republik (Frankreich war ja wieder Monarchie geworden) wendeten sich die Blicke der Bedrückten zu. Eine neue Auswanderung begann; wiederum waren Dichter unter den Wanderlustigen: 1815 dachte Chamisso, 1817 Platen an einen Wechsel (Anm. 38) der Kontinente. — Platen weiht dem ersehnten Lande der Hoffnung feierliche Hexameter (1817; VI, 191); er, der noch 1815 ein Spottlied über Napoleons letzte Fahrt auf der „Northumberland" (6, 53) geschrieben hatte, läßt 1818 dem westwärts geführten Korsen „Colombos Geist" erscheinen und künden, die alte Welt werde nun der neuen die Führung abtreten müssen. Hundert Jahre früher hatte in England der Bischof Berkeley den gleichen Gedanken zu einem Gedicht geformt, dessen letzte Strophe anhebt „Westward the star of empire takes its way". Herder hatte 1792 ungenau, aber bezeichnend für seine und seiner Zeit Auffassung diese Worte wiedergegeben: „O Muse, nimmst du westwärts deinen Flug?" (W. 16, 127). Platen spricht mit der gleichen Schärfe wie vordem der Engländer: „Denn nach Westen flüchtet die Geschichte, Denn nach Westen wendet sich der Sieg" (Anm. 39). — Dieselbe Idee hatte weniger schroff Schenkendorf, „Als der Prinz von Brasilien Europa verließ" (1807; G. 12), in ein Gedicht gefaßt. Das „Kolumbus"-Gedicht der Louise Brachmann (1824; II, 182) ist

in ähnlicher Weise erfüllt von der Sehnsucht, die sich Flügel zu der Fahrt nach Westen wünscht.

Drei große Wellen hat die Auswanderung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschlagen, die Jahre 1818, 1831 und 1848 bezeichnen die Höhepunkte, denen jedesmal ein Anschwellen der Auswandererliteratur folgt. 1820 läßt Zschokke bei der „Gründung von Maryland" (1820; N. 6, 147) die neue Anschauung im historischen Kostüm vortragen: „Wie das Licht der Wissenschaften von Osten nach Westen zog . . ., so wandert auch die Freiheit westwärts . . . Wer kann es sagen, wie asiatisch dieses Europa in einigen Jahrhunderten werden kann!" (p. 245). So denken auch der Schweizer Fortunat und eine italienische Gräfin, die ihm zuerst als junger „Creole" (1830; N. 8, 63) verkleidet gegenüber getreten ist, und suchen zusammen sicheres Glück in der neuen Welt. — Die unermüdliche Therese Huber schickt im gleichen Jahrzehnt ihre Melanie, die mit dem jüngeren Camille eine „Ungleiche Heirat" (1820; E. 1830; II, 205) geschlossen hat, in das Val du Gange, wo sie jenseits der europäischen Vorurteile ihre zärtliche Neigung in Mutterliebe verwandeln kann. Ebenso vertauscht der würdige Frobig, den die Folgen eines Duells bedrohen, Deutschland mit Virginien; klugerweise hat er sich schon lange vorher dort angekauft („Der Wille bestimmt die Bedeutung der Tat", E. 1830; V. 217). Seine Besitzungen in der neuen Welt einer organisierten Auswanderung dienstbar machen will der Deutschamerikaner Walter in den „Geächteten" (E. 1830; 6, 93).

Mit größerer Kunst und gründlicherer Kenntnis hat Goethe in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" das Problem der Auswanderung behandelt. In den Jahren 1818/20 und 1823/28, die dem Erscheinen des ersten und der beiden anderen Teile dieses Romans (W. A. 1, 24, 25) vorausgehen, hat sich Goethe nach dem Zeugnis seiner Briefe (Anm. 40) und Tagebücher angelegentlich mit Büchern über Amerika beschäftigt, außer geologischen, geographischen und historischen Werken Irvings „Sketch-Book" und Coopers erste Romane gelesen. Amerika ist in diesen Jahren sehr häufig Gegenstand seiner Gespräche, reisende Ameri-

kaner rechnen es sich zur Ehre an, dem Dichterfürsten über ihr Vaterland Auskunft zu geben; im Scherz mag der alte Herr sogar ausrufen: „Wären wir zwanzig Jahre jünger, so segelten wir selbst nach Nordamerika" (Müller, p. 44). — Die Errichtung einer Auswanderungsgesellschaft, deren Tätigkeit die neue Völkerbewegung in vernünftige Bahnen leiten und der Erziehung des Menschengeschlechts dienstbar machen soll, ist der bedeutsamste Gegenstand des zweiten und dritten Teiles der „Wanderjahre". Der in den „Lehrjahren" erwähnte Plan der Turmgesellschaft, eine Niederlassung in Nordamerika zu gründen, wird nun ausgeführt; so ziemlich alle Personen des Romans, die sich früher mitunter recht unnütz gemacht haben, werden nun mit einer brauchbaren Kunst versehen: so erlernt Wilhelm die ärztliche, Philine die Schneiderkunst. Der Abbé und Lothario führen den Zug. Im schon kultiviertem Gebiete werden sie ihr Standquartier aufschlagen, auf Besitzungen, die ihnen Hersiliens Oheim zur Verfügung stellt, um von da aus planmäßig Strecken des wüsten Gebietes in Arbeit zu nehmen (25, 264). Neue Mittel für die unerläßlichen Bedürfnisse des Lebens werden dort durch Erfindung, Kühnheit und Beharrlichkeit geschaffen werden. Absterben soll „der Schlendrian" der alten Welt, „wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will" (25, 96). Die christliche Religion wird Grundlage dieses Gemeinwesens sein, in ihrem Geiste soll Erziehung der Familie und Schule die Kinder in Ehrfurcht vor dem Leben und Respekt vor der Zeit zu nützlichen Menschen bilden (25, 110). Ergänzt wird das Wirken dieser Gesellschaft durch die Tätigkeit Odoardos in der Heimat, der bei den amerikanischen Kolonisten in die Schule gegangen ist und das ungenutzte Gebiet seiner heimatlichen Besitzungen planmäßig besiedelt (24, 120; 25, 216). Daneben freilich steht hämisch lächelnd der Amtmann, der die ganze Auswanderung nur als Gelegenheit betrachtet, sich zu bereichern (25, 288). — Man muß die Kraft der Darstellung bewundern, mit der der greise Dichter das Bild einer freien, fleißigen Nation an den fernen Horizont gemalt hat. So hätte er sein Volk zu sehen gewünscht, aber der Amtmänner waren zu viele im Lande. Es blieb ihm kein anderer Trost, als sich jenseits des Meeres eine tätige Menschheit träumen zu können. Dem Geologen schien das

Fehlen vulkanischer Wirkungen auf dem nordamerikanischen Kontinent symbolisch für den Unterschied zwischen der neuen Welt und der alten, in der erstarrte Formen von oben und elementare Ausbrüche von unten die ruhige Entwicklung stören; dieser Gedanke entlockt ihm den Stoßseufzer (Anm. 40): „Amerika, du hast es besser..." (1827; W. A .1, 5, 1, A., 137). In dem Logenlied zur Begrüßung des aus Amerika zurückkehrenden Herzogs Bernhard entwirft er 1826 mit ein paar Versen das Bild einer freudig tätigen amerikanischen Kolonie (W. A. 1, 4, 309), und ähnliche Worte sprechen am Schluß seines großen dramatischen Gedichtes den letzten Wunsch aus, den Faust auf dieser Erde hat (W. A. 1, 15, 315):

(11565) „Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neuesten Erde,....
(11577) Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn".

Ein schlimmes Schauspiel, daß der größte Dichter dieses Volkes nicht mehr für seine bedrängten Landsleute schaffen kann als einen Plan in der Phantasie. Vor und nach dem Erscheinen der „Wanderjahre" sind ja in der Tat Versuche gemacht worden, Teile der Auswanderung (Anm. 41) zu organisieren; Hans v. Gagern veranlaßte 1818 seinen Vetter Fürstenwerther, die Auswanderungshäfen und Amerika zu besuchen und seine Erfahrungen in einer Broschüre zu verbreiten. 1819 stellte sich der Trierer Jurist Ludwig Gall und 1824 der Bonner Arzt Georg Duden an die Spitze einer Gruppe von Auswanderern. 1833 wurden die Rheinhessische und die Gießener Auswanderungsgesellschaft gegründet, die nur je eine Ansiedlung zustande brachten. 1842 schlossen 12 deutsche Adlige einen Verein zur Förderung der Auswanderung nach Texas; zwei Kolonien, Fredericksburg und New-Braunsfels, wurden durch ihn unter unsäglichen Mühen geschaffen, bis 1853 Geldnot seinen Zerfall herbeiführte. — Gall und Duden haben über ihre Erlebnisse in Buchform berichtet, die Gießener und Mainzer Gesellschaft durch Flugschriften für ihre Sache geworben. Dutzende von anderen Reisebeschreibungen,

Handbüchern und Wegweisern sind zwischen 1820 und 1860 erschienen, oft von Leuten verfaßt, die Amerika nie gesehen hatten; selbst Auswandererzeitungen wurden gegründet. — Das Publikum überhörte die Warnungen besonnener Männer vom Schlage Galls und gab sich lieber Dudens begeisterten Schilderungen hin. Bis 1830 erreichte die Zahl (Anm. 42) der jährlich Auswandernden 10,000, bis 1840 überstieg sie 20,000, bis 1850 schwoll sie auf 70,000 an. Das Bürgertum war in einem bis dahin unerhörten Maße an dieser Auswanderung beteiligt. Politische Verfolgung trieb grade viele der Besten über den Atlantic: den Juristen Karl Follen 1824, (Anm. 42a) den Wirtschaftler Franz Lieber 1827, den Philologen Carl Beck 1824; alle drei haben sich in der neuen Welt einen neuen Lehrstuhl errungen. 1832 fand Friedrich List in Pennsylvanien Vermögen und Anerkennung, die ihm Deutschland versagte. Viele Gebildete wurden im Westen „Lateinbauern"; u. a. Friedrich Münch und anfangs auch Karl Schurz (1852), den eine glänzende politische Laufbahn bis zur Leitung des Innenministeriums der Vereinigten Staaten emporführen sollte. — So wird die Auswanderung für die bürgerliche Literatur eine Angelegenheit von höchster politischer und menschlicher Bedeutung.

Zugvögel sieht Börne in diesen „Menschenscharen, die, Europas Winter ahnend," in ein „Land überziehen, wo sie Nahrung im Freien finden" (VII, 101); heftig wendet er sich gegen den reaktionären Baron v. Eckstein, der in einem Aufsatz des „Offenbacher Staatsmanns" Bülows Wort von der „Amerikomanie" zu erneuern versucht hat (VII, 181). Heinrich Heine hat den Ausdruck geschaffen, der zum Schlagwort für diese ganze Gefühlseinstellung geworden ist: „So recht europamüde" habe er sich gefühlt, erzählt er (freilich mit einem sehnsüchtigen Blick nicht nach dem Westen, sondern nach Osten) in den „Englischen Fragmenten" (1823; 3, 494). Immermann (1838; 1, 18), Hoffmann von Fallersleben (1840; 3, 61) und Zschokke (1844; 12, 203) haben sich über das Modewort lustig gemacht; ein geschäftskluger Kopf hat daraus einen ganzen Moderoman entwickelt. „Die Europamüden" (1838) des jungdeutschen Journalisten Ernst A. Willkomm sind eine Gruppe von halb und ganz wahnsinnigen Men-

schen; die alle an der Gesellschaft, der Religion und zumal der Philosophie Europas auf irgend eine Art schweren Schaden genommen haben. „Meine Kindheit", schreibt etwa so ein Geheimbündler, „war ein langer Fluch, in Mandelmilch aufgelöst" (149). Unter einem solchen Fluch gehen mehrere Freunde zu Grunde, ehe der Rest sich auf der Brigg „Hope" einschifft, nicht ohne die tröstliche Gewißheit, daß auch der Untergang dieses elenden Europas und damit der Anfang einer neuen Epoche bevorsteht.

Auch die Lyrik beginnt um 1840, sich mit der Auswanderung häufiger als vorher zu beschäftigen. Der unglückliche Aufstand von 1830 regt die Gräfin Hahn-Hahn zu einem Gedicht „Der polnische Auswanderer" an (1835; 131); einen Deutschen läßt Robert Prutz in ähnlicher Weise „Abschied" von seinem Volke nehmen, dessen er „satt" geworden ist (1843; 182); Freiligrath preist in den Betrachtungen „Vor der Fahrt" und „Californien" das Freiheitsland Amerika, dessen Vorbild das Heil für Deutschland bedeuten könne (1846; 3, 119; 1850; 3, 219). Am fruchtbarsten an Auswandererliedern ist Hoffmann von Fallersleben; er überschreibt seine Abschiedsgesänge bald höhnisch: „Deutscher Nationalreichtum" (1842; 3, 213), bald wehmütig „Heimweh" (1842; 4, 265), dann wieder trotzig „Lied vom Mississippi" (1844; 3, 345) oder schlechtweg „Auswanderungslied" (4, 35). Ein Gespräch „Stimme von hüben — Stimme von drüben" hält die Freiheit der neuen Welt gegen die Polizeiknechtschaft der alten und fordert alle auf zur Reise an „den Strand, wo der Frühling der Freiheit weht Und die deutsche Täuschung zu Grunde geht". (4, 20). Das Unternehmen des Mainzer Adelsvereins endlich begeistert ihn zu einem ganzen Kranze von „Texanischen Liedern" (1846; 4, 3), die den „deutschen Hinterwäldler" in allen möglichen Umständen schildern und in den Wunsch eines „Wiegenliedes" ausklingen: „Daß wir hier uns sehnen Nach der deutschen Heimat Niemals mehr zurück" (4, 17).

Von allen den genannten Dichtern haben wohl die meisten in irgend einer gedrangen Lage ihres Lebens an Auswanderung gedacht, manche Deutschland gegen Frankreich oder Italien vertauscht, keiner jedoch Amerika gesehen. Ueberzeugend konnte den

fernen Freistaat höher als die Heimat nur ein Mann preisen, der das neue Vaterland wirklich und dauernd gegen das Land seiner Väter eingetauscht hatte; war dieser Mann gar so weit Deutscher geblieben, daß die Kraft seiner Sprache der Glut seines Empfindens gerecht werden konnte, dann mußte die Wirkung eine außerordentliche sein.

B. Neues Land, neue Menschen.

Was man im neuen Vaterlande für sich erhoffte und zu schaffen wünschte, haben die Dichtungen der Europamüden gezeigt. Es muß zusammengefaßt und ergänzt werden, wie man sich Land und Leute der zweiten Heimat eigentlich vorstellte.

Das Land hatte für die Dichtungen des 18. Jahrhunderts nur eine untergeordnete Bedeutung gehabt. Um der Menschen willen, um des edlen Wilden und freien Amerikaners willen hatte man sich in die fernen Fluren geträumt. Die Landschaft (Anm. 43) war nichts als eine Kulisse, undeutlich in den Linien und meist auch in den Farben, vor der in voller Beleuchtung die handelnden Personen auftraten. Ob man sich Indianer in West- oder Ostindien dachte, ob man Neger in Afrika oder auf den Antillen schilderte, ob man Kaufleute aus Surinam oder Surate zurückkehren ließ, bedeutete wenig. Erst im 19. Jahrhundert begann man allmählich, die Erdteile nicht nur nach der Eigenart ihrer Landschaftsbilder zu unterscheiden.

Um einen Gegenstand als schön schildern zu können, muß man ihn lieben. Anders fühlen mußten die Dichter die Natur, ehe sie neue Worte und Bilder fanden. Vom 17. Jahrhundert her und tief in das 18. Jahrhundert hinein ist die Stellung des Menschen gegen die Natur eigenwillig: nach seinem Geschmack oder Nutzen modelt er das Gegebene. Weniger gewaltsame Seelen mußten sich erst bilden, die die stumme Sprache der scheinbar leblosen Dinge vernehmen konnten. Rousseau war von dieser Art, sein zusammengebrochener Wille ließ ihn widerstandslos sich den Einwirkungen der Erde und des Himmels hingeben; hier fühlte der von Menschen Verfolgte freundliche Kräfte. Seine frohe

Botschaft fand wohlvorbereiteten Boden auch in Deutschland. Ekel an den Händeln der Menschen war dort die natürliche Folge des politischen Elends; Landleben und Reisen gaben dem Gebildeten innigere Fühlung mit der Natur.

Exotische Landschaft hat als erster mit dichterischer Kraft aus eigenem Erleben ein Schüler Rousseaus, Bernardin de St. Pierre, (Anm. 41) geschildert. Als er seine Novelle „Paul et Virginie" 1787 im Salon der Madame Necker vorlas, entsetzten sich die Hörer, Buffon verließ die Gesellschaft ohne Gruß. Groß wie der Anstoß bei den Vernünftigen war die Begeisterung der Empfindsamen. In Deutschland wurde das Werk übersetzt und dramatisiert; Sophie La Roche hat in ihren „Erscheinungen am See Oneida" die Fabel zum Guten gewendet, aber das Neue: die Schilderung der Natur, verschrumpft bei ihr zur Nützlichkeitsbetrachtung vom Küchenstandpunkt.

Amerikas Urwälder hat 10 Jahre später Chateaubriand (Anm. 45) mit einer Kunst gemalt, die nicht weniger Wirkung hatte als St. Pierres schlichte Kraft. Weder „René" (1805) noch seine edlen „Natchez" (1797; vö. 1826) sind neue Menschen, seine „Atala" (1801) der Betty seines Freundes Champfort nur zu ähnlich; so wie die Figuren St. Pierres denen bei Geßner verwandt sind. Aber grade durch das Fühlen solcher längst vertrauter Gestalten wird der Leser geführt zum Erleben der fremden Natur, die mit den Stimmen ihrer Ströme und Stürme in das Leben der Menschen eingreift, fast Lust und Leid mit ihnen zu empfinden scheint. Die Einwirkung der unberührten Natur hat die Herzen der Wilden so rein und stark erhalten, Hingabe an diese Natur wird auch den Europäer verjüngen und läutern. Vergleicht man die Empfindungen Renés mit denen, die Prévost seinem Chevalier Desgrieux in den gleichen Urwäldern 70 Jahre vorher (1731) erleben läßt, so fühlt man die ganze Bedeutung des Neuen.

Deutsche Reisebeschreiber (Anm. 46) haben neben diesen Franzosen die Kunst der Schilderung exotischer Natur den deutschen Dichtern gelehrt. Georg Forster hatte die Naturschilderung über

das Nützliche und Nüchterne hinausgehoben. Südamerikas tropische Urwälder und Gebirge stellte nun Humboldt, der sich an Forster („Kosmos" 2, 72) wie an St. Pierre („Reise" 1, 184) gebildet und in Jena von Göthe gelernt hatte, mit Kraft und Kunst vor die Augen der Leser. Diese Darstellung bezeichnet gegenüber jener der Franzosen einen Fortschritt: dort bildet das Gefühl der Romanfiguren stets die Brücke für das Gefühl des Lesers, hier soll die einfache Beschreibung von „Ansichten der Natur" (1808) im Leser die Empfindungen des Reisenden wiederholen. Daß Humboldts Schilderung Südamerika in der Phantasie der Dichter seiner Zeit nicht lebendig gemacht hat, liegt wohl weniger an der französischen Sprache der „Reise" (1814) — die deutsch geschriebenen Reiseberichte von Martius (1823) und Pöppig (1835) sind ebenso wirkungslos geblieben — als an der ungleich größeren Anziehungskraft des einheitlichen Freistaats im Norden. So erklärt es sich, daß die Landschaft in J. v. Voß' Roman „Der sterbende Mönch in Peru" (1818) und Zschokkes Novelle „Der Pflanzer in Kuba" (1832; VII, 234) jeder Eigenart und Lebendigkeit entbehrt, nur Kleist läßt „das Erdbeben in Chili" (1807; 4, 178) wie ein mit Gewissen begabtes Wesen in das Tun der Menschen eingreifen.

Nordamerikas Natur hat mit der Anschaulichkeit, die man nur von der Heimat gewinnt, und der Schlichtheit, mit der man Vertrautes erzählt, der Welt und den Deutschen Fenimore Cooper geschildert. Nicht die Neuheit der Gestalten, noch die Buntheit der Abenteuer hat seinen Romanen ihren ungeheuren Erfolg in Europa verschafft, sondern das lebendige Wissen von dem Wesen dieser fremden, ersehnten Natur. Die deutschen Leser, deren Leben auf dem Boden kleiner, ruhiger Städte von gleichmäßigen Jahren eines Friedens ohne Freiheit verzehrt wurde, träumten sich über den Büchern des Amerikaners hinaus auf die stürmende See, in den unberührten Urwald, nach der von mächtigen Strömen umgrenzten Prärie. Aus diesen Bannkreisen eines ungeheuren quellenden Lebens wuchsen die Abenteuer wild und selbstverständlich hervor, zwischen diesen übermächtigen Kräften wurde der Mensch sich seiner ganzen Schwachheit bewußt und doch zum äußersten Wagen aufgerufen. Diese Stimmen im Ohr, mochte

der Leser wieder in die Enge seines Alltags hinauszugehen mit dem Bewußtsein, daß es doch etwas Großes um das Leben sei. — Die Dichtungen Coopers wären in Deutschland vielleicht rasch verblaßt wie die des anfangs gleich erfolgreichen Washington Irving (Anm. 47), wären sie nicht vom Geiste eines Mannes erfüllt gewesen, der, selbst unzufrieden mit dem gekünstelten Wesen der Zivilisation und ob allzu ehrlichen Urteilens bald mit der öffentlichen Meinung seines Landes zerfallen, Trost gefunden hatte in der Betrachtung der Natur und in Träumen von dem wilden und vollen Leben zwischen Wäldern und Wogen, das bessere Geschlechter seines Volkes vordem geführt hatten. So war die Wirkung dauernd. Den ersten Uebersetzungen (Anm. 48) der fünf Lederstrumpfgeschichten: 1824 „Die Ansiedler", 1826 „Der Letzte der Mohikaner", 1827 „Die Prärie", 1840 „Der Pfadfinder", 1841 „Der Hirschtödter" sind bis 1851 Jahr für Jahr Neudrucke gefolgt. Von 1851 ab hat der deutsche Indianerroman Cooper vom Büchermarkte verdrängt, nach 1862 erscheinen seine Werke nur noch in Bearbeitungen; aber in dieser Form sind sie bis in das 20. Jahrhundert hinein Lieblingslektüre der Jugend geblieben.

Motive (Anm. 49) aus Coopers Werken herübergenommen haben selbst Dichter wie Göthe und Stifter; den Mut, mit ihm wettzueifern, hat trotz Göthes Ermunterung (W. A. J, 41, 269) niemand gefunden. Nicht weil die Kunst der Naturschilderung in der deutschen Erzählung nicht entwickelt gewesen wäre: die Werke der Romantiker schildern mit gleicher Kraft das Einssein von Mensch und Landschaft, das Hineinströmen der wogenden Naturkräfte in das Leben. Das war es: erlebt muß man haben, was man in der ganzen Fülle seiner Erscheinungen darstellen will. So taucht die Landschaft Nordamerikas nur wie eine Luftspiegelung beim Betrachten anderer Gefilde auf. Freiligrath, wie Anastasius Grün, lassen durch den Anblick eines der amerikanischen Segler, die in europäischen Häfen häufig waren — schon Göthe hatte einen in Italien benutzt (W. A. J, 31, 77) —, ihre Phantasie zum Fluge nach der neuen Welt verleiten: den Norddeutschen versetzt das Flottmachen der „Florida of Boston" (1833; 1, 91) im Rotterdamer Hafen an den Eriesee, den Süddeutschen regt die Lan-

dung des „Cincinnatus" im Golf von Neapel an, Szenen aus dem toten Pompeji neben solche des urkräftig sich regenden Westens zu stellen (1833; 3, 75). Um Verbindung und Bewegung in diese blassen, begrenzten Bilder zu bringen, um Natur und Menschen der neuen Welt als lebendige Einheit zu schildern, bedurfte die deutsche Sprache eines Dichters, der wie Chateaubriand das ersehnte Land gesehen hatte oder gar wie Cooper sich Bürger der Vereinigten Staaten Amerikas nennen durfte.

* * * *

Zu betrachten bleibt, wie der Mensch des neuen Landes in den Dichtungen jener Jahrzehnte vorgestellt wird. Auf deutschen Boden werden die fremden Figuren zunächst gesetzt, um an Aehnlichkeit und Gegensatz mit Bekanntem klare Anschauung zu gewinnen.

Reich heimkehrende Deutsche vom Schlage des Virginiers (s. H. S. 37) finden sich in Müllners Lustspiel „Die Rückkehr aus Surinam" (1812) und in Sauerweins Dialektszenen „Der Amerikaner" (1830), ebenso in drei Erzählungen der Therese Huber: Eduard in „Verstand kommt nicht von Jahren", Franz im „Ehestandsleben vom Landmann", Walter in den „Geächteten" (E. 1830; I, 345; VI, 365, 93). Nichts als ein interessanter Anstrich ist das Amerikanertum all dieser Personen; in ihrem Tun und Denken wenig Nicht-Deutsches zu bemerken.

In Amerika aufgewachsen ist dagegen Maiberg, den die gleiche Therese Huber in Deutschland die seltsame „Geschichte einer Reise auf der Freite" erleben läßt (E. 1802; II, 138). Dieser Maiberg, dessen Vater aus Deutschland in die Staaten gezogen ist, kommt wie Brämers Amerikaner in die alte Welt, um sich eine junge Frau zu suchen. Die Dichterin hat natürlich den Freiersmann energisch verjüngt; bei solcher Veränderung zeigt sich die wahre Abstammung des Amerikaners: er ist nichts als ein weißer „ingénu", der sich „auf gut Westindisch" (145) benimmt. Auch spielt er die gleiche Rolle wie seine wahren Vorfahren: Seine einfachen, geraden Urteile werden von selbst zu einer Kritik der gesellschaftlichen, rechtlichen und geistigen Zustände Deutschlands. — Zschokke hat noch 1844 die gleiche Gestalt mit größerer Sorg-

falt und Kenntnis in den Mittelpunkt einer langen Erzählung gestellt (N. 12, 1). „Lyonel Harlington" heißt sein Amerikaner, der junge Mann hält sich selbst für „100%", aber auf der Reise durch die alte Welt muß er, nachdem er die Pyramiden und Konstantinopel ohne Schaden besehen, in Deutschland entdecken, daß ein deutscher Fürst sein Vater gewesen ist. Doch selbst die Kindesliebe neben den glänzendsten Angeboten können den Jüngling nicht halten; er kehrt mit seinem alten Diener Jackson, der sich schon nach wenigen Wochen „europamüde" gefühlt hat, und — selbstverständlich — mit einer hübschen Braut nach dem Lande der Freiheit zurück.

Neben diesen Männern deutschen Blutes, denen das erste Vaterland fremd geworden ist, stehen freilich solche, die bewußt aus der neuen Welt in die gefesteten Zustände der alten zurückkehren; so Hersiliens Oheim in den „Wanderjahren" (W. A. I, 24, 120), der die Züge eines tatsächlich aus Amerika Heimgekehrten, des Redwitzer Fabrikanten Fikentscher, bekommen hat (W. A. III, 8, 292). Heimkehrer wie Fikentscher oder Hasenclever, die ihre amerikanischen Erfahrungen in Deutschland verwerteten, mochten in jenen Jahren immer häufiger werden. Zweifellos sind in Gutzkows Roman „Die Ritter vom Geiste" (1851) die Figuren von Ackermann und Murray nach dem Leben gezeichnet; Ackermann zumal zeigt außerdem die Züge der literarischen Tradition: Reichtum, Kraft, Freiheit des Geistes, Kritik der alten Heimat.

Amerikaner englischen Blutes waren im 18. Jahrhundert wohl selten gesehen worden; höchstens in den Küstenstädten. In einer solchen Umgebung tritt Brämers „Americaner" auf (1799). Nachdem die Meere freigeworden sind, finden Reisende aus der neuen Welt häufiger tiefer nach Deutschland hinein: so Wissensdurstige wie die nach Franklins Vorbilde nach Göttingen ziehenden Studenten um Bancroft und Cogswell (1861 sq.), so Schaulustige wie Cooper (1830). Die Zahl der Gebildeten unter den Gästen könnte man mit Hilfe der Tagebücher Göthes feststellen, den als die größte Sehenswürdigkeit Deutschlands aufzusuchen, jene selten versäumten. Kein Wunder, daß Hauff seinen „Satan" zusammen mit einem reisenden Amerikaner bei dem großen Dich-

ter vorsprechen läßt (1825; II, 110). Ein echter Amerikaner, Burton, tritt in Willkomms „Europamüden“ (1838; II, 76) als Gegensatz zu den elenden Söhnen der alten Welt auf; auf dem Gesicht des muskulösen, hochgewachsenen Mannes drückt sich eine unvergleichliche Heiterkeit der Seele aus; hinreißend weiß er den „Yankee-doodle“ zu singen. Er ist Herold der Zukunft; ihm gegenüber steht ein Jude, der sich als Henker Europas fühlt.

Amerikaner in ihrer Heimat geschildert haben die Romane Coopers mit einer Anschaulichkeit, vor der die Gestalten aus Klingers, Albrechts und Kotzebues Dramen verblassen mußten. Mochten die Figuren des Amerikaners, vor allem die weiblichen, auch konventionell gezeichnet sein, ihre Handlungen oft seltsam anmuten — sie lebten in Einheit mit der erhabenen Natur, die sie umgab, in einer Welt, wo alles möglich erschien. Robinsons im Ozean des Urwalds waren diese Trapper und Squatter, unter ihnen der herrlichste Natty Bumpo, „La longue Haleine“ genannt, der als „Lederstrumpf“ bei Generationen deutscher Knaben Ruhm und Bewunderung gewonnen hat. — Cooper es gleich zu tun, mußten Deutsche von vornherein verzweifeln. So finden sich denn Schilderungen des Lebens an der Indianergrenze seit den älteren Versuchen der Sophie von La Roche („Erscheinungen am See Oneida“ 1798) und Therese Huber („Die ungleiche Heirat“ 1820) nur in den Cincinnatus-Bildchen aus A. Grüns „Schutt“ (1833) und später in den „Texanischen Liedern“ (1846) von Hoffmann von Fallersleben. In deutscher Sprache lebendig schildern konnte die neuen Menschen auf dem Boden ihres Heimatlandes nur ein Dichter, der sie dort mit eigenen Augen beobachtet hatte; je inniger sein Wunsch gewesen war, selbst einer von den Söhnen des freien Staates zu sein, desto tiefer vermochte er, sich in ihr Wesen hineinzufühlen, desto wahrer, es auszudrücken.

C. Die westliche Hemisphäre.

Charles Sealsfield nannte sich der Deutsche, dessen Dichtungen aus erlebter Ueberzeugung das neue Vaterland Amerika hoch über alle andern Länder gestellt, die Natur der neuen Erde mit reichem Wissen und Können geschildert und in ihrem

Bannkreis die neuen Menschen nach Einheit und Mannigfaltigkeit ihres Wesens lebendig gemacht haben. Zeitgeschichte wollten diese Romane geben: nach Arkansas und Louisiana führt „Der Legitime und die Republicaner" (1833), „Der Virey und die Aristokraten" nach dem Mexiko von 1812. Die Brautfahrten von „George Howard" und „Ralph Doughby" (1834) gehen nach dem Norden der späten 20er Jahre, im Norden spielen sich gleichzeitig die ersten Schicksale des jungen „Morton" (1835) ab. Wieder nach Süden wandern wir mit dem „Cajütenbuch" (1841), hier werden wir nach dem revoltierenden Texas von 1835 und in „Süden und Norden"(1842) nach dem kriegserfüllten Mexiko des Jahres 1821 versetzt. „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre" nannte der Dichter gern seine Romane, diese Einstellung bestimmt die Form: bunte Szenen aus der fremden Welt sind es, die mit dem losen Faden einer oft gleichgültigen Handlung aneinander gereiht sind; niemals ist die Entwicklung, immer aber die Situation spannend. Der Komposition entspricht die Sprache: englische, spanische und französische Brocken sprenkeln die Gespräche, Satzaufbau und Redewendungen wählt der Erzähler selbst oft nach englischem Muster. Die suggestive Kraft dieses Stils war außerordentlich groß: kaum Cooper hat unter den Gebildeten Deutschlands so die Begeisterung (Anm. 50) für Amerika gefördert.

Die Europamüdigkeit hat nirgends vorher und nachher einen gleich wirkungsvollen Ausdruck gefunden wie hier. Sealsfield bricht nicht in Klagen und Anklagen aus, er nimmt sich kaum die Mühe, seinen Tadel der alten Welt einmal zusammenhängend vorzutragen. Wenn er aber überhaupt auf Europa zu sprechen kommt, geschieht es in wegwerfender Weise. Rußland ist ihm der Gegenpol Amerikas: das Land der dümmsten Menschen, durch blinde Autokratie geknechtet (7, 190). Von Osten nach Westen wächst seine Sympathie, am meisten hat er noch für England übrig; aber wie fratzenhaft schildert er diese englische Gesellschaft, die er doch aus der Nähe kannte, im zweiten Teile des „Morton"! (8, 29 sq.). Neben solchen Karikaturen ist Amerika „ein Land der Freiheit, das freizumachen die ganze kultivierte Welt mitgeholfen hatte und das nun zu sehen, eine wahre Wollust für den Menschenfreund ist" (7, 126). Wir hören einen Mann, dessen

Freiheitsdrang eine der edelsten Erziehungsformen östlicher Kultur, das Kloster, als unmenschlichen Zwang empfunden, der sich diesen Fesseln als Dreißigjähriger (1823) durch die Flucht aus seiner mährischen Heimat über das Meer entzogen hatte. Für die Freiheit, seinen allzustarken Eigenwillen ungehindert betätigen zu können, verzieh er gern alle Enttäuschungen der neuen Welt. Er machte wahr, was die Romantiker geträumt hatten: mit dem Betreten der anderen Küste war selbst die Erinnerung an sein früheres Dasein für ihn untergegangen. Obwohl er nach 1833 die stille Schweiz statt des wilden Westlandes als Wohnsitz erwählte, behielt er stets den englischen Namen bei, mit dem er seinen deutschen, Carl Postl, vertauscht hatte. Er bezeichnete sich noch auf seinem Grabstein als Bürger der Vereinten Staaten Amerikas und bestimmte den größten Teil seiner Hinterlassenschaft dazu, zwei Verwandten die Niederlasssung in jenem besseren Lande möglich zu machen.

Nur vier Jahre (1823/7) ist Sealsfield vor Abfassung seines ersten Romans in Amerika gewesen, nur noch einmal (1837) vor dem Ende seiner Laufbahn als Schriftsteller hat er das Land seiner Neigung betreten. Aber diese kurze Zeit hat ihm damals das große Erlebnis und später die große Erinnerung bedeutet. So hat er mit dankbaren Augen den Anblick der Fluren, auf denen ihm zum ersten Male das Dasein weit wurde, in sich aufgenommen; noch nach Jahren vermitteln die Schilderungen seiner Romane Kraft und Frische des ersten Eindrucks. Die bunte Mannigfaltigkeit des Urwaldes, die unendliche Gleichförmigkeit der Prairie, der unvergleichliche Schwung in den Linien mexikanischer Landschaft haben ihn zu den besten seiner Schilderungen begeistert. Hier ist mit den Jahren ein Fortschritt deutlich zu bemerken. Die Theorie ist der praktischen Verwertung vorhergegangen: 1827 hat Sealsfield für Cottas Morgenblatt Reisebriefe, 1828 für Murray in London ein Buch „The United States of America as they are" geschrieben. Berichtsmäßig ist die Schilderung des Landes und seiner Zustände im „Virey" (3, 12) dem Romane vorangestellt, im „Legitimen" (1, 128) steht die vortreffliche Beschreibung der Landschaft Louisianas fast ohne Zusammenhang in der Erzählung. Aber schon hier finden sich Stel-

len, wo Landschaft und Handlung völlig zusammenstimmen; und die Kunst dieser harmonischen Darstellung steigt von hier aufwärts bis zu solch meisterhaften Schilderungen wie die der „Prairie am Jacinto" im „Cajütenbuch". Mensch und Landschaft bilden in den letzten Werken eine völlige Einheit, gemeinsam empfinden sie Lust und Leid. Dieses traumhafte Gefühl der Romantiker, daß alles scheinbar Leblose geheimnisvoll lebendig wirkt, trägt hier die Schilderung einer traumhaft fernen Welt; aus diesen Zusammenstimmen von Stoff und Form gewinnt der Leser den Eindruck, daß alles Dargestellte sehr wirklich ist. Wie bei Cooper entwachsen hier die Abenteuer dem fremden Boden mit Selbstverständlichkeit; nur entsprechen die Schilderungen der südlichen Gegenden, in denen die Romane Sealsfields mit Vorliebe spielen, mehr der traditionellen Vorstellung von Amerika als einer lachenden, südlich reichen Welt.

Glücklich und unvergleichlich wie das Land sind seine Menschen. Die Europäer freilich spielen in diesen Zonen eine klägliche Rolle: hochmütig und grausam ist der Spanier, eingebildet und unvorsichtig der Engländer, der Ire dumme, frech und ewig betrunken, der Franzose großsprecherisch und geldgierig, unsagbar elend und gemein aber der Deutsche. Es gibt nichts Widerwärtigeres als den alten Simon Martin, der unter schmutzigen Lumpen alter Wäsche sich einen Schatz sammelt (7, 70), oder jene Auswanderer, die dem selbstmordgewillten Morton begegnen (7, 48): „Kinder des unglücklichen Landes, ... die seit so vielen Jahren die Erde mit ihrem Blute zu düngen, die Welt mit ihrer Nacktheit und mit ihrem Elend anzuekeln bestimmt scheinen...". Aus solchen Menschen vermag nur etwas zu werden, wenn sie die Vergangenheit hinter sich werfen und als Bürger dem neuen Staate sich einfügen; so kann selbst ein Deutscher, wie der ehemalige hessische Offizier Isling, sich zu einem achtbaren Menschen entwickeln. — Der im Lande geborene Amerikaner überragt aber selbst die Besten der Eingewanderten. Nicht die kühlen, steifen Yankees des Nordens sind es freilich, denen Sealsfields Sympathie gilt, sondern die Creolen und Farmer des Südens. Nordstaatler wie Georg Howard spielen meist eine etwas komische Rolle, wenn auch ihre hunderprozentige Herkunft verhindert, daß

sie gründlich lächerlich gemacht werden. Mit großer Liebe malt Sealsfield die Creolen, deren Natur wie die ihrer heimatlichen Berge aus bizarrer Kraft und anmutiger Indolenz gemischt ist. Creolinnen sind neben den Töchtern des „Legitimen" Tokeah die einzigen Frauengestalten, die der nicht eben weiberfreundliche Junggeselle Sealsfield sorgfältiger Zeichnung für würdig hielt; die Erzählung vom Ringen der creolischen Aristokraten gegen den spanischen Vizekönig ist die straffste und eindrucksvollste unter den größeren Kompositionen des Dichters. Die weißen Eingeborenen der südlichen Grenzstaaten werden mit gleicher Liebe gezeichnet, so John Copeland im „Legitimen" oder der Oberst Morse im „Cajütenbuch", Nathan, der Squatterregulator, den man unschwer als einen Bruder Natty Bumpos erkennt, und der wilde Kentuckier Ralph, der von sich sagt: „Ich bin Major Doughby von New Feliciana, Bürger dieser Vereinten Staaten... und kein Mensch in der Welt ist mehr..." (10, 319). Mit hinreißender Begeisterung endlich ist die strahlendste Gestalt in diesem bunten Menschengewimmel gemalt, Morton aus Maryland, in dem der schönste Körper und der freieste Geist vereint sind. Die Leidenschaft des Südens ist bei ihm durch klaren Verstand und Ueberlieferung des Blutes beherrscht; er stammt aus einer der angesehensten Familien des Landes, sein Großvater war einer der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung. Ein seltsames Schicksal erlebt dieser Jüngling: wagemutig hat er sein ganzes Vermögen auf ein Schiff gesetzt, und das scheitert. Vom Selbstmord durch den edlen Deutschamerikaner Colonel Isling gerettet, wird er von seinem Gläubiger, dem Bankier Girard in Philadelphia, als höchst brauchbarer Mensch befunden und nach Europa gesandt, um dort den Botschafter des pennsylvanischen Kapitalisten zu spielen. In London entschließt er sich nach inneren Kämpfen, nicht, wie ihm Isling vorschlug, als friedlicher Pflanzer zu leben, sondern der Sache des Geldes zu dienen. — Auch sein Auftraggeber Girard, „the old Stephy", verdient Beachtung. Er ist zwar nur ein Eingewanderter, wie alle nicht ganz vollkommenen Menschen in Sealsfields Amerika, aber er hat den Geist des Landes wohl begriffen. Zwei Iren, die von ihm Arbeit wollen, läßt er zwölf Stunden lang einen Haufen Ziegel immer von einer

Ecke der Hausfront zur anderen tragen, um zu sehen, ob sie arbeiten können, ohne nachzudenken, sechzig Minuten gibt er Morton Bedenkzeit, ob er auf seinen Vorschlag eingehen will; seinem Kassierer verweigert er Gehaltserhöhung zur Heirat, da jener doch nicht mehr arbeiten könne als bisher, aber er schenkt ihm zugleich 60,000 Dollars. Dieser Geldkönig ist ein kleiner, „alter Mann, aber rührig, in einem Mitteldinge zwischen Seemannsjacke und Rock... die ganze Garderobe wie eine Windfahne um sein Ich spielend" (10, 138), sein „olivengrünes Ledergesicht" schreit einen Aufsässigen an: „Jeder Teufel ist hier Mister, aber ich bin Meister..." (10, 151) und antwortet höhnisch auf den stolzesten Satz des Amerikaners: „....in a free country? Free to starve I say..."

Nicht als Einzelpersonen, sondern als Vertreter ganzer Bevölkerungsklassen hat Sealsfield die Menschen seiner Phantasie mit Bewußtsein gezeichnet, ihr Zusammenspiel sollte einen Begriff geben von den Bewegungen des ganzen Volkes dieser neuen Staaten. Hier gibt es keine Nebenperson, jede stellt eine eigenartige Lebensform dar; hier gibt's auch keine Hauptpersonen, denn die am stärksten belichteten Figuren bedeuten nichts als besonders wichtige Erscheinungen im Leben dieses Volkes. Hier ist nicht nur zum ersten Male die Erscheinung des amerikanischen Menschen differenziert, hier ist vor allem der große Unterschied zwischen Norden und Süden zu einem ganz klaren Ausdrucke gebracht. Eine bunte Fülle von Gestalten belebt die mit leuchtenden Farben gemalte Szene, aber in e i n e m stimmen sie alle überein: in der Begeisterung für ihren freien, selbstgeschaffenen Staat. — Diese Hingabe, die auch für Sealsfield selbst das Erringen eines Lebenswertes bedeutet hatte, bestimmt des Dichters Urteil über seine Geschöpfe. Er möchte selbst kein Deutscher mehr sein, darum spricht er wegwerfend von allem, was noch deutsch ist; er wünscht, Amerikaner zu werden, darum sieht er zu den echten Söhnen Amerikas mit nacheifernder Bewunderung empor. Die eifersüchtige Neigung macht ihn aber auch scharfsichtig für die G e f a h r e n, die seinen Lieblingen drohen. Morton ist der Vertreter des Amerikanertums, das der Versuchung des Geldes zu unterliegen droht. Klar spricht ein Helfershelfer Girards, der Londoner

Lamond, dessen Vorbild Balzacs Gobseck („La Peau de Chagrin", 1831) ist, die Bedeutung der amerikanischen Revolution für die Entwicklung der Geldherrschaft aus: „Für den Reichen gab es in dieser Welt keine Zufluchtsstätte, die Willkür konnte ihn selbst in diesem Lande erreichen. Nun aber kann sie es nicht mehr. Auf eurem Boden .... ist die Citadelle, die den Hafen verteidigt, in dessen Busen die Reichtümer der ganzen Welt in Sicherheit liegen können" (113). So wird einst das große Ziel erreicht werden können: „Wir halten die Bindungsfäden der Existenz jedes Staates, jeder Familie.... in unserer Hand...., wir die Herren der Welt.... (115). Wir gründen in der Wirklichkeit ein Reich, eine Kirche, die glänzender als die römische Kirche werden soll..., die die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen; denn auf ihren Fundamenten ist sie ja errichtet (118)". — Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der 40 Millionen Dollars schwere Stephan Girard ja wirklich gelebt hat (gest. 1831) und daß durch Vorgänge wie sein oder der Familie Rothschild Auffsteigen die Aufmerksamkeit damals stärker als vorher auf das Phänomen des Geldes gerichtet war. Sealsfield hat klarer als andere die unerhörten Möglichkeiten gesehen, die jene Form der Macht in der neuen Welt erwarteten; der Girard seiner Dichtung ist der erste amerikanische Geldmensch großen Formats in der deutschen Literatur.

Als unendlich groß in ihren Möglichkeiten, aber auch als furchtbar in ihren Gefahren, hat Sealsfield so seine zweite Heimat mit allzugroßer Hingabe und hinreißender Beredsamkeit geschildert. Durch seinen Mund bekam der deutsche Leser zum ersten Male l e b e n d i g e Kunde von dem Lande der letzten Hoffnung. Vergebens sieht man sich vorher und nachher in der deutschen Literatur nach einem Dichter um, der mit gleicher Kraft die frohe Botschaft der amerikanischen Freiheit verkündet hätte. Sealsfield freilich ist seine Rolle teuer zu stehen gekommen. Der Daseinskampf in Amerika hatte seine Kräfte offenbar rasch verbraucht, seit den 40er Jahren ist er ein kranker Mann, der nicht mehr beweglich genug ist, der ungünstigen Entwicklung der Geschäfte sich anzupassen: So verfällt er der Vergessenheit und zuletzt der Not. Eine im Grunde tragische Erscheinung, dieser eigene Herr mit dem

Aussehen eines k. u. k. Kanzleirates, der sich rühmte, eine Sklavenfarm am Red River zu besitzen, und mit elendem Sparen sich die letzten Tagen vergällen mußte, dieser „Bürger der Vereinten Staaten", der doch lieber in der Schweiz lebte, dieser als nüchterner Geschäftsmann sich gebärdende große Phantast und Dichter — kein schlechter Kronzeuge der unglücklichen Liebe seines Volkes zu dem großen, freien Lande der westlichen Hemisphäre.

---

2. Die Dollardemokratie.

Ungünstige Beurteilung der Auswanderung hat während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Phantasie einzelner Dichter das schöne Bild Amerikas kräftig getrübt, wenn auch keiner die wirklich von dort drohende Gefahr so klar erkannt hat wie Sealsfield. Die ungeheuren Leiden der Ausgewanderten im 18. Jahrhundert hatten bei den bürgerlichen Dichtern nur selten einen schwachen Nachhall gefunden; dieser Bauernauszug war eine Erscheinung des wirtschaftlichen Elends neben vielen anderen gewesen. Im 19. Jahrhundert aber, als die Auswanderung eine politische Angelegenheit wird, regt sich rasch der poetische Tadel.

Rückert mahnt schon im Hungerjahre 1817: „Bleibet im Lande!" (1, 188), überall sei es ja auf Erden jetzt schlimm. Bäuerle (Anm. 51) läßt 10 Jahre später in seinem Feenspiel „Glück in Wien" * den Tischler Baldian, der mit betrügerischen Versprechungen nach Amerika gelockt worden ist, durch Armidas Zaubergürtel nach Wien versetzen, wo er leicht sein Glück findet. Freiligrath ruft im Sommer 1832 den auswandernden Schwarzwälder Bauern wehmütig zu: „O sprecht, warum zogt ihr von dannen?" (1, 11). Der Dichter aus Detmold mußte freilich später mehrmals selbst erwägen, ob es nicht besser sei, „an des Ohio duftigen Wiesen" das letzte Asyl der Freiheit zu suchen; 1846 ist das Gedicht „Springer" entstanden, in dem er sich mit dieser Möglichkeit tröstet, und schon 10 Jahre vorher ein Cyklus „Der ausgewanderte Dichter" niedergeschrieben worden (1, 174), der

das Leben eines deutschen Künstlers im Urwald „bei den Atlantiden" beschreibt.

1832 hat in der Tat ein Mann, den viele im Vaterland schon als Dichter feierten, das Meer überquert, um in die „Schule der Urwälder" zu gehen, Nikolaus Lenau. Wie Sealsfield, trat er als Dreißigjähriger die Fahrt an, wie jener suchte er im neuen Lande Befreiung. Aber der Bedränger saß in seiner eigenen Brust, maßlos enttäuscht mußte er also zurückkehren. — Anfangs ist er überschwänglich begeistert von dem Gedanken der Amerikafahrt; so freut er sich auf das Leben im Urwald, wo er „rauchen, schießen und die Affen ausspotten" (III, 93) wird, liest Duden und erwartet Ungeheures. Vergebens sucht ihn Kerner von der fixen Idee zu befreien, vergebens warnt ihn Anastasius Grün: „Ach, ich fürcht', an keinem Baume in des Urwalds Nachtverließ, Unmutvoller Argonaute, hängt Dir dort Dein goldenes Vließ!" (2, 380). Auf dem letzten „Maskenball" (1, 80) wendet der Scheidende seine Blicke von dem gebrochenen Polen auf das freie Amerika, beim „Abschied" (1, 121) sendet er seinem Schiff die feuriger Verse voraus: „Du neue Welt, du freie Welt, An deren blüthenreichem Strand Die Fluth der Tyrannei zerschellt, Ich grüße dich, mein Vaterland!" Aber die Ekelhaftigkeiten des Transportes auf dem Rhein wecken dann schon vor Amsterdam in dem leicht Bestimmbaren den Entschluß, nur vier Wochen drüben zu bleiben. Noch bevor er den Ozeansegler besteigt, richtet er elegische Verse „an den Wind" (1, 293), „Wanderer und Wind" (1, 277) führen auch auf dem Schiffe eine trübe Unterhaltung; Zeugnisse des gleichen bangen Gefühls sind die Strophen „An mein Vaterland" (1, 149) und „Meeresstille" (1, 143). Mit der Landung sind alle Träume vernichtet. Es reiht sich der Aufenthalt in einer elenden Auswandererherberge in Baltimore an, deren Insassen er später in der Görgszene seines „Faust" (2, 188) geschildert hat; es folgt der Winter in dem Rappistendorfe Economy, das gerade damals durch wirtschaftliche Auseinandersetzungen innerhalb der Harmoniten-Gemeinde unerfreuliche Bilder bot. Hier blüht dem Kranken „Die Rose der Erinnerung", er klagt sich an, „das teure Land" treulos verlassen zu haben (1,107), und ruft sich Bilder besserer Tage vor die Seele: „Der Postillon",

„Die schöne Sennin", „Die Heidelberger Ruine" steigen vor seinem Geiste auf. Den gegenwärtigen Aufenthalt aber beschreiben erbitterte Briefe: Buffon habe recht, daß in Amerika „Menschen und Tiere von Geschlecht zu Geschlecht herunterkommen" (3, 196); Singvögel fehlten in diesem Lande (3, 193); hier lebe „der Mensch in einer sonderbaren, kalten Heiterkeit, die ans Unheimliche grenze", hier entfalte sich „der praktische Mensch in seiner furchtbarsten Nüchternheit" (3, 200). Eine Niagarastimme gehöre dazu, „um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden" (3, 193). Hier sei „das wahre Land des Unterganges, der Westen der Menschheit", das atlantische Meer aber „der isolierende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben" (3, 199). Nach solchen Betrachtungen war die Rückkehr im Frühjahr selbstverständlich. Nicht Vereinte, „verschweinte Staaten" seien das, äußerte er noch in der Heimat gesprächsweise; die dort entstandenen Verserzählungen „Das Blockhaus" und „Der Urwald" (I, 273, 268) sind erfüllt von dem gleichen Ekel: In diesem Lande fehlen dem Walde Sonne, Vögel und Wind; voll Moder, ist diese Wildnis ein Bild des Todes, die Menschen darin aber ebenso lebendig tot, nur mit Gedanken an Geld und Nutzen erfüllt, ihr Gespräch „Thalergelispel." Die Anfangsworte des Urwaldgedichts ballen das ganze Gefühl in einen Satz zusammen:

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben!" —

Der gleichen Zeit nach der Heimkehr entstammen dann freilich die begeisterten Niagaragedichte (I, 271, 272) und der „Wunsch" (I, 288), mit der Geliebten im Brausen und Dämmer-

schein des Urwaldes einsam zu hausen; 1838 kann er seiner Freundin Sophie Löwenthal schon wieder drohen, er werde für den Rest seines Lebens nach Amerika gehen (4, 136). Wenige Jahre später wurde sein Geist in die sichere Ferne entrückt, nach der er so lange sehnsüchtig gesucht hatte (Anm. 52).

Besser wußte der alternde Dichter des „Taugenichts", wo „Eldorado" (1832; I, 346) zu finden ist, das manchmal aus Träumen taucht, „als läg' es weit im Meer"; nur in der glücklichen Erinnerung an die Kindheit. Sein „Auswanderer" (1850; I, 148), ein Musikant mit leerem Beutel und großen Hoffnungen eilt zwar über das Meer „nach den Vereinigten Provinzen, Wo die Einwohner alle Prinzen Und alle Berge in Gold verhext, Wo die Zigarre und der Pfeffer wächst!" — aber drüben ist er heilfroh, daß er bei einer Wandertruppe eine schmale Stellung bekommt. Glücklicher ist freilich der Maler, der in Stifters „Kondor" (1840; 1, 36) über den Ozean zieht. Heine aber bedankt sich seinerseits für die Möglichkeit, „nach dem großen Freiheitsstall, Der bewohnt von Gleichheitsflegeln", zu flüchten, denn ihn ängstige „ein Land, Wo die Menschen Tabak käuen, Wo sie ohne König kegeln, Wo sie ohne Spucknapf speien" (vor 1859; 1, 412); und am Schlusse seiner Erzählung von der seltsamen Fahrt des Conquistadors Juan Ponce de Leon preist er das Land, in dem Lethe, die einzige Quelle der Verjüngung, fließt, als „das wahre Bimini".

* * * *

In den Jahren, da diese Nachzügler der Romantik im Geiste oder auch in der Wahrheit solch einen trüben Abschied von dem Lande nehmen, das die ersten Ritter der blauen Blume sich als neues, freies Vaterland geträumt hatten, schwillt die Auswanderung zu unerhörter Stärke an. Das Einsetzen der Reaktion nach 1848 trifft mit den Nachrichten von den Goldfunden in Californien zusammen; 1852 ziehen mehr als 200,000 Deutsche über das Wasser. Kein Wunder, daß die Warnrufe lauter und häufiger werden.

Die Gestalt des arm aus Amerika Heimgekehrten tritt nun neben die des drüben Reichgewordenen. Unter den fast durchweg bäuerlichen Auswanderern werden wenige gewesen sein, denen

an der fremden Küste überhaupt noch die Möglichkeit der Umkehr offenstand. Unter den bürgerlichen Teilnehmern des neuen Zuges mochten viele, durch die ersten Schwierigkeiten geschreckt, arm am Beutel in die heimatliche Enge zurückkehren. — Charles Dickens, der 10 Jahre nach Lenau das Westland besucht hat, stellt in seinem kurzweiligen Buche „The Life and Adventures of Martin Chuzzlewit“ (1843) die Leiden eines solchen „Greenhorn“ dar, das durch edle Amerikaner vom Schlage des Grundstückmaklers Scadder der Sorge um sein Vermögen enthoben wird. Das gereicht Martin aber zum Heile, er kehrt heim nach England und gewinnt dort die Neigung seines gleichnamigen Onkels, bei dem ihn dessen Vetter Pecksniff verleugnet hatte, zurück. Nestroy hat einen ähnlichen Vorwurf 1848 auf die Bühne gebracht; seine „Anverwandten“: Onkel und Neffe Stachelbaum sowie der Vetter Edelschein bilden die gleiche Gruppe (W. 4, 227).

Mit dem Volksstück klagt auch das Volkslied 1848 über „Die unglückliche Auswanderung“ (Ditfurth 5, 123) und warnt davor, ins „Land Amerika“ zu ziehen, „welches hier ist unbekannt“. Der alte Arndt entrüstet sich über die Verpflichtung von Tausenden schleswig-holsteinischer Soldaten nach Brasilien (1851; 4, 134). Gottfried Kinkel vergleicht auf seiner Amerikareise „Amerika und Europa“ und ruft aus: „Altes Europa, wie bist du uns theuer!“ (1851; 2, 39).

Eine Reihe von Romanen gibt nach 1850 der gleichen Stimmung Ausdruck. Die seit 1828 im Staate New York als Gattin des Theologen Robinson lebende Hallenser Professorentochter Therese A. L. v. Jacob (Anm. 52a) veröffentlichte 1852 einen Roman „Die Auswanderer“ (zuerst englisch: "The Exiles", 1851). Die Handlung: des Studenten Hubert und seiner Geliebten Klothilde von Osten Auswanderung, Trennung durch Schiffbruch und Wiedervereinigung nach langem Leiden, gibt Gelegenheit, dem Leser eine bunte Folge amerikanischer Bilder und Gestalten vorzuführen, die mit großer Wahrheit gezeichnet sind, aber zugleich mit der deutlichen Absicht, die nördlichen Staaten auf Kosten der südlichen als einzigen Hort der Freiheit hinzustellen. — Im gleichen Jahre schreibt Berthold Auerbach, der noch 1843

in seinem „Tolpatsch" ein Beispiel glücklicher Auswanderung gezeichnet hatte, einen elenden Roman, dessen Held, Graf Falkenberg, wegen seiner Teilnahme am Aufstande von 1848 Deutschland verlassen soll, aber nicht weiß, „wie er athmen kann in einer Luft, die nicht vom deutschen Wort erklingt". So tauscht er seine Papiere mit denen des auswandernden Lehrers Baumann und beginnt unter dem neuen Namen ein „Neues Leben".

Auch einen Roman, „Die Auswanderer", hatte Auerbach schreiben wollen; die Erzählungen seines Freundes Lenau hatten ihn 1844 dazu angeregt (Anm. 53). Hauptperson des Romans sollte ein heimatflüchtiger Dichter sein, der des Freundes Züge und Schicksal zu tragen hatte. Der Plan ist von Auerbach nicht ausgeführt worden; ganz denselben Stoff aber hat nach gleichem Vorbild Ferdinand Kürnberger in seinem Roman „Der Amerikamüde" geformt (1855). Moorfeld heißt sein auswandernder Dichter, der dem katholischen Adel Deutsch-Ungarns entstammt und nach Amerika zieht, um dort eine neue Form des Lebens, eine neue Vermählung von Geist und Stoff zu finden; aber auf den Straßen und in den Salons von New York, wie am Rande der Wildnis erlebt er eine Enttäuschung nach der anderen. Wind und Wetter sind prosaisch in diesem Lande, „der Himmel so arm wie die Erde" (320), entsetzlich „die blöde glotzende Einsamkeit und Barbarei des Urwaldes" (501). Das Widerwärtigste aber sind die Menschen, die mit gleicher Unbewegtheit des Geistes zum Mord wie zu den Geschäften gehen, deren Frauen langweilig und früh verblüht, deren Aerzte und Geistliche Betrüger sind — „eine Nation von Souveränen..., aber auch eine Nation von Beutelschneidern" (298). Typischer Vertreter dieses sich jung gebärdenden, aber an Geldgier gealterten Volkes ist der erste Amerikaner, den Moorfeld näher kennen lernt: Staunton; der Mann ist geschminkt und hat falsche Zähne, seine weltmännische Haltung und geschäftsfreundliche Heiterkeit bilden „gleichsam die moralische Seite dieser Toilettenkunst" (29). Der Europäer ist in diesem Lande nichts als ein Gegenstand, mit dem man „dirty job" treibt: der alte Komponist Da Ponte verhungert hier auf der Straße, Moorfeld selbst wird um seinen erworbenen Grundbesitz betrogen, die deutsche Kolonie in New York endlich, die es durch Fleiß und

Sparsamkeit zu Wohlstand gebracht hat, von den Rowdies und Loafers eingeäschert. Wer nicht untergehen will, muß, wie der Rektor Benthal, ein Schuft unter Schuften werden. Kein Wunder, wenn Moorfeld bald erkennt, daß „Amerika ein Vorurteil" ist (334), wenn er schließlich, wie von Furien gepeitscht, nach der Heimat zurückflieht. Der letzte Abschiedsgruß des freien Landes ist für ihn der Anblick eines gelynchten Deutschen; die Insassen eines deutschen Auswandererschiffes aber, dem sein Fahrzeug nahe der Küste begegnet, begrüßen die über der eingeäscherten Kolonie ihrer Landsleute aufsteigende Rauchfahne als erstes Zeichen des ersehnten Landes mit dem Rufe: „Vivat das freie Amerika!" (567).

Die Enttäuschung, die in einigen Werken des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck kam, hat sich bei diesen Dichtern des 19. Jahrhunderts in entrüstete Anklage verwandelt. Theoretisch knüpfen auch sie noch an Buffon und seine Schule an: Der Satz vom minderen Werte der Natur des anderen Kontinents taucht immer wieder als Ergebnis und Lehre aller vorgeführten Beispiele auf. Praktisch aber verfügt man jetzt über eine viel größere Kenntnis des neuen Erdteils; die Frau Robinson, Lenau und Kinkel haben ihn mit eigenen Augen gesehen; Kürnberger hat seine Geschichte auf Grund eines genauen Studiums der neuesten Reisebeschreibungen so kunstvoll gebaut, daß er oft gefragt wurde, wann er in Amerika gewesen sei. Diese bessere Kenntnis ist Voraussetzung des Tadels; denn nur was man kennt, kann man ernsthaft anders wünschen. — Es geht diesen Dichtern mit Amerika wie mit einer schönen Frau, in deren geschmeicheltes Bild man sich vergafft hat und deren Anblick nun enttäuscht: die Leidenschaft wandelt sich von Liebe in Abscheu. Beide Empfindungen freilich sind Ergebnisse eines Vergleichens: schön war das unbekannte Westland erschienen, weil Europas Anblick abscheulich war; häßlich findet man den neuen Staat in der Nähe, weil das Herz sich anderswo lichtere Bilder träumt. Begeisterte Patrioten wie Rückert, Arndt, Eichendorff und Kinkel sind unter den Tadlern des neuen Kontinents, Sympathie für den Norden der Union treibt die Frau Robinson zur Herabsetzung des Südens, Verkettung an die geistige Kultur des Ostens endlich läßt die Oesterreicher Lenau und Kürnberger, wie den deutschen Juden Heine, der europamüde

nach Indien blickt, die kalte Luft des nüchternen Nordamerika unerträglich finden. Vielfach grotesk in ihren Aeußerungen und Urteilen stellt diese Abneigung einen notwendigen Rückschlag gegen die überschwengliche Verherrlichung in den vorhergehenden Jahrzehnten dar. Licht wie Schatten war nun einseitig und scharf genug gezeigt worden; spätere Jahre mochten versuchen, nach Sealsfields Vorgange beide zu einem lebenswahren Bilde zu vereinen.

A. Sklaventum und Indianermord.

Nichts hat der Begeisterung für Amerika in Deutschland mehr geschadet als das Mitgefühl für die unterdrückten Naturvölker schwarzer und roter Rasse. Das 18. Jahrhundert hatte gern alle Grausamkeit dem Europäer in die Schuhe geschoben; genauere Betrachtung aber mußte zeigen, daß es in den Südstaaten der Union wenig anders aussah als auf den Antillen. Die Tatsache der Sklaverei zwang zu einer Stellungnahme, man mußte sie entweder rechtfertigen oder verurteilen.

Wie alles Ungünstige über Amerika, kommt diese Frage bei den deutschen Dichtern erst in den 30er Jahren zur Erörterung; vorher hielt Begeisterung für das neue Vaterland alle anderen Gedanken fern. Es ist ein Zufall, wenn A. W. v. Schlegel 1807 ein geziertes Sonnett „Auf die Taufe eines Negers" schreibt, der freigelassen, die Milde der Weißen beglückt erkennt. Von ähnlichen Gefühlen sind die Sklaven des „Pflanzers auf Cuba" erfüllt, dessen patriarchalisch regierte Plantage Zschokke 1832 schildert. Im Süden der Union herrscht nach Sealsfield das gleiche Verhältnis; die Sklaven des Colonel Isling, der „Morton" das Leben rettet, lieben ihren Herrn über alles (1835; W. 7); in den „Pflanzerleben" überschriebenen Skizzen zeigen sich allerwegen ähnliche Bilder. Hier unternimmt es der Dichter sogar, in einer großen Debatte zwischen Freunden und Feinden der Sklavenbefreiung die Recht- und Ehelosigkeit der Schwarzen ausführlich zu rechtfertigen: die Farbigen müßten erst zur Freiheit erzogen werden, da nur eine kultivierte Nation dieses Glück ertragen könne (12, 157 sq.).

Mit anderem Empfinden hat Freiligrath seine Gedichte „Der Mohrenfürst" und „Leben des Negers" (1826; 1, 26) geschrieben — der politisch und wirtschaftlich eingeengte Europäer fühlt sich als Bruder des seiner Freiheit und Würde beraubten Afrikaners. Hohn gegen die salbungsvolle Selbstrechtfertigung der weißen Menschenschinder erklingt in Heines „Sklavenschiff" (ca. 1850; 2, 121). — Als edlen Helden inmitten der elenden Weißen stellt Theodor Mügge endlich den Negerfürsten „Toussaint" dar (1840); Stoff zu diesem Roman hat noch einmal der Negeraufstand in Hayti von 1791 geboten. Auch hier stehen sich, wie bei Sealsfield, Sklavenhalter und Abolitionisten gegenüber; nur ist alle Klugheit und Güte auf Seite der Letzteren. Ein besonders krasses Beispiel des Unrechts, das aus dem Sklavenrechte entsteht, zeigt A. Schrader an der „Braut von Louisiana" (1849), die als Tochter einer Sklavin am Tage ihrer Hochzeit von den Gläubigern ihres Vaters verkauft und nur durch den Edelmut des rauhen Pflanzers Jackson gerettet wird. Gute und böse Weiße sind in diesen Romanen, wie in allen Negerdichtungen seit Aphra Behn, neben einander gestellt; der Neger ist ihr wehrloses Opfer, auf den sich alles Mitleid vereinigt, nur die Mulatten werden als lächerlich, eitel und tückisch gezeichnet.

Teilnahme der deutschen Heimat an der großen Auseinandersetzung in den neuen Staaten bedeuten diese Dichtungen. Deutsche waren es auch dort gewesen, die 1688 den ersten Protest gegen das Halten von schwarzen Sklaven verfaßt hatten, ihr Ruf hatte bald vielstimmigen und immer wachsenden Widerhall gefunden. Schon Cooper nimmt in seinem "Travelling Bachelor" für die Neger Partei. 1852, im gleichen Jahre, da Therese Robinson, in ihren „Auswanderern" die Sklaverei des Südens verurteilt, schreibt die Tochter eines methodistischen Predigers, Harriet Beecher, jene wirksamste Streitschrift im Kampfe für die Sklavenbefreiung: "Uncle Tom's Cabin". Der Erfolg der Erzählung in allen Ländern europäischer Kultur war außerordentlich; in Deutschland führte seine Uebersetzung eine Flut von Sklavenromanen herauf. Mag die Darstellung dieses Werkes unkünstlerisch sein, die Folge der Bilder ist sehr geschickt gegeben: zuerst das Gemälde eines Zustandes, wie ihn der Amerikaner gern als natürliche Folge des be-

stehenden Rechts betrachtete; ein humaner Herr, Mr. Shelby, zwischen zu guten Christen gebildeten Sklaven, dann aber die schreckliche Schilderung der furchtbaren Möglichkeit, die dies gleiche Recht enthält; die grausame Herrschaft des Pflanzers Legree, der in der Wut seine Schwarzen zu Tode peinigen läßt, am Ende aber Aussage dessen, was Besserung bedeuten kann: Aufhebung dieses Rechts und Förderung des 1821 gegründeten, 1847 für unabhängig erklärten Freistaates Liberia. Vielleicht hat die Verfasserin von den Mulatten eine Führung der Rassengenossen zur Selbständigkeit erwartet; wenigstens deutet darauf der Umstand hin, daß George Harris, der Mischling, entkommt, während Tom, der Vollneger, der Grausamkeit seines Herrn erliegt. Höchst wirkungsvoll ist es, daß dem wütenden Weißen aus dem Munde seines schwarzen Opfers die Worte der christlichen Lehre entgegentönen. Und mit der gleichen religiösen Begeisterung beschwört die Erzählerin am Schlusse ihre Landsleute, vor allem die Mütter Amerikas, diese Schande von ihrer Heimat zu nehmen. In der Tat, die Empörung des religiösen Fühlens, das bei jenem Volke von den Anfängen her auf das innigste mit dem staatlichen verwachsen ist, hat die Sklaverei in den Staaten vernichtet.

* * * *

Mitgefühl tritt auch dem Indianer gegenüber im 19. Jahrhundert an die Stelle der Bewunderung, die man früher für die „besseren Menschen" empfunden hatte. Freilich wirkt die Tradition noch unter den Romantikern fort: Chateaubriands Wilde sind die letzten fehlerlosen Söhne der unverbildeten Natur. In einem Liede Brentanos (II, 440) wird die indianische Sklavin zwei allzu zivilisierten europäischen Damen in alter Weise gegenübergestellt. — Cooper macht auch in der Entwicklung dieser Vorstellung Epoche: die Indianer seiner Romane sind keineswegs fehlerfreie Menschen, sondern aus Gut und Böse gemischt wie alle anderen Söhne dieser unvollkommenen Erde: Uncas, der letzte Mohikaner, fällt unter dem Messer des Feindes, ehe er als Mann erfüllen kann, was er als Jüngling zu versprechen schien, Wyandotte bleibt blutgierig und rachsüchtig bis ans Ende, Cingachgook, der stolze Gefährte Lederstrumpfs, wird zuletzt ein Opfer des Branntweins. — Neben diesen Romanen boten für den Gebildeten gelehrte Reisewerke wie die von Humboldt (1814) und Martius

(1823), für das Volk aber Vorführungen von Eingeborenen des neuen Kontinents auf Märkten und Festen lebendige Bilder indianischen Lebens. 1817 hatte A. W. v. Schlegel sich noch keine rechte Vorstellung von einem Menschen roter Rasse machen können; 1836 kann Chamisso schreiben: „Ossagen, Botokuden, Esquimaux... bekommt man bequemer daheim zu sehen als in der Fremde" (Reise, 87). — So mußte freilich die verklärte Vorstellung verschwinden; aber Fehler und Torheiten konnten nicht das Mitgefühl für die Rasse ertöten, der eine über alles Vergehen schwere Strafe drohte: der Untergang.

1825 wurde den östlich des Mississippi wohnenden Indianern der Uebergang auf das Westufer befohlen; die Botschaft war unterzeichnet durch den Präsidenten Monroe, der auch nach Osten das Hoheitsgebiet der neuen Staaten klar abgegrenzt hatte. Der Widerstand der Stämme, die ihrer Väter Gräber nicht verlassen wollten (so der Seminolen in Florida bis 1827 und der Tscherokesen in Georgia bis 1838) fand in Deutschland lebhafte Anteilnahme, zumal bald darauf die unglückliche Erhebung von 1830 in Polen ähnliche Szenen zeigte. Chamisso schreibt 1831 die „Rede des alten Kriegers Bunte Schlange im Rate der Creek" (338), die höhnisch auf den Widerspruch zwischen den liebreichen Worten des „großen Vaters" und dessen Taten hinweist. Den Freitod eines alten Indianers im „Mordthal" schildert eine andere Verserzählung des ehemaligen Weltreisenden (1831; 399), die leise an Schubarts und Kuhs Gedichte vom sterbenden Indianer erinnert. Aus Humboldts Reise ist der Vorwurf einer dritten, vom gleichen Geiste erfüllten Terzinenkomposition genommen: „Der Stein der Mutter" (1831; 324) erzählt am Ufer des Orinoko „mit stummem Munde" die furchtbaren Leiden einer Indianerin, die, als Sklavin von ihren Kindern getrennt, nach drei verzweifelten Versuchen, wieder zu ihren Lieblingen zu gelangen, sich dem Hungertod hingibt. Vollkommen drücken diese feierlich hinfließenden Verse, deren Reime unerbittlich einander erwidern, den fremden Ernst der sterbenden Rasse aus und ihren Mut, in dem keine Hoffnung mehr ist. — Freiligraths bewegterem Fühlen war solche Gestaltung unmöglich, seine Klage über die Zurückdrängung der freien Söhne der Natur, zu der ihn Erinnerung an den Natur-

forscher „Audubon" veranlaßt (1833; I, 144) wird zum Aufruf an die Roten, die Weißen, das „Raupenheer" am Stamme der herrlichen Eiche Columbia, auszurotten. Kein Wunder, daß ein Deutschamerikaner dem „großen Sänger" mit guten Gründen und schlechten Versen eine derbe „Antwort" erteilt hat (Am. Germ. 1). — Mit gleich starkem Mitgefühl schildert Lenau nach seiner Heimkehr den nach Westen sich wendenden „Indianerzug" (I, 108) und „drei Indianer" (I, 112), die aus Verzweiflung über den Untergang ihrer Freiheit sich bei nächtlichem Gewitter in den Niagara stürzen. Wie bei Chamisso in furchtbares Schweigen, wie bei Freiligrath in einen Kampfruf, klingt bei Lenau das Gedicht in einen Fluch auf die Weißen aus.

Nicht geringeres Mitgefühl für den roten Mann erfüllt Sealsfields ersten Roman „Der Legitime und die Republikaner" (1838), dessen Anfang schon 1828 in englischer Sprache unter dem Titel „Tokeah" von Carey und Lea in Philadelphia verlegt worden ist, die zwei Jahre vorher Coopers „The Last of the Mohicans" veröffentlicht hatten. Tokeah, der greise Häuptling der Oconees, hat hier in gleichem Maße unser Mitgefühl wie der jüngere und doch bedächtige Comanchenführer El Sol; traditionellen Edelmut zeigt die Tochter Tokeahs, Canondah, die den englischen Offizier James Hodges vom Tode errettet. Nach Westen zieht Tokeah, um den Weißen, die er mit Weinreben und Spinnen vergleicht, zu entgehen, aber nirgends findet er vor ihnen Ruhe. Erschüttert wird geschildert, wie der Häuptling das Grab seines Vaters geschändet wiederfindet, und wie seine über alles geliebte weiße Pflegetochter, die „weiße Rose", von ihm getrennt wird. Dennoch muß dieser gequälte Mann, der nur auf sein legitimes Recht pocht, vor den Vernunftgründen des republikanischen Generals Jackson verstummen. Die Kultur behält recht; ihre Ausbreitung und die Vernichtung alles dessen, was ihr im Wege steht, ist ein Naturgesetz, an dem keinem Menschen Schuld gegeben werden kann. — Sealsfields Werk eröffnet eine lange Reihe deutscher Romane, die sich mit der Auseinandersetzung zwischen Kolonisten und Indianern beschäftigen. Diese Wildwest-Literatur bringt 1851 die steten Neuauflagen der Werke Coopers zum Stillstand. Sie führt eine Verherrlichung des Indianers herauf, die an bunter

Mannigfaltigkeit noch die des 18. Jahrhunderts übertrifft. Wie die untergegangene Sonne für kurze Zeit ein sanftes leuchtendes Scheinbild über dem Horizont zurückläßt, so lebt die verschwindende Rasse in den Literaturen der europäischen Völker für kurze Zeit ein schöneres Leben. —

Wie jedes Pathos hat diese Art der Darstellung zur Satire gereizt. Schon die englischen Schwärmer für das vollkommene Glück der unverbildeten Menschen hatten in Swifts „Pferdestaat" (1726) einen unliebsamen Nachfolger gefunden; die Gegenüberstellung der zivilisierten Gäule mit dem Menschen, der als Raubtier an den Grenzen jenes Staates lebt („I never beheld in all my travels so disagreeable an animal") ist von unübertrefflicher Bosheit. Wieland versuchte, den deutschen Schülern Rousseaus mit seiner mexikanischen Geschichte von „Koxkox und Kikequetzel" 1770 den gleichen Dienst zu erweisen (W. 31). Humboldts schwungvolle Schilderungen parodiert nun Immermann (Anm. 54) 1838 mit seiner „Münchhausen"-Erzählung (1838; I, 18) vom idyllischen Leben der Indianer im Gebiete von Apapurincasiquinitschchiquisaqua, wo die pfirsichblütenen Kühe saure Milch geben, weil alles Ursprüngliche sauer ist. Fanny Lewald benutzt eine Szene im wilden Westen, um ihre Rivalin Ida Gräfin Hahn-Hahn lächerlich zu machen: „Diogena" (1847: 156) sucht auch unter den Wilden den „Rechten"; ein Häuptling nimmt in der Tat die Frau, die „vollkommen wie eine Squaw ins Deutsch-aristokratische übersetzt" aussieht, zu sich ins Zelt — schickt sie aber bald wieder fort, da er fürchtet, daß das schwache Weib ihm schlechte Kinder zur Welt bringen wird.

Auch historischer Einkleidung hat sich die Verherrlichung der Indianer bedient: in Klingemanns „Cortez"-Drama (1818) ist Marina wie vordem die edlere Wilde, in Rückerts „Colombo"-Cyklus (1845) sind die Indianer freundlich unschuldige Naturkinder, Heine hat sich in seinen „Vitzliputzli"-Romanen (1851) in ein Amerika geträumt, das noch nicht „europäisieret abgewelkt" ist; edel steht hier Montezuma, der in seiner heidnisch-abergläubischen Blindheit noch an die Heiligkeit des Gastrechts glaubt, neben dem „Räuberhauptmann" Cortez. Einer der größten Dichter

Amerikas, Longfellow, hat 1855 die Sagen der Indianer mit der Ehrfurcht, die man Sterbenden zu zollen pflegt, zu einem Epos verschmolzen, das auf die deutsche Indianerliteratur stark eingewirkt hat. Hier werden die roten Stämme in ihren glücklicheren Tagen geschildert, unter der weisen Herrschaft „Hiawathas", den Manitou selbst ihnen vom Himmel gesandt; nur zuletzt betritt des weißen Mannes Fuß das Land, und wie ein Wolkenschleier zieht das Bild des dereinstigen Endes durch den Geist des Helden (II, 273):

> "I beheld our nation scattered,
> Weakened, warring with each other,
> Sweeping westward, wild and woful,
> Like the cloud-rack of a tempest,
> Like the withered leaves of Autumn!"

IV. Kapitel

Der wilde Westen und sein Widerspiel

1. Amerika wie es war.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wächst die deutsche Amerikaliteratur zu einer bis dahin unerhörten Breite an; sie beschäftigt sich aber fast ausschließlich mit dem Westen der Union, jenem gewaltigen Kolonisationsgebiet zwischen dem größten Strom und dem größten Ozean der Erde. Die Teilung des Oregon-Territoriums 1846, der Friedensvertrag mit Mexiko 1848 und der Gadsdenkauf des Landesstreifens zwischen Colorado und Rio Grande 1853 hatten die Grenzen des jungen Staates im Westen festgelegt. Einwanderung und rasches Anwachsen der Nation erfüllten den gewonnenen Raum überraschend schnell mit Leben. Das seit 1849 in Californien gefundene Gold lockte noch mehr als die Aussicht auf freien Besitz; die von 1862 bis 1869 vollendete Pacificbahn erleichterte das Eindringen. Von 1850 bis 1900 verdreifachte sich die Bevölkerung der Union; über 3 Millionen Deutsche sind in diesem Zeitraum nach den Staaten gezogen.

Anreiz oder Ersatz für die Auswanderung ist die ganze Wild-West-Literatur in Deutschland. Die Fülle dieser Bücher gleicht den endlosen Prairien, mit denen sie sich so gerne beschäftigen: Hat man einen Hügel erklommen, so bietet sich nur der hoffnungslose Blick auf Hunderte anderer Hügel, hinter denen abermals Hunderte kommen. Aber es sind immer die gleichen Hügel und immer das gleiche Gras. — Diese Geschichten sind nacheinander in Zeitschriften (Anm. 55), Einzelbänden und Sammelwerken erschienen; sie waren in den tiefen wie den hohen Schichten der Leserschaft als Lektüre für Erwachsene oder auch nur für Kinder im Gebrauch. — Die Verfasser solcher Romane marschieren in zwei Reihen; die Männer der ersten Linie sind ausnahmslos in Ame-

rika gewesen, vor den phantastischen Werken haben sie fast alle aufklärende oder gar wissenschaftliche Berichte über ihren Aufenthalt in der neuen Welt geschrieben; die Nachfolgenden nutzen die von jenen gemachten Erfahrungen und gebrauchen die Wildwestfarbe neben vielen anderen, um den Hintergrund für eine abenteuerliche Handlung möglichst bunt malen zu können.

Schöpfer dieser neuen Auswanderungsliteratur ist Friedrich Gerstäcker gewesen, selbst ein immer wieder heimatflüchtiger Wanderer durch alle Weiten der Welt. Seine Dichtungen sind wie eine rechte Fortsetzung zu Sealsfields Werken seit 1845 erschienen. Grundsätzlich unterscheidet ihn aber von Sealsfield seine Stellung zum deutschen Auswanderer, für dessen Wirken die Schriften des großen Reisenden eine endlose Epopöe bilden; außerdem aber seine Auffassung der Landschaft. In dieser Beziehung verhalten sich Sealsfields Romane zu denen Gerstäckers wie die mythologischen Bilder Böcklins zu denen Stucks; dort ist der Mensch neben Wasser, Bäumen und Wolken ein Ausdruck der Lebenseinheit, die das Gemälde erfüllt, hier die Landschaft mehr und mehr belanglose Kulisse hinter den allein wichtigen Figuren. Die Menschen bei Gerstäcker, gleichgültig ob „Die Regulatoren in Arkansas" (1845) oder „Die Flußpiraten des Mississippi" (1848) oder Californiens Goldgräber, sind mit ihrem Leben und Erleben das einzig Wichtige für den Dichter. Und in allen Regionen findet er Deutsche, die voll Mut, Ehrlichkeit und Tüchtigkeit den Kampf gegen das wilde Dasein samt all seiner Niedertracht wagen und siegreich bestehen. — Friedrich August Strubberg hat nun für die Erzählung solcher Erlebnisse die Ichform als wirksam gefunden; sie entsprach der außerordentlichen Schätzung, die dieser Autor zeitlebens sich selbst gewährt hat. Mit ihr hat er von 1852 bis 1872 50 Bände gefüllt. Sein Jäger Armand oder Doktor Schubbert ist immer er selbst; und unter diesem zweiten Namen hat er tatsächlich in Amerika ein Leben als Wunderarzt und Jäger an der texanischen Indianergrenze geführt und bei der Gründung der Kolonie Friedrichsburg des Mainzer Adelsvereins eine wenig rühmenswerte Rolle gespielt. — Friedlicher gestaltete Otto Ruppius drüben sein Leben als Kapellmeister in Tennessee; eine Stellung, die ihn nicht verhindert hat, in seinen „Pedlar"-

geschichten die wilderen Töne des Westens anzuschlagen. Hier ist die Figur des jungen, unwiderstehlichen deutschen Jünglings, dem nun sogar Gelegenheit geboten wird, seine Keuschheit zu beweisen, zur Karikatur geworden. — Neben solchen Geschichten bedeuten die Schilderungen Balduin Möllhausens eine Erneuerung des ganzen Literaturzweiges. Dieser liebenswürdige Mensch hatte 1848 tatsächlich drüben ein Jägerleben geführt und später, nach wissenschaftlicher Durchbildung seiner natürlichen Beobachtungsgabe, auf Empfehlung Alexander v. Humboldts hin mehrere der Expeditionen zur Festlegung der Eisenbahnlinien durch die Felsengebirge mitgemacht. Lange Muße, die ihn nach 1854 seine Anstellung als Kustos der Kgl. Privatbibliotheken in Berlin gewährte, benutzte er, um nach lang gehegtem Plane aus der reichen Erinnerung jener Jahre „mit den Farben der Wirklichkeit die erhabenen Bilder einer friedlich lachenden Natur und die Szenen aus dem Kampfe oft wild aufgeregter Elemente zu schmücken" („Tagebuch", 483). Hier also hat ein visuell reich begabter Mann — er lernte ohne Schulung Zeichnen und Malen — Landschaft und Menschen eines Landes geschildert, in dem er seine besten und schönsten Jahre in freudiger Arbeit verbracht hatte, ein Dichter, den ein lebhaftes Temperament bunt bewegte Handlungen erfinden ließ. So sind die Figuren, die er in seinen ersten Romanen geschildert hat, ehe seine Kunst zur Manier wurde, wie „Die Halbindianer" (1861) oder „Der Majordomo", (1863) vielleicht das Beste, was die Wildwest-Literatur überhaupt hervorgebracht hat.

Viele kleinere und kleinste Talente wirken neben den großen; durch ihr Schaffen sinkt der Wildwestroman in immer trivialere Tiefen. Emigrantengeschichten im Stile Gerstäckers schreiben nach 1858 Karl Th. Griesinger, 1862 Albert Graf Baudissin, seit 1859 Karl Douai; Hermann Gödsche (Pseudonym: Sir John Retcliffe) läßt 1865 einen seiner Zeitromane im Staate La Puebla spielen. — Das Anschwellen der Auswanderung während der ersten, schwierigen Jahre des neuen Reiches und nach 1881 ruft auch die Schriftsteller aufs neue nach dem fernen Westen; seit 1878 holen ihre Stoffe dorther Karl Fr. v. Wickede, Friedrich Pajeken, Rudolf Scipio, Sophie Wörishoffer, Adolf Braunau, C. Zastrow, M. Kümmel und viele andere. Mit Wickede zusammen hat 1879

sein erstes Buch herausgegeben Karl May, dessen Werke alle Figuren und Szenen aus der schönen wilden Welt des Westens mit größtem Erfolge zusammengefaßt haben. Er ist der auffallendste Vertreter jener zweiten Reihe von Wildwestdichtern, die Amerika nie gesehen haben; der überzeugende Ton, mit dem er in einer Periode seines Lebens behauptet hat, er habe seine Romane wirklich erlebt, beweist nur, daß ihm das Schaffen dieser Werke tatsächlich Erlebnis war. Mays (Anm. 56) Romane vereinigen die wirksame Ichform Strubbergs mit einem Gerstäcker ebenbürtigen Erzählertalent und der Möllhausens würdigen Fähigkeit, Landschaft und Menschen in einem gemeinsamen Erleben der Geschehnisse zu schildern; höchst wirksam ist darüber hinaus die religiöse Einstellung des Erzählers zur Handlung, deren Wechselfälle als ein Kampf zwischen Gut und Böse, deren Ende als ein Gericht Gottes erscheint. Diesem sittlichen Pathos, dessen subjektive Ehrlichkeit kaum bezweifelt werden kann, verdanken die Berichte „Old Shatterhands" nicht zuletzt ihre große Wirkung auf die Jugend.

* * * *

Was für ein Bild von Amerika bieten nun all diese Darstellungen? — Die Landschaft zeigt bei aller Mannigfaltigkeit eine Eigenschaft, in der aller romantische Reiz dieser Ferne eingeschlossen ist: Weite. Unbegrenzte Prairien sind mit Vorliebe Schauplatz solcher Geschichten, ausgedehnte Felsenhochflächen, zwischen denen sich unabsehbare Cañons hinziehen, mächtige Ströme, die aus der Unendlichkeit herkommen und ins Unendliche zu fließen scheinen, hoffnungslos fernhin sich breitende Llanos. Dazwischen an den Wasserläufen die jungen Siedelungen, mit deren Betreten meist die Knoten der Handlung sich schürzen; quer durch die Einsamkeit endlos der Schienenweg der Eisenbahn, um den eine seltsame Räuberwelt schwärmt. Man könnte eine Tafel der Schauplätze aufstellen; sie würde zeigen, daß seit Sealsfield die Vorgänge immer weiter nach Westen, von Texas nach Californien, Neu-Mexiko und Arizona rücken, daß der Norden mit Ausnahme des Streifens am Felsengebirge fast unbesucht bleibt und der zivilisierte Osten gänzlich vernachlässigt wird. Gern dagegen wendet sich die Phantasie nach dem Süden: über Mexiko kommt man seit Gerstäcker nach Venezuela, Brasilien und Argentinien. — Bei den nicht in Amerika gewesenen Autoren hört die

Lokalisierung der Handlung schließlich fast ganz auf. Ebenso verschwindet die Nennung bestimmter Jahre mehr und mehr; am Ende befindet man sich häufig jenseits von Raum und Zeit dort also, wo alle diese Geschichten in der Tat spielen: im Lande des Traums.

Die Menschen dieser Welt, so bunt auch ihre Mannigfaltigkeit und so groß auch ihre Zahl ist, lassen sich unschwer zu wenigen Gruppen ordnen, innerhalb derer eine Unterscheidung nur noch nach Kennzeichen zweiten Grades möglich ist. Wie in der Landschaft des Westens die Weite, zieht an der dortigen Gesellschaft die Schrankenlosigkeit an: die gesetzlichen Hemmungen sind gering, Tat und Tüchtigkeit entscheiden alles. Die größte und hellste Figur des Spiels ist meist ein Deutscher, in dessen Leben sich der Leser hineinträumen und so selbst durch die fremde Welt wandern mag, dem es daher nie oder wenigstens am Ende nicht ganz schlecht gehen darf. Ihm zur Seite stehen edle Helfer und oft mächtige Beschützer, ihm gegenüber die finsteren Söhne des Neides und Unrechts. — Unter den Helfern und Freunden spielen die Indianer eine besonders wichtige Rolle, sie treten oft selbst in die Mitte der Szene. Hier zeigt sich nun fast durchweg eine seltsame Erscheinung: während die Masse der Roten grausam, roh und wenig willenskräftig ist, verkörpern einzelne Krieger, meist Häuptlinge, Selbstbeherrschung und Edelsinn, oft auch verbinden sie in ihrer Bildung die Ueberlieferung indianischer Kultur mit dem Wissen der Weißen. Literarische Tradition ist neben historischen Beispielen der Vergangenheit und Gegenwart für diese Darstellung maßgebend: die edlen Indianer von Voltaires „Ingénu" bis zu Karl Mays „Winnetou" sind von einer Familie; Longfellows „Hiawatha" bot die Züge der Tradition in moderner Zusammenfassung. Hier, wie vordem, kann der edle Rote sich in den edlen Europäer verwandeln; dies ist die Mechanik der oft erzählten Geschichte vom weißen Häuptling. Auch die rettenden indianischen Mädchen fehlen keineswegs; der würdige Sachem neben seiner edlen Tochter ist eine höchst beliebte Erscheinung. Alle Vorwürfe älterer Dichtung sind in dieser Literatur oft dutzendweise wiederholt worden. Eine bedeutsame Entwicklung freilich ist beim Wirken der edlen Häuptlinge festzustellen: von Sealsfields

„Tokeah" an werden sie zu Sachwaltern ihrer leidenden Nation und endlich zu Schützern aller in gleicher Weise Unterdrückten. Bis am Ende das Bild des „roten Gentlemans"" in das des „Gentleman-Verbrechers" (Anm. 57) übergeht. — Eine ähnliche Entwicklung haben die weißen Mit- und Nebenspieler erfahren: anfangs wiegen die Typen des Südens vor: Creolen und Mexikaner nach Sealsfields Muster, Neger und Negerhalter, Mulatten und endlich, auf den Goldfeldern, Chinesen. Mit Jägern und Squattern, dann Farmern und endlich Städtern dringt der Osten schrittweise auch in diese Literatur hinein. Diese Sendboten wirken anfangs ein wenig lächerlich, zumal, wenn sie nach Stadt riechen und sich überlegen dünken. Dann aber finden sich auch unter ihnen ganz brauchbare Gesellen; besonders paarweise treten sie gern auf in der für Amerika charakteristischen Zusammenstellung des kleinen Dicken und mageren Langen (so Hawkins und Holbers bei May). Endlich aber erscheinen sie als Herren, die dem wild durcheinanderstrudelnden Leben Richtung und Gestalt geben, so zeigt Pajeken, wie aus Bob dem Fallensteller der Städtegründer und endlich der Millionär wird. Solche Geldmenschen treten zunächst als Nebenfiguren, oft als Freunde und oft als Beschützer der unvergleichlichen Deutschen auf. Langsam aber wird der Retter zum geschickten Helfer oder zum mitleidwürdigen Opfer; so ist auch hier der mühelose Uebergang der Figuren in die Welt des Detektivromans möglich.

Auch in die Vergangenheit konnte das Bild des im Westen glücklichen Deutschen zurückgeworfen werden; Johannes Scherr hat das in den „Pilgern der Wildnis" (1833), Spielhagen in den „Deutschen Pionieren" (1871), Brachvogel in „Des großen Friedrich Adjutant" (1875) getan. — Die Fülle der deutschen historischen und Zeitromane aus Amerika genügte nicht; es sind in diesen Jahren eine Unzahl von Uebersetzungen (Anm. 58) gleichartiger Erzeugnisse ausländischer Schriftsteller erschienen, so der Amerikaner James K. Paulding, Robert M. Bird und Bret Harte, der Engländer Fr. Marryat, Ch. Murray und Mayne Reid, der Franzosen Gabriel Ferry (Louis de Bellemare), Paul Duplessis und Gustave Aimard.

Daß Motive dieser Art nicht nur die Romanschreiber zur Ge-

staltung reizten, zeigt Julius Große's Verserzählung „Das Gericht im Urwald" (1888). Auf die Opernbühne ist die Wildwestromantik mit Puccinis Musik noch 1912 gekommen; der Stoff ist ein ähnlicher wie bei Große: „Das Mädchen aus dem goldenen Westen" rettet einen bekehrten Räuberhauptmann vor dem Lynchgericht californischer Goldgräber.

Mit Begeisterung hat noch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Jugend „Indianer gespielt". Wem die Eltern keine teuren Romane kaufen konnten, der wußte schon Wege zu den billigen 10 Pfennigheften zu finden, die von „Texas Jack", „Sitting Bull" und „Buffalo Bill" erzählten. 1914 bis 1918 nahm diese trivialste Gattung eine patriotische Färbung an, indem sie „von deutscher Treue" hessischer Soldaten im Unabhängigkeitskriege berichtete, in dem nach dieser Quelle Deutsche und Indianer das Wesentliche geleistet haben. Nach 1918 erlebten „Winoga, der letzte Mohikaner" und der „Neue Lederstrumpf" ihre Abenteuer wieder ohne Beigeschmack. — Seit der Jahrhundertwende ist die Wildwest-Literatur in diese Tiefen gesunken, teils weil die Detektivgeschichte mehr Spannung bot, teils weil das Interesse für Exotisches sich langsam den alten Kulturländern und auch den deutschen Kolonialgebieten zuwandte, vor allem aber, weil die Dichtung ein neues Amerika entdeckt hatt: den industriellen Osten.

---

2. Amerika wie es sein wird.

Die exakte Kenntnis von Land, Leuten und Zuständen in Nordamerika, die am Ende des 18. Jahrhunderts außerordentliche Bereicherung erfahren hatte, ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur wenig fortgeschritten. Die Zahl der theoretischen Werke nahm zwar zu, nicht aber deren Güte. Das Anschaffen in Amerika geschriebener Bücher war in Deutschland selbst den öffentlichen Büchereien schwierig. Noch 1874 konnte Friedrich Kapp von der Berliner, Göttinger und Münchener Bibliothek schreiben, „ihre Armseligkeit auf diesem Gebiete übersteige alle Grenzen"; diese Sammlung des Vorhandenen mache „den Eindruck, als wäre sie von einem Pedellen beim Trödler auf gut Glück aufgekauft worden" (Hist. Ztschr., 31, 264). Vorstellungen aus

der schönen Literatur, aus Cooper und Sealsfield, gaben nur zu oft die Grundlage für ernste Meinungen und Entschlüsse ab. Am beliebtesten waren Bücher (Anm. 59), deren Aussagen mit diesen Vorstellungen nicht im Widerspruche standen, so das von A. C. de Tocqueville (1836); sachkundigere Betrachtungen wie die von Francis Grund (1837) — der später ein Freund von Karl Schurz wurde — blieben unbeachtet. — Was die Bücher nicht vermochten, hat die Entwicklung des Verkehrs bewirkt. 1840 stellte die Cunard-Linie die erste Dampferlinie zwischen alter und neuer Welt her, 1847 folgte die Hamburg-Amerika-Linie, die Entwicklung des Eisenbahnwesens in Deutschland und in den Staaten trug dazu bei, die einzelnen Teile der beiden Länder noch mehr einander zu nähern. Mit der Dauer des Weges verkürzte sich für die Phantasie die Entfernung, mit den Gefahren des Meeres schwand seine trennende Kraft. Die beiden Küsten näherten sich; leichter kehrte man nun vom anderen Ufer zurück. Solche Heimkehrer, zumal aus der Generation von 1848 (Anm. 60), waren es, die durch gründliche Werke die gröbsten Fehlurteile über Amerika zerstört und das Interesse für das Deutschamerikanertum geweckt haben, so Friedrich Kapp und Franz Löher. Begeistert heimkehrende Deutschamerikaner und reisende Yankees mochten in diesen Jahren häufiger werden. Die Erscheinung des in Deutschland reisenden Amerikaners lockt die dichterische Phantasie nach dem Heimatlande dieses Fremden.

Einen als Pflanzer in Amerika reich gewordenen Deutschen „von Jenseits des Meeres" schildert Storm 1863 als Vater der schönen Mulattin Jenni, die in Deutschland erzogen worden ist und bei der Lektüre von Sealsfields „Pflanzerleben" zum Verständnis ihrer eigenen Lage kommt. B. Auerbach läßt den gleichfalls als Sklavenhalter reich gewordenen Herrn Sonnenkamp ein „Landhaus am Rhein" kaufen und den vergeblichen Versuch machen, einen Platz in der Gesellschaft seiner alten Heimat zu erringen (1869). Ein Deutscher ist auch der Vater der „Schönen Amerikanerinnen" (1867) bei Spielhagen; arm geblieben, kehrt er nach Europa zurück und versucht dort, nicht ohne Erfolg, aus transatlantischem Bluff Kapital zu schlagen.

Als strenge Schule wird das Amerika der unbeschränkten Freizügigkeit in diesen Jahren geschätzt. Gustav Freytag macht zur Hauptperson seines Schauspiels „Die Valentine" (1846) einen Deutschen, den seine Erfahrungen drüben zu einem Menschen von gefestigtem Charakter und freiem Geiste gemacht haben, Georg Winegg (II, 133). Auch Herr von Fink in „Soll und Haben" (1855; IV, 112) hat ähnliche Erlebnisse hinter sich. Reinhold Solger hat 1862 eine Art Fortsetzung zu dem letztgenannten Roman geschrieben, die „Anton in Amerika" * auftreten läßt (German American Annals 16, 220). Auch in Spielhagens Romanen „In Reih und Glied" (1866) und „Ein neuer Pharao" (1889) stehen an bedeutungsvoller Stelle Personen, die durch Amerikas Einflüsse gebildet worden sind: Hier Leo, dort der Baron von Alden. Paul Lindaus Roman „Mayo" (1884) erzählt die Geschichte eines deutschen Offiziers, der Spielschulden halber nach Amerika gehen muß; ein Schicksal, das kurz zuvor Detlev v. Liliencron widerfahren war, der dies Erlebnis in „Arbeit adelt" dramatisiert hat. — Solche Abschiebung vermeintlich minderwertiger Mitbürger nach dem neuen Kontinent ist das beste Zeugnis für die geringe Meinung, die selbst ernsthafte Leute in Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts von dem transatlantischen Freistaat hatten.

Einen Vollamerikaner auf deuschem Boden läßt Spielhagen in dem Romane „Ein neuer Pharao" (1889) auftreten; aber es ist nicht der biedere Sohn eines starken, nüchternen Volkes wie Brämers „Americaner", noch der Sendbote eines neuen, freien Vaterlandes wie Willkomms Burton — Mr. Curtis stammt aus dem Amerika, das von den Lenau und Kürnberger mit Grauen geschildert worden war; er ist Bürger der Dollardemokratie, in der alle Mittel außer den unwirksamen als erlaubt gelten. Nicht geringere kaufmännische Tüchtigkeit schreibt schon 10 Jahre früher Franz Dingelstedt einem Jünglinge aus der Union zu, der „Das Mädchen aus Helgoland" (1877) zu einer unglücklichen Ehe verleitet. Der junge wie der gereifte Vertreter des amerikanischen Volkes werden also in deutschen Dichtungen am Ende des 19. Jahrhunderts ebenso entschieden ungünstig beurteilt, wie sie am Ende des 18. günstig gesehen worden waren. — Um 1850 sind

auch die aus Scherzworten entstandenen Bezeichnungen „Uncle Sam" und „Brother Jonathan" übernommen worden, die 1848 entstandenen politischen Witzblätter vom Schlage des „Kladderadatsch" haben die von Engländern geschaffene Ulkfigur des hageren, mit Zylinder, Ziegenbart, Kongreßfrack und gestreifter Hose geschmückten Yankees in Deutschland eingeführt; um 1900 sind diese drei Vorstellungen als Symbole für das Amerikanertum allgemein bekannt.

„Die Amerikanerin" wird von Sophie Junghans (1887) in gleicher Weise wie von Fr. Spielhagen im „Neuen Pharao" (Anne Curtis) als lebhaftes, rasch entschlossenes Mädchen gezeichnet, das zwar dem deutschen Idealbild des Mädchens in keiner Weise entspricht, aber darum nicht weniger achtungswürdig ist. Bei Spielhagen bildet die gesunde Tatenlust der Tochter einen lebhaften Gegensatz zur Kränklichkeit ihrer Mutter; ein Verhältnis zwischen junger und alter Generation, das von nun an häufig amerikanischen Familien zugedacht wird.

Gemeinsam und kennzeichnend bei all diesen Gestalten ist dies: sie kommen von Amerika nach Deutschland, um hier ihr Wesen oder ihre Erfahrung wirksam werden zu lassen. Sie suchen nicht mehr, wie am Anfang des Jahrhunderts, in der alten Welt Belehrung und Bereicherung ihres Inneren, sie sind vielmehr stolz darauf, selbst etwas Neues zu bringen: die Kunst, selbst zu sehen, was ist, und den anderen sehen zu machen, was man will. Der praktische Verstand des neuen Landes eröffnet seinen Angriff auf die Heimat der Dichter und Denker; so wird zum Problem der Amerikadichtung in den nächsten Jahrzehnten, um die Jahrhundertwende, was man von dieser fremden Geistesart lernen könne.

* * * *

Um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert begann das Interesse für die Vereinigten Staaten in Deutschland rasch zu steigen, nicht minder umgekehrt das der Amerikaner für Deutschland. Ein Vorgang, der begründet ist in dem raschen Wachstum des Warenaustausches zwischen den beiden Ländern: in den Jahren 1879/90 stieg die deutsche Ausfuhr nach den Staaten von 16 auf 36 Millionen Dollars, die entsprechende Einfuhrziffer immerhin von 55 auf 94 Millionen Dollars. Deutschland stärkster

Lieferant war die Union am Anfange des neuen Jahrhunderts geworden, sie bezog aber auch ihrerseits von keinem anderen Lande (mit Ausnahme Großbritanniens) mehr als von Deutschland. Die Weltausstellungen von Philalelphia 1876, Chicago 1893, St. Louis 1904 waren Stationen der Annäherung. Politische Beziehungen folgten den wirtschaftlichen: 1902 bekam Prinz Heinrich von Preußen in New York „das Hirn Amerikas auf einer goldenen Schüssel" vorgesetzt, 1909 sah der Expräsident Roosevelt (Anm. 61) bei Berlin, nach einem früher ausgesprochenen Wunsch. den Kaiser an der Spitze preußischer Truppen reiten. Die Formel von den drei teutonischen Staaten (Anm. 62), deren Zusammenarbeit die Zukunft bestimmen würde, kam auf. Erwünschte Mittler (Anm. 63) wurden jetzt die Deutschamerikaner: Die Lebenserinnerungen von Männern wie Franz Lieber (1855), Hilgard-Villard (1906) und vor allem die von Karl Schurz (1906/07) fanden eifrige Leser, ebenso Aufklärungsbücher über amerikanische Verhältnisse, wie die von A. Tenner herausgegebene Sammlung von deutschamerikanischen Aufsätzen über die neue Heimat. Ein deutscher Kaufmann, L. M. Goldberger, erzählte seinen Landsleuten von den „unbegrenzten Möglichkeiten" der Vereinigten Staaten (1902). Deutsche Gelehrte, denen drüben zu wirken jetzt Gelegenheit geboten wurde, trugen zu dieser Förderung wechselseitigen Verstehens nicht wenig bei; vor allem H. Münsterberg mit seinem Buch über die Amerikaner (1904). Auch Dichtern verhalf deutschamerikanische Vermittlung nach dem „Lande der Zukunft", von ihnen haben viele ihre Eindrücke niedergeschrieben, so W. v. Polenz (1903), L. Fulda (1906) und E. v. Wolzogen (1911). Bunter mochten freilich auf weniger glatten Wegen erworbene Erfahrungen sein, wie sie E. Rosens Buch „Der deutsche Lausbub in Amerika" (1911) beschreibt. Kenntnis der englischen Sprache bei einem breiteren Publikum und vortreffliche Uebersetzungen machten amerikanisches Schrifttum in Deutschland bekannt, vor allem die unheimlichen Erzählungen Poes („Und wenn einst eure Enkel dichten, Bewahre sie ein günstiges Geschick Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten" hatte einst Goethe gewünscht), ferner den marxistischen Zukunftsroman Bellamys, die mit trockenem Humor hingeworfenen Skizzen von Mark Twain und zuletzt die machtvollen Verse Walt Whitmans, die aus einem stärkeren

Thorax zu tönen scheinen, als je einer im alten Lande wuchs, und stolz ein Ungeheures künden (p, 28):

"A world primal again, vistas of glory
incessant and branching,
A new race, dominating previous ones and
grander far, with new contests,
New politics, new literatures and religions,
new inventions and arts". — —

Der Millionär mußte als Führer dieser neuen Nation aus der Ferne erscheinen. Wie Kinder das Märchen, staunte man diese Vermögen im „Skyscraper"-stil an; die Schriften Carnegies (1905) boten gar Gelegenheit, die Meinungen eines solchen Wundermenschen zu hören. — Ein Mann von 10 Millionen ist der Halbdeutsche Henry Hauart, der nach O. J. Bierbaum dies Vermögen im südamerikanischen Kriege erworben hat, freilich nur, um sich dafür in einem Mischling aus jüdischem, russischem und deutschem Blute einen „Prinzen Kuckuck" zu erziehen (1907). Eine Milliarde Mark besitzt bei Thomas Mann der kränkliche Eisenbahnkönig Spoelmann, dessen Tochter Imma sich mit der „Königlichen Hoheit" des Prinzen Klaus Heinrich von Grimmburg verbindet; durch Adel und Geld Regierer des Volkes, wollen die beiden sich gegenseitig in Liebe zum Verstehen des Volkes erziehen (1908). — Volkstümlichere Form gab dem Motiv der Millionenheirat mit einem der „Mädchen aus purem Gold" Leo Falls Operette „Die Dollarprinzessin" (1907).

Grauen aber befällt manchen Künstler beim Anblick dieser Menschen der unbedingten Gegenwart. Max Halbe schildert einen Mann, der drüben als „Kämpfer" (G. W. I, 213) Geld erworben, aber auch innerlich zugrundegegangen ist, nur noch lebt, um zu sehen, wie das „verfluchte System, das die Menschen zu Bestien macht", zugrunde geht. „Erwin Reiners" Freund Ulrich Zimmermann kehrt bei Jakob Wassermann aus dem Lande des Lebens und der Zukunft zurück, um mit ganzer Liebe sich in ein Problem der russischen Seele zu vertiefen (1910). Friedrich Kammacher in Hauptmanns „Atlantis" empfindet „den Wahnwitz der Erwerbsgier" in Amerika als scheußlich, aber doch groß; er kehrt gefesteten

Herzens und mit einer schönen englischen Frau heim nach Deutschland. — Der Gedanke an Auswanderung wird während der Dauer des durch Bismarck errichteten Reiches nur mit Wehmut ausgesprochen, so von Richard Dehmels „Michel Michael" (1911), dem die Drohnen des kaiserlichen Deutschlands das Leben zu schwer machen.

1912 erst hat Hauptmann die Eindrücke seiner Reise von 1892 geformt. In diesen Jahren nach 1909 erreichte das stürmisch steigende Interesse für die Vereinigten Staaten seinen Siedepunkt. Ein gewaltiges dichterisches Bild war notwendig, sollte die Vorstellung der Leser nicht unterboten werden; Bernhard Kellermann schuf es in seinem „Tunnel" (1913). — „Lasset uns aufbrechen nach neuen Küsten!" war am Schluß seines letzten Werkes über „Das Meer" hingerufen worden (1910). Hier ist nun das Gestade gefunden, jenseits dessen keine Wunder mehr möglich sind: Amerika, wie es in wenigen Jahrzehnten sein wird, wenn all seine Anlagen sich großartig werden entfaltet haben. Hier fassen Menschen den Plan, unter dem Atlantic weg ein Rohr zu bohren, durch das Eisenbahnen von Küste zu Küste laufen können. Der Gedanke wird Wirklichkeit, denn diese Menschen kennen keine Unmöglichkeit. Der Ingenieur Allan — einst Pferdejunge auf der Grube „Uncle Tom", jetzt Schöpfer eines diamantharten Stahls und des Tunnelprojekts —, Hobby, der ewig lustige und smarte Architekt, Lloyd, der Milliardär und sein jüdischer Nachstrebender S. Woolf — das sind Energien, denen sich der Erdball unterwerfen muß. — Berauscht gaben die zahllosen Leser, die des Buches Auflage schon im ersten Jahre über 100,000 trieben, sich dem hinreißend geschilderten Tempo Amerikas hin, dessen Wille aus Eisen und Beton ein neues Dasein bildet. Die Lust mitzuschaffen wurde in allen lebendig. Keine fremde Welt ist dies, fühlten sie, das ist unser Leben, ist die Zukunft unseres Lebens. United States of America? Dieses Amerika war der fortgeschrittenste Staat Europas.

Neben der Union aber begann nun eine neue Welt voll fremden Reizes aufzusteigen: der lateinische Süden. Gerstäcker war in dieser Richtung vorangegangen: jeder der aus Spaniens Erbe ge-

schaffenen Republiken hatte er ein „Lebensbild" in Romanform gewidmet. Ernst Frhr. v. Bibra, Karl May und andere waren ihm nachgefolgt. Dem Wildwestgeschmack hatten die dort möglichen Abenteuer vertraut erscheinen können; die nun auf den Osten der Union eingestellte Phantasie schreckte zurück vor diesem Erdteil, dessen übermächtige Sonne die menschlichen Hirne zu furchtbarem Schwelen bringt. Nur Dichter, die mit sehnsüchtigen Sinnen im **Fremden das Erlösend-Neue** suchten, mochten sich solchen Gesichten hingeben. So versucht H. H. Ewers in Novellen wie „Die blauen Indianer" oder „Die Mamaloi" gräßliche Ueberlieferung im Blute dieser Menschen lebendig zu zeigen (1909); Max Dauthendey malt mit satten Farben das tropische Blühen aller Arten von Gewalt unter den zuchtlosen „Raubmenschen" Mexikos (1911). Hier also lag ein Kontinent voll rätselhaften Grauens zwischen Afrika und der Südsee, bunt und bannend für den Blick — wichtig allein war dennoch der Norden.

Aber auch der schien in den Bannkreis des Unverständlichen zu rücken, als seine Bürger im Koalitionskrieg gegen Deutschland 1917 die Waffen ergriffen. — Nun kamen die Dichter allein zu Wort, denen die technikberauschte Zivilisation des Westlandes ihrem Wesen nach Greuel sein mußte. Otto Flake bezeichnet schon während des Taumels von 1912 Amerika als die Quelle der schlimmsten Kulturschrecken: der Reklame, Reportage, Warenhäuser und Grammophone; seine Kulturbeisteuern: Zahnplombe und Telephon aber als notwendige Uebel („Logbuch", 77). Im gleichen Sinne macht sich nun E. G. Seeliger weidlich lustig über die „weißen Indianer" (1918); H. H. Ewers schildert New York, „die romantischste Stadt" der Erde, als Zentrum des Kriegswahnsinns, der, aus dem Erwerbstaumel hervorgegangen, die Menschheit in einen „Vampir" verwandelt hat. Hans W. Fischer stellt den Geldmenschen Endell auf die Bühne, von dem Stück für Stück alles Fühlen abgefallen ist, dessen Wille ohne Widerspruch eines Gewissens als „Motor" (1919) arbeitet und die Menschen, deren Geist sich dem Säkulum ohne Schönheit nicht anpassen kann, rücksichtslos vernichtet.

Nach 1918 gewann der Wunsch, sich Amerikas Wesen durch bildhafte Gestaltung klarzumachen, aufs neue an Lebhaftigkeit und

Kraft. Geld und Granaten der Union hatten den Endkampf des Krieges entschieden, ihr Präsident war auf dem Friedenskongreß wenigstens dem Scheine nach zum Schiedsrichter Europas geworden. Japan, Amerikas gefährlichster Gegner, wurde wenige Jahre später durch eine außergewöhnliche Erdkatastrophe wie von der Hand des Schicksals selbst in seine Schranken zurückverwiesen. Alle Welt war Amerikas Schuldner, alle Welt schaute auf Amerika. — Deutschland nicht zuletzt. Rasch erwachte wieder der Handel; rasch die Auswanderung, zum Teil in Formen, die dem „Zielverkooper"-Wesen des 18. Jahrhunderts verzweifelt ähnlich sahen. Beobachtungsmaterial boten das Besatzungsheer um Koblenz und der Schwarm amerikanischer Reisenden, den Schauspielern Geschäfte herbeilockten. Bücher von drüben wurden unerschwinglich, lebendigere Bilder bot bald der auf Grund von Austauschverträgen in Masse eingeführte amerikanische Film. Berichte (Anm. 64) von Schriftstellern, die nach dem Kriege drüben gewesen waren, (z. B. von Kerr und Colin Roß) fanden zahlreiche Leser. Unerhörte Anziehungskraft gewann der Name Amerika, als Anfang der 20er Jahre das Niederbrechen der deutschen Währung die Wechselkurse zum Maßstab aller Dinge werden ließ, an ihrer Spitze den des Dollars. Not und Wille zur Anpassung führten eine Amerikanisierung vieler Formen des Lebens herbei, die von der konkurrenzlosen und gesetzlich noch weniger als in Amerika beschränkten Vertrustung ganzer Wirtschaftszweige bis zum Schnitt der Anzüge und dem synkopierten Briefstil reichte. Amerika, das war nicht mehr die Prophezeiung der europäischen Zukunft, das war das Problem der deutschen Gegenwart. Die Literatur, zumal der Unterhaltlngsroman, wird vollkommen in den Bannkreis dieses Geschehens gezogen. Diese Masse von Schriftwerken enthält aber in Bezug auf Amerika nur eine begrenzte Reihe von Vorstellungsformen, für die hier ein paar typische Beispiele angeführt werden sollen.

Auswanderer sind nun in der Literatur häufig wie in der Wirklichkeit. Alfred Döblin läßt Wadzek, der im „Kampf mit der Dampfturbine" unterlegen ist, nach Amerika gehen und sich anpassen (1918), in Bolivien siedelt sich am Ende der „Kuriosen Geschichte" des Fedor v. Zobeltitz der Snob Franz Jansen an, mit

der Hoffnung, dort ein brauchbarer Mensch zu werden (1920), bei Hauptmann bietet Brasilien der Marie Lubota, die auf der Jagd nach dem „Phantom" schuldig geworden ist, Möglichkeit des Verschwindens (1923). In den Wäldern dieser Republik träumt auch „Dr. Mabuse, der Spieler" in Norbert Jaques" Roman sich ein Reich, wo keiner Herr sein wird außer ihm (1921).

Das Kernproblem der neuen Welt, den Kampf um den Ertrag der Arbeit, hat Alfred Bratt 1916 im Stile Kellermanns darzustellen versucht: dem deutschen Erfinder Alfred Bell, der eine „Welt ohne Hunger" schaffen will, steht C. W. Graham, der Führer des Fleischtrusts, gegenübeer, zwischen ihnen schürend und voll unendlicher Gier nach Macht über Seelen Schebekoff, der Fürst der Verbrecher. Aehnlich wie hier wird in Georg Kaisers Drama „Gas" (1918/19) der philanthropische Plan durch die losbrechende Dämonie der Arbeit vernichtet, die alle ihr einmal Dienenden triebhaft an die Maschine zwingt.

Das Auftreten des geldgefürsteten Amerikaners in Europa malt Sternheim, der früher schon „Vanderbilt" als Kontrastfigur zur Kritik des „bürgerlichen Heldenlebens" benutzt hatte, 1921 mit geschulter Bosheit. Für „Fairfax", der „im Ernste bereit ist, für Europa eine Art lieber Gott zu werden" und seine Tochter Daisy, die dasselbe Europa „zum Kotzen findet", bietet die kreditbedürftige alte Welt mit ihren verrotteten Regierungen und ihrer schmutzigen neuen „Kleptokratie" seltsame Sensationen. Das Ergebnis der Europareise Fairfax' ist der auf den Rat des Ostgaliziers Plexin gefaßte Plan, mittels des hochgezüchteten französischen Nationalhasses und der nach Sternheims Meinung unbegrenzten deutschen Konsumfähigkeit die Beschäftigung sämtlicher Industrien der Erde auf Jahrzehnte hinaus zu sichern. Episode bleibt Daisys Verlobung mit einem deutschen Adligen, der als Mitgift die Bezahlung der gesamten deutschen Kriegsschuld fordert und, Hohn des Zufalls, Reitzenstein heißt wie jener Offizier des 18. Jahrhunderts, den als ersten Seybold in gleich innige Beziehung zu dem freigestrittenen Amerika gesetzt hat. Am Ende entführt der russische Emissär Tirtoieff-Turtelbaum die Milliardärstochter. — Auch in Max Mohrs Komödie „Improvisationen

im Juni" (1921) tritt ein Sohn Rußlands, der Tierwärter Tomkinow, dem geldgläubigen Amerikaner Samuel Mill gegenüber und lehrt wenigstens dessen machtmüdem Sohne Jan wieder Vertrauen zu den „wehenden Lüften des Herzens". — Um „Die Prinzessin Suwarin" (1922) ringen bei Ludwig Wolff Cyrus Proctor, der amerikanische Filmkönig, und der russische Jude Andrej Kipman, der auf gleichem Felde nach Wirkung strebt.

Eine nahe Zukunft wird nach Kellermanns Vorbild gern für solche Dichtungen als Zeit gewählt, um bei klarer geschiedenen Verhältnissen die Vorgänge eindeutiger zeichnen zu können. „Vicox & Co." (1920) läßt O. Pietsch in einer solchen Zeit wirken, die Geschäftsverbindung zwischen dem New Yorker Millionär, der Tugendhaftigkeit und geschäftlichen Nutzen ideal vereint, und dem Verbrecher Gardener, der an die Notwendigkeit der Zerstörung mit religiöser Inbrunst glaubt. Um die beiden gruppiert sich die gleiche Menschheit wie bei Kellermann und Bratt, aber höhnisch gezeichnet: ein Journalist, der durch beifälliges oder mißfälliges Grunzen die öffentliche Meinung der Union entscheidet, ein Erfinder, der die Schwerkraft der Erde umkehrt und künstliche Sonnen am Himmel erscheinen läßt, ein Arzt, der Staats- und Wirtschaftsführer mit dem Blute von Schwerverbrechern verjüngt. — Ueber alles Maß hinaus geht die Zeichnung solcher kommenden Möglichkeiten in ernstgemeinten technischen Zukunftsromanen wie denen von Hans Dominik: „Die Macht der Drei" (1922) zeigt am Ende indischen Geist als Sieger über europäischen Machtwillen. „Die Spur des Dschingiskhan" (1923) führt zu einem Ringen zwischen amerikanischer und mongolischer Herrschaft. Ungleich großartiger malt die Gegensätze zwischen westlicher und östlicher Geistesart Alfred Döblins Zukunftsroman „Berge, Meere und Giganten" (1924).

In die Vergangenheit zurück werden gleichfalls ähnliche Auseinandersetzungen geträumt. Ein aus Amerika Heimgekehrter führt an der Seite eines Seiltänzers und eines Juden den Aufstand der Landlosen in Franz Werfels „Bocksgesang" (1921). — „Die achatenen Kugeln" sind bei K. Ed. Schmid (Edschmid) ein

Symbol der Ueberlieferung des Blutes, das die von französischen und indianischen Ahnen stammende Kanadierin Daisy v. Vaudreuil durch eine Welt von Abenteuern treibt. — Der Antipathie gegen die Weißen in Amerika entspricht auf's neue eine Verherrlichung des Indianers. Als edlen Unterliegenden zeichnen ihn die Romane „Die weißen Götter" von Stucken (1918) und „Cortes" von Schurig (1919), J. Wassermanns Novelle „Das Gold von Caxamalca" (1923) sowie G. Hauptmanns Drama „Der weiße Heiland" (1920). Eine indianische Kulturwelt jenseits von Raum und Zeit läßt das dramatische Gedicht „Indipoti" (1920) des schlesischen Dichters dort erstehen, wo sie von Anfang an war: auf der Insel des Traumes.

Ueberblicken wir die Entwicklung, die sich in diesen Werken aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zeigt: erkannt wird, daß das Wesen der Vereinigten Staaten keineswegs durch ihren Westen, sondern durch den Osten bestimmt ist, ferner daß dieser Osten ein Industrieland europäischer Zivilisation und in der Entwicklung technischer Möglichkeiten und rücksichtsloser Schulung des Geistes allen Völkern des gleichen Kreises voraus ist. Scharf scheidet sich Südamerika, der pazifische Kontinent, von diesem Lande; Vereinigte Staaten und Amerika hören auf, dasselbe zu sein. Auswanderer empfangen in diesem zweiten Europa nicht mehr ein glänzendes oder gräßliches Schicksal, sondern werden einfach als Räder in die große Zweckmaschine eingefügt. Motorteile, die einander erschreckend gleichen, sind die Menschen da drüben; ihre tätige Masse, die in rastloser Arbeit letzte Leistung jedes einzelnen erzwingt, erinnert an die Vorstellung des 18. Jahrhunderts von der Sklavenschaft Westindiens. — Als Führer der Entwicklung drüben erscheint der Geldmensch mit dem Machtwillen, ihn zeigt dichterische Phantasie zuerst in seiner Heimat wirksam, dann als Normannen des Goldes in der alten Welt. Was vor dem Krieg liebenswürdiger Zufall erschien, wird nach dem Krieg bewußter Beutezug des Siegers. Der Millionär ist stets ein Mensch am Ende des Mannesalters, durch ungeheures Wollen wie für die Unsterblichkeit gestählt. Somatisch erscheint er bald als kurze, gedrungene Figur mit Rundkopf (gleich Carnegie) oder

als hagerer, langschädeliger Sportsmann (gleich Rockefeller und Ford), immer aber mit strichgeraden Lippen und athletisch an Brust und Schultern. Sein Denken kennt nur einen Wert: Geld; alles andere beurteilt er als Ware. Selbst erster Diener des Geldes, sucht er mit großartiger Rücksichtslosigkeit alles diesem Prinzipe untertan zu machen. Sein Wirken bedroht mit Vernichtung die Geisteskultur des alten Kontinents, die für ihn unnütze Verschwendung von Arbeitskraft ist. — Neben ihm stehen Vertreter jüngerer Generation: seine Helfer meist noch rücksichtsloser nach oben strebend, zu Schandtaten in jeder Preislage bereit; seine Söhne oft müde geworden an der Macht, immer aber blasiert. Jeder Amerikaner, auch wenn er nicht Millionen hinter sich hat, erscheint als Unternehmer kleinen Formats, stets auf der Lauer nach schnell zu erfassenden Möglichkeiten. Die Amerikanerin ist sportgestählt, selbstbewußt, willensbeherrscht in jedem Falle, selten häßlich — aber neben Geschöpfen, die ihr leeres Leben gierig und zwecklos mit Sensationen füllen, stehen Mädchen, die eine feine und empfindsame Seele hinter ihrer vollkommenen Selbstbeherrschung bergen; ein Typ, den der Amerikaner H. James the younger zum ersten Male glücklich geschildert und den Thomas Mann in seiner Imma mit hoher Kunst für Deutschland gewonnen hat. — Gegenspieler gegen die unbedingten Vertreter der Geldgroßmacht, deren Einfluß wie Junifrost alles schöne und häßliche Blühen mordet, findet die Phantasie in dem genialen, gewöhnlich deutsches Blut tragenden Erfinder, der den Bestand der Menschheit unabhängig vom Gelde macht, und in dem großen Verbrecher, der jenseits der Gesetze die Sache der Unterdrückten führt; je nachdem das einzelne Werk dem technischen Zukunftsroman oder der — von E. A. Poe ausgehenden — Detektivgeschichte nahesteht. Helfer gegen den Eroberer aus Atlantis werden aus anderen Traumländern herbeigerufen. Als Sendbote des Orients tritt der Jude dem westlichen Geldmenschen mit instinktiver Feindschaft entgegen; dieser von Willkomm zum ersten Male verwendete Kontrast wurde selbstverständlich, seit noch vor der Invasion des amerikanischen Kapitals eine gewaltige Einwanderung von Ostjuden aus den kriegsverstörten russischen Staaten eingesetzt hatte. Indien nicht ohne Vorzug

neben Amerika gestellt hatte das „Reisetagebuch" des Grafen Keyserlingk (1919), in Spenglers Morphologie der Geschichte war jenseits des in amerikanischer Zivilisation erstarrten faustischen Menschen auf den Russen als den Träger der Zukunft hingewiesen worden (1918/22). So läßt auch die Dichtung als Gegenspieler des Millionärs Inder und Russen erscheinen. In dieser letzten Figur kann alles zusammenfallen: der Russe kann jüdisches Blut in den Adern haben und als Verbrecher außerhalb der Gesellschaft stehen. Die Tatsache des bolschewistischen „Staates wider den Staat" bot geeignetsten Stoff für diese Richtung der Phantasie. Schließlich wünscht man die längst erwartete Auseinandersetzung zwischen Amerikanern und Mongolen herbei. — Sendboten aus den westlichen und den östlichen Traumländern der deutschen Dichtung treten also in Deutschland einander gegenüber; Wunsch und Wirklichkeit verschwimmt ineinander. Die Dichtung, ungeduldige Ruferin des Kommenden, wendet ihren Blick von der brennenden Sekunde der Gegenwart weg in das von unendlichen Möglichkeiten erfüllte Dunkel der Zukunft.

VI. Kapitel

Schluß.

Dies also sind die Veränderungen des Phantasiebildes, das deutsche Dichter sich von Amerika gemacht haben:

Als eine Gruppe goldreicher Inseln taucht im 16. Jahrhundert die neue Welt aus dem unbegrenzten Ozeane empor. Gelehrte Erzähler finden an den fernen Küsten Schauplätze für seltsame Abenteuer. Am Ende des 17. Jahrhunderts, seit religiös gestimmte Auswanderer Asyl auf dem Gegenkontinente suchen, träumen sich Gleichgesinnte unter den Zurückbleibenden dort Einsamkeiten, durch deren Bann der Europäer wieder an Gott und dessen Gesetz erinnert werden kann. Als ein Paradies erscheinen im Vergleich zu dem Elend in Deutschland jene von friedlicher Arbeit erfüllten Kolonien, die gutmütigen Wilden an deren Grenzen als beneidenswert.

Auf diese Kinder der unverbildeten Natur werden im 18. Jahrhundert alle Tugenden übertragen, die man, zuerst nach dem Maßstabe religiöser Moral, dann nach dem des gesunden Menschenverstandes, dem Europäer wünscht, Kraft des Körpers und Geistes, Ehrlichkeit und Treue, Mut und Edelsinn. Kein Herz in Europa kann sich dem der Indianerin vergleichen, kein Krieger der alten Welt dem Feind gegenüber hochsinniger sein als der edle Hurone. Die weißen Eindringlinge in der besseren Zone erscheinen neben solchen Gestalten als goldgierige Schurken; stärkster Beweis dafür wird die Unterdrückung der gewaltsam nach dem neuen Kontinent geführten schwarzen Rasse. — Der Freiheitskampf der Kongreßstaaten, lebhaft mitempfunden von den Deutschen in den Küstenstädten, in den Gebieten des Soldatenhandels, schließlich von jedem fortschrittlich gesinnten Bürger, zieht die Aufmerksamkeit der Poesie von der westindischen

Inselwelt nach dem Norden. Die Gestalt des edlen Indianers verblaßt, seine Tugenden gehen über auf den Bürger des neuen Staates, der als Krieger, Farmer und Kaufmann gleich vorbildlich erscheint. Gern läßt man solch freien Mann im unfreien deutschen Lande auftreten, selten nur wagt man es, die Handlung nach dem neuen Staate zu verlegen. Der wird zum Ziele für zahlreiche Auswanderer, die dort äußere Güter, wie Waffenruhm, Geld und Land, oder innere Läuterung und Festigung suchen. Einzelne endlich sprechen verbittert schon am Ende des 18. Jahrhunderts den Gedanken aus, Amerika könne deutschen Auswanderern bessere Heimat werden als das Land ihrer Geburt.

Die Sehnsucht der Romantiker nach der Entrückung in ein traumfernes Land, von dem keine Brücken zur Gegenwart zurückführen, vereint mit der großen politischen Enttäuschung nach 1815, macht am Anfang des 19. Jahrhunderts diesen Wunsch nach einem neuen, freien Vaterlande zum Zentrum aller Gedanken über die Vereinten Staaten. Unabsehbare und unschätzbare Möglichkeiten für die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft vermutet man dort. Auswanderung nach Amerika wird zum Kampfruf gegen die willkürliche Regierung in europäischen Monarchien. Lockende Farben verleiht dem Bilde der freien Staaten die neu geschaffene Kunst der Landschaftsschilderung; Coopers Trappergeschichten entdecken für Europa die Romantik der Indianergrenze. Vor dem Hintergrund des nun sehnsüchtiger gesuchten und farbiger geschilderten Landes erscheinen seine Menschen noch herrlicher; Amerikaner, zumal solche deutschen Blutes, übernehmen nun häufig die Rolle des rettenden Helden in bösen Geschichten aus der schlechteren alten Welt. Zusammengefaßt werden alle poetischen Vorstellungen über Amerika durch die Romane von Charles Sealsfield. Landschaft und Menschen der neuen Welt schildert er zum ersten Male als eine lebendige Einheit. Neben den düsteren Tönen der nordamerikanischen Landschaften Coopers erscheint hier die farbenprächtige Helle des Südens. Die traditionelle Gleichförmigkeit der amerikanischen Menschen wird in eine bunte Bewegtheit von Yankees, Creolen und Mulatten aufgelöst, zwischen die sich Einwanderer aus allen Staaten Europas schieben; nur eins eint alle diese verschieden-

artigen Naturen: Stolz und Eifer für den selbstgeschaffenen Staat. — Solch genaue Kenntnis verdichtet um die Mitte des 19. Jahrhunderts vorher schon ausgesprochene ungünstige Urteile über den neuen Kontinent zu einem umfassenden, schwarzgemalten Bilde, in dem die Natur Amerikas als kraft- und poesielos, die Menschen als geldgierige Schwächlinge und heuchlerische Betrüger, die Gesellschaft korrupt, alle Verhältnisse unerträglich erscheinen. Die Behandlung der Sklaven im Süden und der Indianer an den Grenzen empören vor allem; nach der Julirevolution verbreitet sich (gleichzeitig mit der Begeisterung für die Polen) eine Parteinahme für den unterdrückten schwarzen und roten Mann, die endlich auch aus Werken amerikanischer Dichter Bestätigung holt.

Schauplatz des Romans ist gern der amerikanische Westen während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Verherrlichung des Indianers und Teilnahme an den Schicksalen des deutschen Auswanderers sind die beiden Richtungen des Gefühls, die jene Literatur geschaffen und getragen haben. In die Welt des wilden Westens dringen die Söhne des industriellen Ostens vor; von der Erscheinung der in Europa auftretenden Yankees richtet sich endlich die Phantasie nach dem Kernlande der Union. — In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wird der tropische Kontinent Südamerika klar von dem europäisierten Nordstaat geschieden. Dieses industrielle Musterreich schildern in einer Periode gesteigerten Verkehrs die Dichter meist aus eigener Erfahrung; bald mit Liebe, bald mit Haß, nie ohne Gefühl für die Größe des Gegenstandes. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten mit seiner wagemutigen Technik, seinen maschinenhaft arbeitenden Massen, seinen unerhört mächtigen Millionären wird Musterbild der europäischen Zukunft; endlich im zusammengebrochenen Deutschland Segen und Fluch tragende Entscheidungsmacht der Gegenwart.

* * * *

Werden und Wandlung dieser Vision läßt erkennen, wie deutsche Dichter der Erscheinung einer neuen Welt, dieses größten Erlebnisses der abendländischen Geschichte, Herr zu werden versucht haben. Wie verhielt sich nun dies Phantasiebild zu dem objektiven Wissen

und dem gemeinen Urteil über Amerika? Es ist das die Frage, deren Aufnahme im Laufe dieser Erörterung der Klarheit wegen unmöglich war, deren Beantwortung aber die abgegrenzte Untersuchung in ein größeres Ganzes hineinstellt.

Bis in das 18. Jahrhundert hinein beschränken sich die Poeten darauf, Dinge zu wiederholen, die sie in Reisebeschreibungen und gelehrten Zusammenfassungen vorfinden; sie wenden sich dabei an ein Publikum, das auch vom Dichter in erster Linie Belehrung erwartet. Die gegen 1750 anhebende Indianerpoesie zeigt zum ersten Mal ein Verhalten, das als angemessen von da ab die schöne Literatur über alle Veränderungen der Aufmerksamkeit hinweg beibehält: aus dem in Büchern gebotenen Material werden von einer Fülle gleichgearteter Erscheinungen die gemeinsamen Züge festgehalten und zu einem klar umgrenzten Bilde vereinigt. Anschauung aber ist nur aus dem Innern zu holen, so muß bei diesen Menschen, die über keine persönliche Erinnerung an Amerika verfügten, eine Wunschvorstellung zum Bindemittel der erlesenen Elemente werden: der Traum von einem vollkommenen Menschen, von einem Leben im Ueberfluß, von einem freien Staate. Nach den Friedensschlüssen von 1783 und noch mehr nach den von 1815 gewinnt das Wissen an Breite und Klarheit: mündliche Berichte, Erscheinung von Eingeborenen auf Jahrmärkten und von reisenden Amerikanern in den Städten bereichern das verwertbare Material. Endlich erscheinen unter den Dichtern Männer, die selbst drüben gewesen sind: Seume und später Sealsfield, Lenau und Chamisso. Die Werke dieser Dichter bieten an vielen Stellen selbsterworbenes objektives Wissen; da zu gleicher Zeit die Reisebeschreiber nach Humboldts Vorbilde ihre Schilderungen in poetischer Sprache gestalten, beginnen Bericht und Dichtung, einander stark im Stile zu ähneln; die wissenschaftlichen Zusammenfassungen lassen im gleichen Zeitraum an Gründlichkeit nach. Kein Wunder, wenn ein großer Teil der Leserschaft alle Aussagen der Poeten für Wahrheit nimmt, zumal mit ihnen die Schilderungen des Amerikaners Cooper so trefflich zusammenstimmen. Enttäuschung der in solchem Glauben Ausgewanderten und die wissenschaftlichen Werke der 48er bewirken um 1850 den notwendigen Rückschlag: Wahrheit sucht man nur noch in nüchternen Berichten,

Dichtung aber, wenn sie auch von Amerikafahrern stammt, gilt eben als Erdichtung, Spiel der Phantasie. Das hat zur Folge, daß ernste Schriftsteller höchstens einmal einen Amerikaner in Deutschland vorzuführen wagen, dafür aber der allzu volkstümliche Roman alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreiten darf. Bei dem vornehmlich bürgerlichen Publikum, auf das seit dem Ende des 18. Jahrhunderts sich die schöne Literatur mehr und mehr eingestellt hat, schätzt man diese Erzählungen als unschädliche Unterhaltung und Jugendlektüre; Begeisterung und Glauben aber finden sie unter den Lesern des vierten Standes. Für diese Schicht setzt der Wildwestroman eine Tradition fort, die mit den Flugblättern des 16. Jahrhunderts begonnen und sich, beeinflußt von den Werbeschriften der Handelskompagnien und den Handzetteln der „zielverkooper", in mündlicher Weiterdichtung entwickelt hatte. Beschleunigter und gesteigerter Austausch von Menschen, Waren und Nachrichten zwischen beiden Ländern vernichtet jedoch während des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts auch bei diesen Lesern den Glauben an den goldenen Westen; nur kindliche Phantasie folgt noch willig in jene Zone. Die Kunde von den grenzenlosen Möglichkeiten des industriellen Ostens aber läßt unter den Schriftstellern des gebildeten Bürgertums eine neue Amerikapoesie entstehen. Freilich wagt sich an diesen Stoff unter der Herrschaft des „Naturalismus" keiner, der nicht selbst das neue Land gesehen; aber dieser Rechtstitel ist im Zeitalter des Doppelschraubendampfers rasch erworben. Dadurch, daß die Handlung in eine nahe Zukunft verlegt wird, gewinnt man freieren Raum für des Dichters Phantasie und stärkeren Reiz für die des Lesers. Wiederum schafft die Dichtung aus dem durch vielfältiges Forschen unübersehbar gewordenen Material ein leicht faßliches, wenn auch meist verzerrtes Bild.

Es kann gar kein Zweifel herrschen, daß poetische Phantasie für die Gestalt einzelner Vorstellungen (Anm. 65) von der neuen Welt bestimmend gewesen ist. Kolumbus hat beim Ueberqueren des Atlantic Senecas Verse im Kopfe gehabt, Cortez' Söldner wußten die Bauten von Mexiko mit nichts als den Zauberburgen im „Amadis" zu vergleichen. Tausende von Deutschen sind nur auf Sealsfields und seiner Nachfolger Verheißungen hin

über das große Wasser gegangen, 1847 haben solche Auswanderer in Texas eine Siedlung mit kommunistischer Verfassung „Bettina" (nach Bettina von Arnim) getauft. Vergegenwärtigt man sich die volkstümlichen Vorstellungen von Amerika, die nach dem 1918 beendeten Koalitionskriege in Deutschland umgesetzt werden, so läßt sich in sehr vielen Fällen eine Dichtung oder eine erdichtete Gestalt nennen, an der solche Meinungen ihre bestimmte Form gewonnen haben. Die poetische Darstellung ist dem nüchternen Tatsachenbericht noch stärker überlegen, als das Gemälde den Filmstreifen: nicht nur in der Wahrheit der Farben, sondern auch in der Anschaulichkeit der Bewegung. Die Wirkung auf den Leser wird in gleichem Maße lebendiger sein. Aus der Wirklichkeit holt die dichterische Phantasie ihren Stoff und gibt ihm mit der Kraft ihrer inneren Anschauung Gestalt und Bedeutung, die des Lesers Vorstellungen von der neuen Welt beeinflussen. So wirkt sie schwer meßbar, aber mächtig zurück in die Wirklichkeit.

Anhang

Literatur zu einzelnen Stellen der Arbeit ist in den Anmerkungen, zu einzelnen Personen im Quellenregister bei den betreffenden Namen zitiert.

Die angegebenen Bücher sind im Germanistischen Institut der Universität Leipzig zu finden, soweit nicht ein anderer Standort angegeben ist. Für eine Anzahl von Standorten sind Abkürzungen verwendet worden; es bedeutet:

(B): Bayrische Staatsbibliothek München,
(D): Landesbibliothek Dresden,
(E): Englisch-Romanisches Institut, Universität Leipzig,
(H): Universitätsbibliothek Halle,
(K): Kulturhistorisches Institut, Universität Leipzig,
(L): Leihbibliothek Linke, Leipzig, Burgstraße,
(M): Universitätsbibliothek München,
(P): Preußische Staatsbibliothek Berlin,
(S): Staatsbibliothek Leipzig,
(U): Universitätsbibliothek Leipzig,
(X): Privatbesitz,
(Z): Zeitungsinstitut, Universität Leipzig.

I. Darstellungen und Hilfsmittel

Goebel, Julius, Amerika in der deutschen Dichtung; Festgabe für R. Hildebrand, Leipzig 1894, p. 102. — Dazu:
Minor, Jakob, Göttinger Gelehrter Anzeigen, 1895, p. 662. —
Price, L. M., English-German Literary Influences, Univ. of California Press, Berkeley, 1919 (sämtl. U.)

Einzelne Perioden behandeln:

1) 1773/83.

Biedermann, K., Die nordamerikanische und die französische Revolution in ihren Rückwirkungen auf Deutschland; Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. III, 483 (1858).

Hatfield, James T., and Hochbaum, Elfrieda, The Influence of The American Revolution upon German Literature; Americana Germanica III, 338 (1899).

Walz, J. A., The American Revolution and German Literature; Modern Language Notes XVI, 338 (1908).
2) 1830 sq.

Baker, T. S., America as the Utopia of "Young Germany"; Americana Germanica I, 2, p. 62.

Barba, P. A., Emigration to America Reflected in German Fiction; German American Annals XVI, 191 (1914).

Kreyßig, Fr., Der deutsch=amerikanische Abenteurer=Roman; Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart, Berlin 1871, p. 159.

Ethé, H., Der transatlantisch=exotische Roman; Essays und Studien, Berlin 1872, p. 47. (sämtl. U.).

Einzelne Stoffe:

Krockow, L. v., American Characters in German Novels; Atlantic Monthly, LXVIII, 824 (1891).

Barba, P. A., The American Indian in German Fiction; Germ. Am. Ann. XV. (1913). (sämtl. U.)

Zur Fragestellung:

Köster, A., Anzeiger für dtsch. Alterthum XLI, 144 (1922).

Muncker, Fr., Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, phil.=hist. Klasse, 1918, 3. Abhandlg., p. 3. (U).

Allgemeine Hilfsmittel:

Humboldt, Alexander v., Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt, Berlin 1836, (U).

Kapp, Friedr., Zur deutschen wissenschaftlichen Literatur über Amerika; Hist. Ztschr. XXXI, 241 (1874). (K).

Kretschmar, K., Die Entdeckung Amerikas in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Weltbildes, Berlin 1892. (U).

Paulsen, Fr., Geschichte des gelehrten Unterrichts, 2. Aufl., Leipzig 1897.

Gatterer, J. Chr., Kurzer Begriff der Geographie, 2. Ausg., Göttingen 1791, p. 686 sq. (K).

Ratzel, Friedrich, Die Vereinigten Staaten von Amerika, München 1878, 2 Bde. (E).

(Raynal), Histoire philosophique et politique... des Européens dans les deux Indes, Amsterdam 1772, 5 vol. (U).

Luckwaldt, Fr., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, Berlin 1920, 2 Bde. (K).

Fisk, G., Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika, Stuttgart 1897. (U).

Kapp, Friedr., Deutsch=amerikanische Wechselbeziehungen, Deutsche Rundschau 1880, p. 88. (U).

Löher, Franz, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika, Göttingen 1847. (K).

Kapp, Friedr., Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika, 1. Bd., Leipzig 1868. (K).

Eickhoff, A., In der neuen Heimat, New York 1884. (K).

Goebel, Jul., Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, München 1904. (K).

Faust, A. B., Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten, Leipzig 1912. (U).

Staunton, Th., A Manual of American Literature, Leipzig 1909. (E).

Smith, C. A., Die amerikanische Literatur, Berlin 1912. (E).

Zeitschriften:

Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, Bremen und Leipzig, 1744/48, 4 Bde.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1757/60, 13 Bde.

Briefe, die neueste Literatur betreffend, Berlin 1761/65, 24 Theile in 6 Bdn.

Allgemeine Deutsche Bibliothek, Berlin 1765/92, Kiel 1792/98, 89 Bde. (zit. A. D. B.).

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek, Kiel 1793/1800, Berlin 1801/06, 117 Bde. (zit. N. A. D. B.) (K).

Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772, Deutsche Lit. Denkm. des 18. Jahrhunderts Nr. 7 u. 8., Heilbronn 1883.

Deutscher (von Bd. 2 an: Teutscher) Merkur, 1773/99, 95 Bde. bis 1790 je 4, dann je 3 im Jahr).

Deutsches Museum, Leipzig 1776/88, 26 Bde.

Americana Germanica (ab vol. V.: German American Annals), Editor: M. D. Learned, Philadelphia, 1897 sq., 15 vol. (zit.: Am. Germ., G. Am.-Ann.) (U).

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Jahrbuch der deutsch-amerikanischen historischen Gesellschaft von Illinois. Herausgeber: Julius Goebel, Chicago 1902 sq.

II. Anmerkungen

1

Elysium: Homer, Od. IV, 563 sq. — Selige Inseln: Hesiod. Erga kai Hämerai 167 sq. — Seneca: Humboldt, Krit. Unters. I, 151. — Antillia: Humboldt, Krit. Unts. I, 410; Kretschmer, Entdeckung 195. — S. Brandan: Kretschmer, Entdeckung 188; Rollenhagen, Vier Bücher indianischer Reisen 77. — Vgl.: Zemmerich, Toteninseln und verwandte geographische Mythen, Leiden 1891; Hommel, Fr., Die Insel der Seligen in Mythus und Sage der Vorzeit, München 1901; Martin, A., Etudes sur le Timée, Paris 1891; Sander, Ueber die Platonische Insel Atlantis, Bunzlau 1893. (sämtl. U).

2

Flugblatt: Der deutsche Kolumbusbrief in Facs.-Druck, hrsg. v Häbler, Straßburg 1900. — Die „Copia der Newen Zeitung aus Presillg Landt", Facs.; Ztschr. des deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum, 3. Jhg. (1920) p. 27 (Z). — Ulrich Schmiedels Reise nach Südamerika in den Jahren 1534/54, hrsg. v. Langmantel, Tübingen 1889. — Vgl.: Hantzsch, Viktor, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts, Leipzig, 1895. (U).

3

Amerika, Name: Humboldt, Krit. Unters. II, 324; Kretschmer, Entdeckung 360.

4

Cosmographia / Das ist / Ein schöne Richtige und vollkomliche / allgemeine Weltbeschreibung.... Durch Johann Raven historicum, Frankfurt a. M. 1629. (K).

5

Phanien: Schlözer, Briefwechs., I. 214; Stephanie d. Jüng., Schauspiele V, 349.

6

Philipp v. Hutten: Zeitung aus India Junckher Philips v. Hutten; Meusel, Hist.-Lit. Magazin, Bayreuth und Leipzig 1785, p, 51. — Ratzel, Fr., Notizen zur Biographie Philipp v. Huttens, Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft in München, VI, 153, (1880). — Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts, p, 17 sq. (sämtl. U).

7

Hanauisch-Indien: Schlözer, Briefwechsel II, 237.

8

Auswanderung: 1683: Learned, M. D., Francis Daniel Pastorius, G. Am. Ann. IX, 181 sq., 323 sq. (1907), zwischen p.

344/45 eingeheftet Facsimile der „Sichern Nachricht aus America, wegen der Landschaft Pennsylvania / von einem dorthin gereißten Deutschen / de dato Philadelphia, den 7. Martii 1684". Teilweise wörtlich scheint diese „Nachricht" aus William Penns "Letter to the Free Society of Merchants in London" (1683) genommen zu sein; eine deutsche Uebersetzung dieses Briefes findet sich G. Am. Ann. XII, 55, (1910. — Goebel, J., Zwei unbekannte Briefe von Pastorius, G. Am. Ann. VI, 492 (1904).

1710/18: Rosengarten, J. G., The Palatines in New York and Pennsylvania, G. Am. Ann. X, 257. — Deiler, J. H., The Settlement of the German Coast of Louisiana, G. Am. Ann., XI, 34. — Faust, A. B., The Graffenried Manuscripts, G. Am. Ann. XV, 205, (Der Schweizer Chr. von Graffenried führte einen Transport von Ansiedlern für die Westindische Compagnie nach Nord-Carolina.)

1750: Learned, M. D., Historische Anmerkung über die Geschichte der Schwenkfelder, Am. Germ. II, Heft 1, 43. — Hausmann, W. A., German American Hymnology, Am. Germ. II, Heft 2. -- „zielverlooper": Schlözer, Briefwechsel I, 217.

9

Robinson: Erste deutsche Uebersetzung: Hamburg 1731. — Vgl. Kippenberg, A., Robinson in der deutschen Literatur bis zur Insel Felsenburg, Hannover 1892. (U). — Rötteken, H., Weltflucht und Idylle in Deutschland von 1720 bis zur Insel Felsenburg, Ztschr. f. vergleichende Lit.-Gesch. IX, 1 (1896). — Ullrich, H., Robinson und die Robinsonaden, 1. Bd. (Bibliographie), Weimar 1898. — Brüggemann, F., Utopie und Robinsonade, Untersuchungen zu Schnabels Insel Felsenburg, Weimar 1914. Besonders bekannt wurde das Buch in Deutschland durch J. H. Campes Bearbeitung für Kinder (1780; Deutsch. Museum 1779, I, 119), die auf Rousseaus Anregung (Emile, livre. 2) zurückgeht. Die Lektüre des Robinson hat damit die gleiche Entwicklung durchgemacht wie später die der Romane Coopers: als eine breite Literatur gleicher Art in deutscher Sprache entstanden war, überließ man das Original den Kindern.

10

Indianer-„Schweine": Der Dominikaner Thomas Ortiz (1520), zit. nach Ersch und Gruber, II. Reihe, Bd. 17, 383.

11

Deutschlands gelehrtes Publikum konnte aus der Yarico-Erzählung Anklänge an die Sagen von Ariadne und Medea heraushören. — Auch das Mittelalter hat die Sage von der (orientalischen) „Heidin" (13. Jhdt.; hrsg. von Pfannmüller, Berlin 1911) gekannt, die dem Euro-

päer im fernen Lande Liebe und Hilfe gewährt, zum schlechten Danke aber von ihm verlassen wird.

12

Ueber „Inkle und Yarico": vgl.: Usteri, Paul, Herrigs Archiv, Bd. 122. — Schlüchterer, H., Der Typus der Naiven im deutschen Drama des 18. Jahrhunderts, Berlin 1910. — Stammler, W., Euphorion XXII, 113 sq. — Uebersetzungen nach Gellert: Boulenger 1754, Sedaine 1760, Stevens 1777; nach Geßner: Rivière 1761, Meister 1812; nach Dorat: anonym 1766 *) (A. D. B., V, 1). — Schlüchterer nennt noch ein Singspiel von Eckerthausen „Fernand und Yariko", 1784, *) und ein Trauerspiel von Johann N. Konarek „Inkle und Yariko", 1791, *) in Kaisers Bücherlexikon finden sich außerdem folgende Titel: „Inkle und Yariko", Trauerspiel, Augsburg 1777; „Inkle et Yarico", tragédie, Wien 1784; „Inkle und Yariko", Trauerspiel, Schwerin 1794. — Die Geschichte wird auch erzählt bei Raynal, Ausgabe von 1772, tom. V, 199, erwähnt in Hagemanns Schauspiel „Der Rekrut" (1783) und zu einem auf Ceylon spielenden Roman verwertet von Lucien Bonaparte (1812).

13

Pocahuntas: Quelle: John Smith, "General History of Virginia", 1624, *). — Diese Erzählung ist wohl eine der ersten in der europäischen Literatur, die die Rettung eines Weißen durch eine Indianerin schildert. — Pocahuntas hat tatsächlich gelebt und ist 1617 zu London gestorben in dem Stadtteil, der noch heute nach ihr "La Belle Sauvage" heißt (Manchester Guardian Weekly, Central-European-Edition, January 25, '23). — Talvj, „Aus der Geschichte der ersten Ansiedelungen in den Ver. Staaten." Raumers Historisches Taschenbuch, 1845. — Nach Scheibler haben noch Joh. Wilhelm Rose (1784; A. D. B. LXIX, 100) und Chr. Fr. Schulz (1800; G. Gr. IV, 1. Teil, 3. Aufl., p. 929) diesen Stoff als Roman behandelt. — Dramatisiert hat den Stoff 1884 Liliencron, „Pokahuntas", Werke, Berlin 1909, Band 14.

14

Die Südsee, deren Gebiet man erst seit Bougainvilles (1767) und Cooks (1769) Fahrten klar gegen Amerika abzugrenzen begann, ist am Ende des 18. Jahrhunderts für die Phantasie dasselbe, was am Anfange dieses Säkulums der Atlantic gewesen war: der unbegrenzte Ozean, in dem die glückseligen Inseln liegen. Auf einer Südseeinsel spielt F. A. Müllers Stanzenepos „Alfonso" (1790), das von der Liebe der schönen Wilden Malvina zu dem Spanier Alfonso erzählt; Untreue des Europäers verschuldet schließlich beider Tot. — Auf einer Südseeinsel findet Franz v. Kleist's „Zamori" (1793) seine Midora; in der metrischen Form und der poetischen Anschauung stimmt dieses Epos mit dem von

Müller überein. Auch Kotzebue hat das von A. W. Schlegel (X, 26) gelobte Buch Müllers für seinen "La Peyrouse" fleißig benutzt. Der Name „Malwina" steht ferner auf dem Titel eines in Frankreich spielenden Romans des Hochstaplers Th. A. Heidemann (1797) und dem eines Aufklärungsbuches der Pädagogen G. F. Dinter (1818); in dem Gedichte „Jagd und Blumenlese" der Louise Brachmann trägt ihn ein liebendes Mädchen. — Unbesprochen bleibt hier eine Anzahl von Stücken, die an St. Foix' "Isle sauvage" (1743; I, 125) anknüpfen: so Metastasios "Isola desabitata" (1752) *) und ihre Uebersetzung durch A. G. Meißner (1778 *), die „Azemia"-opern von La Chabeaussière und d'Aleyrac (1787, 1789) und die Uebersetzung der letzteren durch Schmieder (1795). Ebenso die Verwertung des Inselmotivs in so vielen Dramen Kotzebues („Der Eremit von Formentara", 1787; „Bruder Moritz, der Sonderling", 1791; „Die edle Lüge", 1792; „Der Lügenfeind", 1812). Keine dieser Inseln gehört zu einem bestimmten Kontinente, sämtlich sind sie Symbol der vom Individuum ersehnten Freiheit, in die keinerlei Eingriff von außen erfolgen kann.

15

Incas: Von Montaigne (1588, lib. III, chap. 6) stammt auch hier die Anregung. Voltaires „Alzire" (1736) zeigt zum ersten Male Peruaner auf der Bühne. Die hier verwendete Gruppierung der Figuren — eine Wilde zwischen einem Weißen und einem Wilden — nimmt Mme. de Graffigny in ihren Briefroman „Lettres d'une Péruvienne" hinüber (1747). Stärkeren Erfolg hat die historische Erzählung Marmontels „Les Incas" (1777), wiederum durch die darin enthaltene Liebesgeschichte. Sofort wird das Werk ins Deutsche übersetzt (Frankfurt 1777 *), A. D. B. XXV/XXXVI Anhang p. 2414). — Gustav III. von Schweden, dem Marmontel sein Buch gewidmet hatte, regte den sächsischen Komponisten Naumann an, die im Roman erzählte Geschichte der Liebe zwischen dem Spanier Alfonso und der peruanischen „Sonnenjungfrau" Cora für eine Oper „Cora" *) zu benutzen. (1780; gedr. Leipzig 1781 und 1788; vgl. Kaiser, Bücherlexikon 1825 und A. D. B. XCV, 187). Schon vorher hatte ein Frhr. v. Schilson in Preßburg den Stoff zu einem Drama mit Tänzen und Chören „Die Wilden" verarbeitet. Babo *) (kompon. v. P. V. Winterf G. Gr. V, 262, 2 Aufl.) tut 1779 das gleiche für München; Dalberg 1780 für Mannheim; A. G. Meißner veröffentlicht Proben einer Oper „Kora" (Dtsch. Museum 1780, I, 472). Es folgen in Frankreich die Opern von Cambini (1787) *, Berton (1789) *, Méhul (1791) *, in Deutschland die Singspiele von Lasser (1795) * und S. Mayr (1803) * (vgl. Riemann, Opernlexikon), sowie ein Ballett von Weigl /, (ca. 1795; gedr. 1804, nach Kaiser, Bücherlexikon, wo außer diesem noch ein zweites Ballett: „Die Inkas", Wien, Wallershauser, o. J., genannt ist). Als Sprechdrama sucht den Sturz der Inkas darzustellen J. H. Keerl („Atabaliba",

Nürnberg 1783, *; A. D. B. LXXXIX, 83). Erfolg hat mit dieser Form aber erst Kotzebue für seine unter dem Eindrucke der Naumannschen Oper entstandenen „Sonnenjungfrau" (1789; II, 3), deren Fabel er 1795 in „Rollas Tod" fortsetzt (IV. 208). Eine Fortsetzung zu dieser Fortsetzung: „Ataliba" * ist in Leipzig 1800 erschienen (Kaiser, Bücherlexikon). Im gleichen Jahre war „Rollas Tod" schon in Amerika aufgeführt worden (Am. Germ. III, 115), in England hatte der noch gewandtere Sheridan dieses Stück 1799 zu einem gegen Napoleon gerichteten Schlüsseldrama gemacht. Sofort erschien wieder davon eine deutsche Uebersetzung (Leipzig 1800; N. A. D. B. LXIV, 107); Soden * hat 1815 und Auffenberg 1817 einen „Pizarro" auf die Bühne gestellt. — Schiller (1788; VI, 7) und Gabriele von Baumberg verwenden das Kostüm der Sonnenpriesterin zu lyrischem Vortrag. — Durch die Begeisterung für die Gestalt der Cora kam auch die „Zilia" der Frau von Graffigny wieder in Mode; Bearbeitungen dieses Romans sind in Gera 1792 * (N. A. D. B. III, 139), Berlin 1800 * (N. A. D. B. XXIX/LXVIII, Anhang II, 717) und Quedlinburg 1828 * (von C. L. Häberlin; Bohatta, Anonym.—Lex.) erschienen. Peruaner sind die drei Personen von Rambachs Einakter „Die Brüder" (1798), die Befreiung einer Sonnenjungfrau Ynti berichtet Spieß im 3. Teile seines Schundromans „Hans Heilig". — Vgl. Bahlsen, Herrigs Archiv LXXXI, (1888; Minor, Göttinger Gel. Anz. 1894. Den Namen Corah trägt auch bei Sealsfield (II, 58) eine Indianerin. Noch ein späteres Vorkommen ist erwähnenswert: bei Ludwig Thoma heißt eine in Indien geborne Verwandte des „Lausbuben", die nach Bayern auf Besuch kommt, Cora und wird von der staunenden Dorfbevölkerung „die Indianerin" genannt („Tante Frieda", p. 35).

16

Buffon: A. D. B. XIII, 1. Thl., 114; XXII, 1. Thl., 366; Tsch. Merkur 1786, III, 3.

17

Nadowessische Totenklage: Nach J. Carvers Reisen 1780, *, vgl. Schiller, sämtl. Schriften XI, 448, Tsch. Merkur 1780, III, 77.

19

Aeußere Erscheinung des Indianers: Gelehrte: Camper, Petrus, Ueber die natürlichen Unterschiede der Gesichtsbildung, Berlin 1792, p. 7 und 9, (U). — Blumenbach, J. F., Ueber die natürlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes, Leipzig, 1798, p. 2/10, 217 (U).

Bildmaterial: A. W. Schlegel, Werke XII, 523; N. A. D. B. LIV, 428 (1800). Illustrierte Ausgaben: Brühl 1791; Laroche 1798; Marmontel, Incas, 1810; Cooper, Works, 1827.

20

Nationalcharaktere in der deutschen Literatur: 1. Engländer: Munker, Fr., Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philologisch-historische Klasse, 1918, 3. Abhandlung (U). — Kelly, England and the Englishmen in German Literature of the 18th Century, New York 1921. — 2. Spanier: Farinelli, A., Ztschr. f. vergleichende Lit. Gesch. V, 135, VIII, 318.

21

Gespräche über den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg sind u. a. wiedergegeben in: Merk, „Akademischer Briefwechsel" 1782 (Schriften, hrsg. v. Stahr, p. 131); Goethe, „Die Mitschuldigen" (Fassung von 1787; W. A. 1. Reihe, IX, 44 und 89; Klinger, „Die falschen Spieler" 1800 (W. I, 91).

22

Zum Unabhängigkeitskrieg: Zeitungen: Köster, H. G. M., Neueste Staatsbegebenheiten mit historischen und politischen Anmerkungen, Frankfurt und Mainz 1775 sq., 5 Bde. (U). — A. L. Schlözers ...., Briefwechsel ...., 4. Aufl., Göttingen 1776/82, 10 Thle. (K). — Stats-Anzeigen, gesammelt von A. L. Schlözer, Göttingen 1782/93, 18 Thle. (K). — Bibra, Phil. Anton Frhr. v., Journal von und für Deutschland, Fulda 1789 sq., Bd. 2 und 9 (U). Vgl. Gallinger, Die Haltung der deutschen Publizistik zu dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege, Leipzig 1900, Diss. (U). Briefe: 1. Gegen Amerika: Körte, Briefwechsel zwischen Gleim, Heinse und J. v. Müller (Müller), Zürich 1806, II, 303 (U); — Bodemann, J. G. Zimmermann, Hannover 1878, p. 272 (U). — 2. Für Amerika: Strodtmann, Briefe von und an Bürger (Nettelbeck) II, 229; — Waitz, Caroline, Leipzig 1871 I, 4 und 311 (K). Kinder: Köppen, Fried., Vertraute Briefe über Bücher und Welt, Leipzig 1823, II, 19 (U).

23

Das bei Ditfurth, II, 7 abgedruckte Soldatenlied beginnt ähnlich wie Schillers „Reiterlied": „Frisch auf Kameraden!"

24

Weitere Verurteilungen des Soldatenhandels: Herklot durch ein Epigramm (1796; N. A. D. B. XXXI, 175); Franz von Kleist („Liebe und Ehe", 1799 p. 37) und Goethe („Das Neueste von Plundersweilern", 1817, W. A. 1. Reihe, XVI, 45) in gelegentlichen Aeußerungen.

25

„Die Freiheit Amerikas": Verfasser dieses Gedichts könnte nach Sprachwahl, Bilderwahl und politischer Einstellung der Berliner

Prediger Daniel Jenisch sein, der ähnliche Tagesgedichte anfertigte (Tsch. Merkur 1789, VI, 66; Sauer, Säkulardichtungen, p. 505, 529).

26

Geographische Zeitschriften über Amerika: A. D. B. XXV/ XXXVI Anhang 1474; N. A. D. B. XXXI, 261, XXV, 119. — Ebeling, Die vereinten Staaten von Nordamerika, Hamburg 1793/ 1803 *; N. A. D. B. IX, 279, 407 XXX, 453 LII, 446, LXI, 397, XC, 92.

27

Bücher von Amerikanern: Washington, N. A. D. B. XXIX, 391; Crevecoeur, A. D. B. LXIII, 493, C' 181.

28

Klinger: Den innigen Zusammenhang zwischen dem Wunsch, die Campagne in Nordamerika mitmachen zu können, und der Entstehung des Dramas „Sturm und Drang" beweisen die Briefe, deren Worte oft mit Stellen des Dramas völlig übereinstimmen, z. B.: Rieger, I, 397, J. W. II, 267.

29

Washington wird fast immer als der große Vertreter der Revolution erwähnt. Sein Name wird in deutschen Dichtungen sehr häufig zusammen mit dem Franklins genannt; den damaligen Gebildeten bedeutete der Gelehrte mehr als der General. Ein begeisterter Verehrer Washingtons war Klopstock (Ode „Die Denkzeiten", 1793, Vers 9, sämtliche Werke, Leipzig 1855, X, 349); ein Gedicht auf den Tod Washingtons hat der junge Kopisch geschrieben (ges. Werke II, 311).

30

Philadelphia: Vgl. auch des sonst so amerikafeindlichen Wekhrlins Lobspruch (1780, „Chronologen" vol. V; Am. Germ. IV. — Lobsprüche für Franklin: Hippel, „Kreuz- und Querzüge" (1793, 1, 476) und Houwald (1819: V, 422). — Ein ganzes Epos über Franklin ist in Altstettin 1787 erschienen (A. D. B. LXXXV, 121).

31

Mifflin: Nach G. Am. Ann. VI, 541 eine historische Persönlichkeit: Warner Mifflin, Vetter eines bekannten Gouverneurs v. Pennsylvanien.

32

Beifall für Brämers „Americaner": Nach Goethes Tagebuch ist das Stück 1799 und 1807/10 auf der Bühne Weimars erschienen.

33

Deutsche Kaufleute des 18. Jahrhunderts in Amerika: Peter

Hasenclever aus Remscheid.... hrsg. v. Ad. Hasenclever, Gotha 1922.— Kern, J. W., J. J. Astor und die Astor-Bibliothek; G. Am. Ann. VI, 147 (beide U).

34

Deutsche Kriegsteilnehmer 1774/83: Briefe: Schlözer, Briefwechsel III, 27, 148, 259, 279, 333 (1778); IV, 302, 357, (1779); V, 13, 278, 322 (1779); VII, 333 (1780, v. Steuben); Statsanzeigen VII, 3, 15 (1785); IX, 280 (1787; Deutsches Museum 1777, II, 188; Tsch. Merkur 1784, III, 97. Tagebücher: Capt. Wiederholdt; Am. Germ. IV, Nr. 1. — Feldprediger Waldeck; G. Am. Ann. V, 97 u. öft., VI, 59 u. öft. — Lieut. du Roi der Aeltere, (einer von Schlözers Correspondenten) G. Am. Ann. XIII, 401. Im Druck erschienen damals nur die Eindrücke der Generalin v. Riedesel 1800 * (A. D. B. LXI, 407). Döhlau; Deutsch-Amerik. Geschichtsblätter, Jahrg. 1918.

35

Gedanken an Auswanderung bei Dichtern: Goethe: W. A. 1. Reihe, XXIX, 156; Klinger: Rieger, Klinger, I, 265, 387, 484; Bürger: Strodtmann, Briefe von und an Bürger, II, 152; Kaufmann: Düntzer, Chr. Kaufmann, p. 108; Schiller: Jonas, Briefwechsel Schillers I, 89 u. öft. — Bei Kaufmann und Schiller wohl nur Vorgabe.

36

Auswandererliteratur: Außer den genannten sind — hier nicht benutzte, weil nicht aufgefundene — Amerikageschichten rezensiert: A. D. B. XXI, 1. Thl., 206; LXXXVI, 126; N. A. D. B. XI, 453; XVIII, 556 und XXIV, 189; XXII, 186; XXV, 270; XLIV. 58; LII, 372; XXIX/LXVIII Anhang 2. Abt. 842.

37

Ungünstige Stimmen: Bibra, Journal von und für Deutschland, 1790, 7. Jhg., 7.—12. Stück, p. 3 (U). — Bülow, D. v., Der Freystaat von Nordamerika in seinem neuesten Zustande, Berlin 1797 (S); dazu: Im Teutschen Merkur: Bülow 1798, II, 129, IV, 94; Röttiger 1800, I, 19; ferner: A. D. B. XXXIII, 487, XL, 422.

38

Gedanke an einen Wechsel der Kontinente: Chamisso, Reise um die Welt, Leipzig 1836, p. 12. — Platen, Tagebücher I, 720 u. öft.

39

Platen, „Colombus Geist": Fassung von 1829: „Denn nach Westen flieht die Weltgeschichte, / Wie ein Herold segelst Du (näml. Napoleon) voran".

40

Goethe: Briefe: Besonders W. A. IV. Reihe, XXIX, 199,

208, 212. Gespräche: Biedermann II, 309; III, 349; V, 72, 117. —„Amerika, Du hast es besser": frühere Prosafassungen: W. A. II. Reihe, XIII, 314 (1819); X, 273 (1822); Versform: IV, Reihe, XLII, 177 (1827).

41

Auswanderung im 19. Jahrhundert: Baker, T. S.. Young Germany in America, Am. Germ. I, 2. Heft, 78; Benjamin, G. G., Germans in Texas, G. Am. Ann X, 3, XI; 3. — Berichte: Gall, Ludwig, Meine Auswanderung nach den vereinten Staaten in Nordamerika...., Trier 1822, 2 Bde. (P), vgl. Goethe, W. A. 1. Reihe, XLI, 296; Duden, Gottfried, Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas, Bonn 1829 (P). Handbücher: Eine Liste bei Benjamin, G. Am. Ann. X; 289. — Zeitungen: Goethe-Jahrbuch XXV, 31 und Hist. Ztschr. XXXI, 241 werden Titel von Auswandererzeitungen angeführt.

42

Zahl der deutschen Einwanderer: 1. nach der amtlichen amerikanischen Statistik: Eickhoff, In der neuen Heimath, 1883, p. 161. 2. Schätzungen: Löher p. 252; Goebel, Deutschtum, p. 1.

42a

Ueber Karl Follen vergl. die ausgezeichnete Monographie von G. W. Spindler (Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter, Jahrg. 1916).

43

Landschaftsschilderung: Biese, A., Die Entwickelung des Naturgefühls...., Leipzig 1892. — Richter, B., Die Entwickelung der Naturschilderung in den deutschen geographischen Reisebeschreibungen, Euphorion, Ergänzungsschrift V (1901), p. 11, 19, 31, 61. — Köster, Albert, Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung, Leipzig 1922, p. 11. — Thalmann, Marianne. Der Trivialroman des 18. Jahrhunf derts, Berlin 1923, p. 4, 32, 151, 173, 204 (U).

44

St. Pierre: Zusammenstoß mit Buffon: Gleichen-Rußwurm, A. v., Das galante Europa, Stuttgart 1911, p. 407. — Beifall: S. von La Roche, Mein Schreibtisch 1799, I, 151, Erscheinungen am See Oneida, 1798, I, 148, II, 152, III, 236. — Humboldt, Alex. v., Reise, I, 184. — Uebersetzungen: Riga 1789 (N. D. B. XCVI, 430), Pilsen 1794 (N. A. D. B. XV, 61), Görlitz 1795 (G. Am. Ann. XIV, 179). — Dramatisierung *: Die Stimme der Natur, Frankfurt 1797 (N. A. D. B. XVI, 123).

45

Chateaubriand: Uebersetzungen der „Atala": Kaiser, Bücherlexikon 1825, zählt 7 deutsche Ausgaben auf; am bekanntesten war die

von C. Fr. Cramer, Leipzig 1901 * (2. Aufl. 1805; N. A. D. B. LXXIV, 350). Die Tatsache, daß Chateaubriands „Voyage en Amérique" aus anderen Reisebeschreibungen zusammengeschrieben ist (wie Bédier und Dick nachgewiesen haben), beweist nicht eben die Gründlichkeit der Bekanntschaft dieses Romantikers mit dem fremden Kontinent. Hier ist nur wichtig, daß er als erster nordamerikanische Landschaft mit romantischen Mitteln geschildert hat.

46

Reisebeschreibungen: Humboldt, Alex. v., Ansichten der Natur, 2 Bde. Tübingen 1808, 1816. — A. v. Humboldts Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continentes, in deutscher Bearbeitung von H. Hauff, Stuttgart 1840, 4 Bde. (französische Ausgabe 1814). — Reise in Brasilien.... in den Jahren 1817/20.... von J. B. v. Spix und C. Fr. v. Martius, München 1823, 3 Bde. — Reise in Chili, Peru und auf dem Amozonenstrome während der Jahre 1827/32 von Eduard Pöppig, Leipzig 1835, 2 Bde. (sämtlich U).

47

Irving: Vgl. Plath, Euphorion 20 (1913) p. 460 über den Einfluß Irvings auf Hauff, Heine u. A. v. Droste.

48

Uebersetzungen der Romane Coopers: Verzeichnis der Ausgaben bis 1911: Barba, G. Am. Ann. XVI, 48 sq. (1914) (U).

49

Motive aus Coopers Werken: Wukandinovic, Goethes Novelle, Halle 1890. — Sauer, A., Ueber den Einfluß der nordamerikanischen Literatur auf die deutsche (A. Stifter als Beispiel); Jahrbuch d. Grillparzergesellschaft, 16. Jhg., Wien 1906, p. 21 sq. (U).

50

Begeisterung für Amerika durch die Lektüre Sealsfields: Fr. Kapp, Hist. Ztsch. XXXI, 250. Ueber Sealsfield vergl. besonders die vorzügliche Monographie von Dr. B. A. Uhlendorf; Deutsch-Amerik. Geschichtsblätter, Jahrgang 1922—23.

51

Bäuerles Singspiel ist zitiert nach Kürnberger, Der Amerikamüde, Ausgabe G. Müller, p. 545 (Nachwort v. Deutsch).

52

Lenaus Schicksal gleicht einigermaßen dem von Lud. Wienbarg, bei dem der Wunsch, nach Amerika zu flüchten, Vorbote des Wahnsinns ist. Der Norddeutsche aber hat eine seltsam klare Erkenntnis seines Zustandes, er schreibt: „Meine Reise ist eine Flucht, und meine Flucht



ist eine Täuschung" (H. H. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang, Leipzig 1911, p. 208) (K).

52a

Ueber Therese Robinson (Talvj) vergl. die Monographie "The Life and work of Therese Robinson (Talvj) by Dr. Irma Voight. (Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter 1915).

53

Auerbach durch Lenau angeregt: Vgl. Auerbach im Deutschen Museum, Leipzig 1851, 1. Heft. (U).

54

Immermann hat auch eine ernsthafte amerikanische Novelle geplant: „Die Mexikaner" (II, 439).

55

Wildwestgeschichten in Zeitschriften *: 1. Uebersetzungen: „Bibliothek der klassischen Schriftsteller Amerikas", Frankfurt 1837/41; „Das belletristische Ausland", Stuttgart 1843; „Die amerikanische Bibliothek", Leipzig 1852/71 (Barba, G. Am. Ann. XV). — 2. Originale: „Ueber Land und Meer" (seit 1853), „Das Sonntagsblatt" (seit 1863, gegr. v. Otto Ruppius), „Die Gartenlaube" (seit 185v, Beiträge von Gerstäcker und Möllhausen), „Die Grenzboten", „Daheim" (G. Am. Ann. XVI, 215). — „Deutscher Hausschatz", Regensburg; Jugendblätter wie: „Der gute Kamerad" (Beitr. v. May).

56

Zum „Karl May-Problem": H. Cardauns, Karl May von der anderen Seite. Hist. pol. Blätter 1902 (U). — A. Pöllmann, Ein Abenteurer und sein Werk: Ueber den Wassern, Münster 1918. Jhg. III, p. 61 u. öft. (X). — H. Cardauns, Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs, Köln 1912, p. 196 (Z). — K. May, Ich, Ges. W. XXXVI; E. A. Schmid, Eine Lanze für K. M., 1918; L. Gurlitt, Gerechtigkeit für K. M.!, 1919, sämtl. Radebeul b. Dresden; Karl May-Jahrbuch, 6 Bde., 1918/23, Radebeul. (Deutsche Bücherei, Leipzig). — Schon im 18. Jahrhundert hat sich ein Verfasser spanischer Geschichten, Groẞe, gerühmt, im Auslande ein Marquisat erworben und große Abenteuer auf Reisen erlebt zu haben; auch er hat kläglich widerrufen müssen. (N. A. D. B. XVII, 367). Chateaubriand setzte seinen „Voyage" bis auf wenige Seiten aus anderen Reisebeschreibungen zusammen; und selbst Sealsfield pflegte im Gespräch so aufzuschneiden, daß die Schweizer Bauern seiner Umgebung erbittert in ihm einen reichgewordenen Sklavenhändler vermuteten (Faust: Sealsfield p. 144).

Leser eines so tatenfreudigen Menschenschlages, wie es der nordeuropäische ist, nehmen nur allzugern Erdichtungen für „wahre Ge-

schichte"; selbst dem gewandten Bürger Loubet, einem ausnehmend häßlichen Menschen, unterstellte man, er habe in jungen Jahren in gleicher Weise wie sein „Chevalier Faublas" Glück in Mädchenkleidern gehabt. Daß ein Mensch, dem das Fabulieren Erlebnis bedeutet, vom Glauben des Publikums gedrängt, selbst an die Wirklichkeit seiner Hirngespinste zu glauben beginnt, ist eine Erfahrung, die in Straßen und Schenken täglich zu haben ist, ernste Erörterung aber kaum verdient. — Als der Angriff auf K. May begann, war das schöne Bild des wilden Westens schon im völligen Verfall begriffen; den besten Beweis dafür gibt der vielgewandte Autor selbst, der nach 1900 seine Abenteuer mehr und mehr nach unzugänglichen Strichen des Orients verlegt.

57

Der rote Gentleman — Gentleman-Verbrecher: Es sei an die Pariser Gauner erinnert, die sich im Gedenken an Ferrys und Aimards Schilderungen „Apaches" nannten.

58

Uebersetzungen von Wildwestgeschichten: Eine Zusammenstellung bei Barba, The American Indian in German Fiction, G. Am. Ann. XV.

59

Bücher über Amerika (1800/50): Tocqueville, A. C. de, De la Démocratie en Amérique, Paris 1835 (K). — Grund Francis, Die Amerikaner, Stuttgart 1837 (U). — Weitere Literatur, C. Kapp, Fr., Zur dtschen. wiss. Lit. ü. Amerika, H. Zschr. XXXI, 241.

60

1848er: Löher, Franz, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika, Göttingen 1847. — Kapp, Friedr., Zur Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika, Bd. I, Leipzig 1868. — Kapp, Friedr., Das Leben des Generals Johann v. Kalb, Stuttgart 1872 (sämtl. K).

61

Roosevelt, Theodore: Amerikanismus, Schriften und Reden von Th. Roosevelt, Leipzig 1903. — M. Kullnick, Vom Reitersmann zum Präsidenten, Ein Lebensbild Th. Roosevelts, Berlin 1908. — Theodore Roosevelt, Aus meinem Leben, Leipzig 1914 (sämtlich K).

62

Formel von den 3 teutonischen Staaten: Carnegie, A., Das Evangelium des Reichtums und andere Zeit- und Streitfragen, Leipzig 1905, Widmungsbrief. — Burgeß, J. W., Germany and the United States, New York 1909, p. 22, (beide K).

63

Mittler zwischen Deutschland und Amerika um 1900: 1. Deutschamerikaner: Lieber, Franz, Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutschamerikaners, Berlin 1885. — Hilgard-Villard, H., Ein Bürger zweier Welten, Berlin 1906. — Schurz, Carl, Lebenserinnerungen, Berlin 1906/07, 3 Bde. (sämtl. K); zu Schurz vgl. auch: Meysenburg, M. v., Memoiren einer Idealistin, Stuttgart 1876, I, 273, II, 79 (U). — Zedlick, L. v., Bei Herkomer, Deutsche Revue, Stuttgart 1895, Juli (U). — America.... aus der Feder hervorragender deutschamerikanischer Schriftsteller, hrsg. v. A. Tenner, Berlin-New York 1886 (K). — 2. Kaufmann: Goldberger, L. M., Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, Berlin 1903 (X). — 3. Gelehrte: Münsterberg, H., Die Amerikaner, Berlin 1904, 2 Bde. (Die entwicklungsgeschichtliche Ergänzung zu dieser zuständlichen Beschreibung bietet Law, A. M., Die Amerikaner, deutsch, Berlin 1913). — Lamprecht, K., Americana, Freiburg. — Kühnemann, E., Vom Weltreich des deutschen Geistes, München 1914 (sämtl. K). Goebel, J., Der Kampf um deutsche Kultur in Amerika, Leipzig 1914. — 4. Dichter: Polenz, W. v., Das Land der Zukunft, Berlin 1903 (K). — Fulda, Ludw., Amerikanische Eindrücke, Stuttgart 1906. — Wolzogen, E. v., Der Dichter in Dollarika.., Berlin 1912 (beide U). — Vergl.: Roe, A. C., Recent German Books on America, reprinted from Papers, Bibliogr. Society of America, vol. IV, 1910; p. 102 sq., eine Liste seit 1880 in Deutschland erschienener Bücher über Amerika (K).

64

Berichte nach 1918: Roß, Colin, Südamerika, Berlin 1922 (U). — Kerr, Alfr., New York und London, Berlin 1922. — Frenssen, G., Briefe aus Amerika, Berlin 1923 (beide X).

65

Vorstellungen von der neuen Welt durch Dichtungen beeinflußt: Columbus: Humboldt, Kritische Untersuchungen, I, 151. — Cortez: Scherr, J., Die menschliche Tragikomödie, Bd. X, zitiert diese Tatsache nach B. Diaz de Castillo, Historia.... de la conquista 1632, pars II, cap. 9. — Bettina: Benjamin, Germans in Texas, G. Am. Ann. XI, 9. —

III. Quellenregister

Abendphantasieen eines Hessen in Amerika (1780), s. Goedeke, 11 Bücher deutscher Dichtung, Leipzig 1849, I, 785. — S. 33.

Alayrac, M. de, Azémia ou les Sauvages, com. e. 3 a. Paris 1789. (P). S. 116.

Albrecht, J. F. E., Die Engländer in Amerika, Schsp. i. 4 A., Deutsche Schaubühne, Augsburg 1791, Bd. 28. (P). — S. 26.

(Albrecht, J. F. E.), Scenen der Liebe aus Amerikas heißen Zonen, Hamburg 1810. (P). — S. 27.

Allgemeine Deutsche Bibliothek, siehe Herklot und Mohr, der.

Arndt, E. M., Ausgewählte Werke in 16 Bdn., Leipzig o. J. Bd. 4 u. 8. — S. 51.

Auerbach, Berthold, Schriften, Stuttgart o. J., I, 1 (Tolpatsch). — S. 74.

Auerbach, Berthold, Schriften, 2. Reihe, Bd. III u. IV. (Neues Leben). — S. 75.

Auffenberg, Sämtliche Werke, Siegen 1843, Bd. I (Pizarro) und II (Flibustier). — S. 117.

Babo, J. M. v., Das Winterquartier in Amerika, Lsp. i. 1 A., Berlin 1778, (P). — S. 39.

Balzac, H. de, La Peau de Chagrin, rom. (1831); oeuvr, vol. 37, o. O. u. J., (E). — S. 69.

Baumberg, Gabriele v., Cora a. d. Sonne; Wiener Musen-Almanach 1791. (U). — S. 117.

Behn, Aphra, The Plays, Histories and Novels of, London 1871, vol. V, 75: The History of Oronooko, (E). — S. 26.

Bellamy, E., Looking Backward, Leipzig 1888, (L). — S. 94.

Benkowitz, K. Fr., Erzählungen und Gedichte, Göttingen 1788, (U). — S. 47.

Bierbaum, O. J., Prinz Kuckuck, München 1907/8 — (T). — S. 94.

Bodmer, J. J., Calliope, Zürich 1767; I, 407 Colombona, II, 373 Inkel und Yariko, (S). — S. 17.

Börne, L., Gesammelte Schriften, Hamburg 1862, V, 235, VII, 101, 181, X, 133, XI,. 80. — S. 55.

Bösenberg, Großmuth und Liebe, Sschsp. i. 5 A., Theatr. Samml. 21. Bd., Wien 1791. — S. 40.

Bösenberg, Die amerikanische Waise, Lsp. i. 1 A., Theatr. Samml., 36. Bd., Wien 1793. — S. 38.

Boie, Chr., von K. Weinhold, Halle 1868, p. 324. — S. 34.

(Bonaparte, Lucien), Eduard und Stellina, a. d. Frz., München 1812, (B). — S. 115.

Brachmann, Louise, Ausgewählte Dichtungen, Leipzig 1824, Bd. 1 u. 2. — S. 51.

Brachvogel, A. E., Des großen Friedrich Adjutant, Berlin 1875, 4 Bde. — S. 89.

(Brämer, N. G.), Der Amerikaner, Lsp. i. 5 A., n. d. Ital. d. Federici Frey bearb. v. Vogel; Neueste deutsche Schaubühne, 3. Jhg., 6. Bd., Augsburg 1805, (P). — S. 40.

Bratt, A., Die Welt ohne Hunger, Rom., Berlin 1916, (X). — S. 99.

Bretzner, C. F., Das Räuschgen, Lsp. i. 4 A. (1786), Dtsch. Nat. Lit., Bd. 138, (U). — S. 39.

Brentano, Clemens, Ges. Schriften, Frankfurt a/M 1852; II, 410. — S. 79.

Brückner, J. J., Graf Robert und sein Freund St. Michel ...., Leipzig 1800, (P). — S. 27.

Brühl, A. T. Graf v., Das entschlissene Mädchen, Dr. i. 1 A. (1785), Theatr. Samml. 32 Bd., Wien 1792. — S. 23.

Bürger, G. A., Gedichte, Dtsch. Nat. Lit. Bd. 78. — S. 23.

Centliore, Mrs., Die vier Vormünder, Lsp: i. 3 A., Theatr. Samml. 22. Bd., Wien 1791. — S. 38.

Chabeaussière, V. E. X. de la, Azémia, com, e. 3. a., Paris 1787 (P) — S. 116.

Chamisso, A. v., Werke, Dtsch. Nat. Lit. 148. Bd. — S. 81.

Chamisso, A. v., Tagebuch einer Reise um die Welt, Leipzig 1836, (U). — S. 81.

Champfort, Nic., La jeune Indienne, com. e. 1 a. (1764), Thèatre des auteurs du second ordre, Paris 1809, com. e. vers. XII. (U). — S. 17.

Chateaubriand, Oeuvres, Paris o. J., Atala V, 17, René V, 75, Les Natchez V, 143, Voyage en Amérique, VI, 3 (E). — S. 58.

Bèdier, J., Chateaubriand en Amérique; Rev. d'hist. litt. VII, (1900). (E). — S. 122.

Dick, E., Sources ignorées du "Voyage en Amérique" de Chateaubriand; Rev. d'hist. litt. VIII, (1906), (E). — S. 122.

Claudius, M., Werke, Gotha 1882. — S. 26.

Colman the Younger, G., Inkle and Yarico, com. i. 3 a., British Theatre, by Owen Williams, Leipzig 1831, p. 796. (K). — S. 17.

Contessa, C. W., Schriften, Leipzig 1826, VI. Bd. Das entschlossene Mädchen, Oper i. 3 A. — S. 39.

Cooper, Works, Zwickau 1827; 1—4 The Last of the Mohicans; 5—8 The Prairie, 25—28 The Pioneers, 29—33 Travelling Bachelor. (U). — S. 59.

Barba, P. A., Cooper in Germany, G. Am. Ann. 16. (U). — S. 59.

(Cramer, J. A.), Schreiben des Grafen L.... an den Herrn v. H....; (Bremer Beyträge) I, 69. — S. 17.

(Dalberg, W. H. v.), Cora, ein musikalisches Drama, Mannheim 1780, (P). — S. 122.

Dalberg, W. H. v., Oronooko, Trsp. i. 5 Hdlg., Mannheim 1786, (P). — S. 26.

Dauthendey, M., Raubmenschen, Rom., München 1911. (T). — S. 97.

Defoe, D., Robinson Crusoe, After the Original Edition, London 1891, Macmillan, (U). — S. 13.

Dehmel R., Gesammelte Werke, Berlin 1919; III, 269, Michel Michael, Kom. i. 5 A. (1911), (T). — S. 96.

Dickens, Ch., The Life and Adventures of Martin Chuzzlewit, London o. J., (U). — S. 74.

Dingelstedt, Frz. v., Sämtliche Werke, Berlin 1877, Bd. I, 249, Das Mädchen auf Helgoland, Nov. — S. 92.

Ditfurth, siehe Volkslieder.

Döblin, A., Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine, Berlin 1918, (L). Berge, Meere und Giganten, Berlin 1924 (T). — S. 99.



Döhner, Des Aufruhrs schreckliche Folge, Orig.-Trsp. i. 5 A., Theatr. Samml. 35. Bd., Wien 1792. — S. 26.

Dominik, H., Die Macht der Drei, Rom.; Die Spur des Dschingiskhan, Rom., Woche, Berlin 1923. (U). — S. 100.

Dorat, C. J., Poésies de, Genève 1777, tom. Ier, 118; Zéila à Valour, héroide, (U). — S. 17.

Ovidius Naso, P., Heroidum epistulae XIII, ed. Sedlmayer, Wien 1886, p. 280 sq. (U). — S. 17.

Edschmid, K., die achatenen Kugeln, Rom., Berlin 1920. (L). — 100.

Eichendorff, J. v., Sämtliche Werke, Leipzig 1864, I: Ahnung und Gegenwart, Rom., (1810). — S. 50.

Engel, J. J., Schriften, Berlin 1801 III, 154 Fürstenspiegel 1793. — S. 34.

Ewers, H. H., Das Grauen, Seltsame Geschichten, 1907; Mit meinen Augen, Fahrten durch die lateinische Welt 1911; Vampir, Rom., 1921, sämtl. München, (X). — S. 97.

Faber, J. H., Inkle und Yariko, Trsp. i. 5 A., Frankfurt 1769 (B). — S. 17.

Fall, Leo, Die Dollarprinzessin, Operette i. 3 A. v. Willner und Grünbaum, m. Musikv., Wien 1907, (L). — S. 95.

Favart, Oeuvr. Chois. de, Paris 1812; tom. 3.: L'amitié à l'épreuve, com. e. 3 a. (1771), (U). — S. 18.

Fischart, J. W., Dtsch. Nat. Lit. Bd. 18, I, 142: Das glückhafft Schiff von Zürich. — S. 11.

Fischer, Ch. A., Sophie oder die Einsiedler am Genfer See, Rom., Leipzig 1802, (U). — S. 43.

Fischer, Hans W., Der Motor, Dr. i. 5 A., Berlin 1919. (X.) — S. 99.

Flake, O., Das Logbuch, Berlin 1918, (X). — S. 97.

Freiheit Amerikas, Die; Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, III, 488. — S. 35.

Freiligrath, F., Gesammelte Dichtungen, Leipzig 1898, 3 Bde. — S. 56.

Buchner, W., Ferd. Freiligrath, Lahr 1881/2, 2 Bde. —

Learned, M. D., Ferdinand Freiligrath in America, Am. Germ. (1898), p. 54. (U). — S. 81.



Gubde, E. G., Freiligraths Entwicklung als politischer Dichter, Berlin, Germ. Stud. Hft. 20 (U). —

Freytag, G., Gesammelte Werke, II, 133, Die Valentine, Schsp. i. 5. A. 1846), IV—V, Soll und Haben, Rom. — S. 92.

Gallinger, siehe Lied.

Gellert, Chr. F., Sämtliche Schriften, Berlin-Leipzig 1867; I, 56: Inkle und Yariko. — S. 17.

Boulenger de Rivery, Fables et Contes, trad. de l'Allemand de Gellert, Paris 1754, p. 124, (H). — S. 115.

Sedaine, Rec. de Poésies, Paris 1760, p. 121. (U). — S. 115.

Stevens, M. W. de, Fables et Contes de Gellert, Breslau 1777. (S). — S. 115.

(Gemmingen, O. H. v.), Die Erbschaft, Schsp. i. 3. A., Frankfurt 1779. P. — S. 47.

Gerstäcker, F., Gesammelte Schriften, Jena 1872/9, I. Reihe: 1, 5, 7—8, 10—16, 22; II. Reihe. 1—4, 6, 8—10, 14—16, 19, (U). — S. 85.

Geßner, Sal., Sämtliche Schriften, Leipzig 1841, in Bd. II: Inkel und Yariko, (S). — S. 30.

Revière, Incle et Yarico, Journal étranger, Paris 1761, (B).—S. 115.

(Meister, H.), OEuvres Complètes de Gessner, Paris 1812, p. 173. (B). — S. 115.

Gleim, Vater .... s. Zeitgedichte, 1789/1803, hrsg. v. Körte, Leipzig 1841, p. 10. — S. 47.

Göbeke, siehe Abendphantasien.

Göckingk, L. F. G., Gedichte, Leipzig 1780/2, II, 67, III, 75, III, 112. — S. 34.

Goethe, J. W. v., Weimarer Ausgabe, Werke, 1887/1919 (bes. I, 22—25: Wilhelm Meister). — S. 14.

Goethes Gespräche, Ges. Ausg., Hrsg. F. Frhr. v. Biedermann, Leipzig 1909, 5 Bde. — S. 52.

Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Fr. v. Müller, Stuttgart 1898. — S. 52.

Goethe in Amerika, v. H. S. White, Goethe-Jahrbuch, 5, 219' — S. 52.

Goethes Verbindung mit Amerika, v. L. Fränkel, Goethe-Jahrbuch, 15, 288. —
Briefwechsel zwischen Goethe und Amerikanern, hrsg. v. L. Mackall, Goethe-Jahrbuch, 25, 367. —
Goethe und die neue Welt, v. M. Drescher, Die Glocke, Chicago 1906, I, 44, (R). —
Goethe and America, v. W. Wadepuhl, Deutsch.-Amerik. Geschichtsblätter, Jahrg. 1923/24.

Göttinger Musenalmanach, siehe Lied eines Negersklaven.

Graffigny Me. de, Lettres d'une Péruvienne, Paris 1765, (U). S. 116.

Gregor, siehe Goethe, W. A., 1. Reihe, VI, 236. —

Grimmelshausen, J. Chr., Der abenteuerliche Simplicissimus, Hrsg. Ad. Keller, Stuttgart 1854. — S. 29.

Grosze, Jul., Ausgewählte Gedichte, Berlin o. J., I, 2, p. 1, Das Gericht im Urwald, Verserz. — S. 89.

Groszmann, G. Fr. W., Nicht mehr als sechs Schüsseln, Lsp. i. 5 A., Leipzig 1785, (U). — S. 47.

Grün, A., Gesammelte Werke, Berlin 1907, II, 380: Schutt. — S. 60.

Gutzkow, K., Die Ritter vom Geiste, Rom., Berlin, Bong. o. J. (1850/51), S. 62.

Hagemann, Fr., Seliko und Berissa, Sammlung dtsch. Schsp. vol. 38, (P). — S. 27.

Hagemann, Fr., Der Rekrut, Schsp. i. 5 A., Hamburg 1783, (S). — S. 42.

Hahn-Hahn, I. Gräfin, Gedichte, Leipzig 1835. — S. 56.

Halbe, M., Gesammelte Werke, München o. J.; Bd. I, 213, Der Kämpfer, Nov. — S. 95.

Happel, E. W., Der Insularische Mandorell, Hamburg 1682, (Univ. Bibl. Göttingen). — S. 11.

Hauff, W., Werke, hrsg. v. M. Drescher, Berlin o. J., Teil 2 und 6. — S. 62.
Plath, O., W. Irvings Einflusz auf W. Hauff; Euph. 20 (1913) 459. —

Hauptmann, G., Gesammelte Werke, (Vo. Ausg.) VI, 143: Atlantis, Rom. (1912). — S. 96.

Hauptmann, G., Der weiße Heiland, dram. Phant., Berlin 1920. — S. 101.

Hauptmann, G., Indipohdi, dram. Ged., Die neue Rundschau, Berlin 1920, Januar, (X). — S. 101.

Hauptmann, G., Phantom, Rom., Berlin 1923, (U). — S. 99.
Aschner, S., Gerhart Hauptmanns Indipohdi; Euph. 23 (1921) 699. —

Hebel, J. P., Sämtliche Werke, Karlsruhe 1834; p. 99 u. 238.—S. 51.

Heidemann, Th. A., Malwina, Rom., Halle 1800, (H). — S. 116.

(Heim, J. E.), Gesang nach Amerika, 1777, Am. Germ. I, 3, 84. (U). — S. 33.

Heine, H., Sämtliche Werke, hrsg. v. Elster, Leipzig o. J.; Bd. 1 u. 2. — S.55.

Herder, Werke, hrsg. v. Suphan, Stuttgart 1877/1913; bes. Bd. 18: Humanitätsbriefe. — S. 27.
Learned, M. D., Herder and America; G. Am. Ann., VI, 531 (1904), (U). —

Herklot; N. A. D. B., XXXI, 175. —

(Hippel, G. Th.), Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z, Berlin 1793/4. — S. 119.

Hoffmann, E. Th. A., Werke, hrsg. v. Maaßen, München 1908, Bd. I: Der Goldene Topf. — S. 49.

Hoffmann von Fallersleben, H., Gesammelte Werke, Berlin 1891, Bd. 3. — S. 56.

Goebel, J. H. v. F's Texanische Lieder, Deutsch-Am. Geschichtsblätter, Jhrg. 1922—23.

Houwald, E. v., Sämtliche Werke, Leipzig 1859, V, 422. — S. 119.

(Huber, Th.), L. F. Huber, Erzählungen, Braunschweig 1801/2, 3 Bde. I, 84, II, 138, (U). — S. 61.

(Huber, Th.), Erzählungen, Leipzig 1830/3, 6 Thle.: I, 345, II, 205, III, 1, V, VI, 33 VI. 370. — S. 52.

Iffland, Aug. W., Dtsch. Nat. Lit. 139, I: Die Jäger. — S. 43.

Immermann, K., Werke, hrsg. v. H. Mayne, Leipzig o. J. Bd. 1. — S. 55.

Inkle und Yarico, ein pros. Trsp. i. 3 Hdlg., Frankfurt 1769, (M). — S. 17.

Irving, W., The Sketch-Book, Leipzig 1843, (U). — S. 60.

Jacques, N., Dr. Mabuse, der Spieler, Rom., Berlin 1921, (T). — S. 99.

James, H. Miß Daisy Miller; in: A Library of American Literature, By Stedmann and Hutchinson: X, 186, (E). — S. 102.

Jung=Stilling, Sämtliche Schriften, Stuttgart 1835/7; Bd. 4, 5, 9, 12. — S. 43.

Junghans, Sophie, Die Amerikanerin, Rom., Leipzig 1867, (T). — S. 93.

Kästner, A. G., Poetische und prosaische.... Schriften, Berlin 1841; II, 137. — S. 11.

(Kaffka), Die junge Indianerin, Singsp. i. 2 A., o. O. u. J. — S. 19.

Kaiser, G., Gas, 2 Schsp. i. 5 u. 3 A., Potsdam 1919, (L). — S. 99.

Kellermann, B., Das Meer, Rom., 1910; Der Tünnel, Rom., 1913, beide Berlin, (T). — S. 96.

Kinkel, G., Gedichte, Stuttgart 1872, p. 39. — S. 74.

Klähr, C. G., Neue Theaterspiele, Meißen 1817, p. 1: Wer zuletzt lacht, lacht am besten, Lsp. — S. 26.

Klein, A. Edler v., Gedichte, o. O. 1793, (S). — S. 38.

Kleist, Frz. v., Zamori, Berlin 1793, (U). — S. 44.

" " " Liebe und Ehe, o. O. 1799. — S. 118.

Kleist, Heinr. v., Sämtliche Werke, Leipzig (Tempel), IV, 128, 198. (Das Erdbeben in Chili, Die Verlobung auf St. Domingo). — S. 27.

Günther, K., Euph. 17 (1910) 74 und Hahne, O., Euph. 23 (1921) 233: Ueber die Entstehung von Kleists Verlobung auf St. Domingo. —

Klingemann, A., Ferdinand Cortez, Dr. i. 5 A., Neueste Dtsche Schaubühne 1818, IV. Bd. Augsburg. — S. 82.

Klinger, F. M., Dramatische Jugendwerke, Leipzig 1913; II, 261: Sturm und Drang, Dr. i. 5 A. — S. 26.

Klinger, F. M., Werke, Königsberg, 1809; I: Die falschen Spieler; VIII: Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — S. 26.
Rieger, M., Klinger in der Sturm- und Drangperiode, Darmstadt 1880. —

Klopstock, F. G., Oden, hrsg. v. Munker und Pawel, Stuttgart 1889, 2 Bde. — S. 34.

Klopstock, F. G., Sämtliche Werke, Leipzig 1855, X, 349. — S. 46.

Körner, Th., Werke, Dtsch. Nat. Lit. 153, II, 1, p. 237: Toni, Dr. i. 5 A. — S. 27.

Kopisch, Gesammelte Werke, Berlin 1856, II, 311. — S. 119.

Kotzebue, A. v., Theater, Wien 1840, 40 Bde.:
I, 3 Der Eremit auf Formentara. — S. 116.
I, 187 Die Indianer in England. — S. 18.
II, 3 Die Sonnenjungfrau. — S. 117.
III, 73 Bruder Moritz. — S. 116.
III, 187 Die edle Lüge. — S. 116.
III, 225 Der Papagey. — S. 26.
IV, 208 Die Spanier in Peru. — S. 20.
V, Die Negersklaven. — S. 27.
VII, 3, XXXVII, 29 La Peyrouse. — S. 117.
VII, 475 Die Verwandtschaften. — S. 39.
XXVII, Der Lügenfeind. — S. 116.
XXVII, 109 Die Quäker. — S. 39.
XXXVIII, 27 Der Westindier. — S. 27.

Krauseneck, J. C., Die Werbung für England. Lspl. i. 1 A., Bayreuth 1776, (P). — S. 43.

Krauseneck, J. P., Gedichte, 2. Samml., Bayreuth 1783. (P.)—S. 33.

Krauseneck, J. P., im Almanach der deutschen Musen; 1778, 271 Lied eines Wilden, 1776, 221 Lied eines Negersklaven, 1778, 266 Zween Neger. — S. 23.

Kürnberger, Ferd., Werke, München, 1910, Bd. 4: Der Amerikamüde, Rom. (1855). — S. 75.
Mulfinger, G. A., Ferdinand Kürnbergers Roman „Der Amerikamüde", dessen Quellen und Verhältnis zu Lenaus Amerika-Reise, G. Am. Ann., V., 315, 385. —

Kuh, M. E., Hinterlassene Gedichte, Zürich 1792, 1. Bdch., (P). — S. 23.

La Roche, Soph. v., Erscheinungen am See Oneida, Leipzig 1788, 3 Bdchn., (P). — S. 44.

Lenau, Nik., Werke, Leipzig (Insel) 1910/3, 6 Bde. — S. 71.
Mulfinger, G. A., Lenau in Amerika, Am. Germ. I, 2, p. 7. —

Lenz, J. M. R., Gesammelte Schriften, hrsg. v. Franz Blei, München 1909, III, 210: Die Laube; V, 126: Der Waldbruder. — S. 42.

(Lewald, F.), Diogena, Rom. v. Iduna Gräfin H(ahn)-H(ahn)., Leipzig 1847, (U). — S. 82.

Lied einer Amerikanerin; Gallinger, Die Haltung der deutschen Publizistik zu dem am. Unabhängigkeitskriege, Leipzig 1900, p. 64, (U). — S. 34.

Lied eines Negersklaven; Göttinger Musenalmanach 1783, zit. nach Hadfield, Am. Germ. III, (U). — S. 34.

Lindau, P., Mayo, Rom., Breslau 1884, (X). — S. 92.

Logau, Fr. v., Sämtliche Sinngedichte, Stuttgart 1872, III, 6, 62; 8, 87. — S. 12.

Longfellow, H. W., The Poetical Works Of, Boston 1886; vol. II, 107: The Song Of Hiawatha. — S. 83.

Mann, Th., Königliche Hoheit, Rom., Berlin 1918, (X). — S. 95.

Marmontel, Contes Moraux, nouv. ed, A la Haye, 1769, tom. III, 123, (U). — S. 18.

Marmontel, Le Huron, com. e. 2 a., Théâtre del'Opéra Comique, Paris 1812, VI, 59, (U). — S. 22.

Marmontel, Les Incas, Lyon 1810, 2 vol., (U). — S. 116.

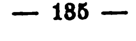
May, K., Gesammelte Reiseerzählungen, Freiburg i. Br. 1897, sq. Bd. 7—9, 12—15, 19—24, 33—34, (X). — S. 86.

Meißner, A. G., Sämtliche Werke, Wien 1813; Bd. 4 und 8, (U.). — S. 47.

Mercier, L'Habitant de la Guadeloupe, com. e. 3 a., Bruxelles 1794, (P). — S. 39.

Merk, Joh. Heinr., Ausgewählte Schriften, hrsg. v. Adolf Stahr, Oldenburg 1840. — S. 43.

Möllhausen, B., Illustrierte Romane, Serie 2, Leipzig 1909/11, 10 Bde. (X). — S. 85.
Möllhausen, B., Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee, Leipzig 1858, (U). — S. 85.



Möllhausen, B., Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas, Leipzig 1861, (U). — S. 85.

Mörike, E., Werke, hersg. v. Mayne, Leipzig o. J.; II, 103. — S. 49.

Mohr, Der; in: A. D. G. XL, 112. — S. 26.

Mohr, M., Improvisationen im Juni, 1922, Aufführung des Leipziger Schauspielhauses. — S. 99.

Montaigne, M., Essais de, Genève 1779; tom. Iu. VII (U). — S. 16.

Moritz, K. Ph., Anton Reiser, ein psych. Rom., neu hrsg. v. F. B. Hardt, München 1911; III, 153. — S. 35.

Mügge, Th., Toussaint, Rom., Breslau 1862, (P). — S. 78.

Müller, F. A., Alfonso, ein Gedicht in 8 Gesängen; Göttingen 1790, (P). — S. 115.

Müllner, A., Spiele für die Bühne, Leipzig 1820; I, 277: Die Rückkehr aus Surinam, Lsp. i. 5 A. — S. 61.

(Naubert, B.), Die Amtmannin von Hohenweiler, Eine wirkliche Geschichte, Mannheim 1791. — S. 42.

(Naubert, B.), Joseph Mendez Pinto, Leipzig 1808. — S. 50.

Nestroy, J., Gesammelte Werke, hrsg. v. Chiavacci u. Ganghofer, Stuttgart 1890, Bd. 4: Die lieben Anverwandten. — S. 74.

Niemeyer, A. H., Gedichte, Leipzig 1778. — S. 34.

Novalis, (Hardenberg, Fr. v.), Schriften, Berlin 1901; I, 28. — S. 49.

Pajeken, Friedrich, Bob, der Fallensteller; Bob, der Städtegründer; Bob, der Millionär; Leipzig o. J., 3 Bde. (X). — S. 86.

Paul, Jean, Sämtliche Werke, Berlin 1840; VI, 207. — S. 23.

Pelzel, J. B., Yariko, Trsp., Wien 1770, (P). — S. 17.

(Pezzl, Joh.), Faustin, Zürich 1783, (U). — S. 47.

Pfeffel, G. K., Theatralische Belustigungen nach französischen Mustern, Frankfurt 1765, (Univ. Bibl. Kiel). — S. 17.

Pfeffel, G. K., Poetische Versuche, Tübingen 1802/10; II, 70; VII, 120, VIII, 143. — S. 17.

Pietsch, O., Vicox & Co., ein Roman der Zivilisation, Berlin 1920, (L). — S. 100.



Platen, A. Graf v., Sämtliche Werke, hrsg. v. M. Koch, Leipzig o. J., Bd. 2 und 6. -- S. 51.

Platen, A. Graf v., Tagebücher, hrsg. v. Laubmann und Scheffer, Stuttgart 1896, I, 720 sq. — S. 51.

Pleißner, Der Amerikaner, Lsp. i. 4 A., Frankfurt 1783, (U).—S. 22.

Prévost, OEuvres choisies, Paris 1783; tom 3., p. 229 Manon Lescaut, (E). — S. 58.

Prutz, Robert, Gedichte, Zürich 1843, p. 182. — S. 56.

Puccini, Das Mädchen aus dem goldenen Westen, Oper i. 3 A., v. Civinini und Zangarini, dtsch. v. A. Brüggemann, Leipzig 1912. (X). — S. 90.

Rambach, Fr., Die Brüder, Schsp. i. 1 A., Leipzig 1798. —

Reinbeck, G., Sämtliche dramatische Werke, Heidelberg 1817; I, 145, II, 297 Der Virginier;VI, 265 Der Westindier, (P). — S. 37.

Reuter, Chr., Schelmuffsky, Abdr. d. Ausgabe 1696/7, Halle 1885. — S. 11.

Robinson, Der americanische, Cölln 1724, (P). — S. 30.

Robinson, Schlesischer, Breslau und Leipzig 1723/4, (P). — S. 30.

Robinson, Th. A. L., siehe Talvj.

Rollenhagen, Gabr., Vier Bücher wunderbarlicher indianischer Reisen, Helmstedt 1687, (U). — S. 11.
Gäbertz, K. T., Gabriel Rollenhagen, der jüngere, Leipzig 1881, p. 5. —

Rousseau, OEuvres compl., Paris 1905; 1, Discours, II-III Emile, IV-V Nouvelle Héloise. — S. 22.

Rückert, Fr. Poetische Werke, Frankfurt 1882; Bd. 1 und 10. — S. 70.

Ruppius, O., Gesammelte Werke, Berlin 1874, 6 Bde., (U). — S. 85.

Säkulardichtungen, Die deutschen — an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, hrsg. v. A. Sauer, Berlin 1901. — S. 38.

Saint-Foix, OEuvres, compl., Maestricht 1778; I, 125; L'Isle sauvage.

Saint Pierre, J.-H.-E-. de, OEuvres compl., Paris 1818, IV, 1: Paul et Virginie, (E). — S. 59.



(Sauerwein, F.), Der Americaner, Scenen aus dem Volksleben i. 1 A., Frankfurt 1856. — S. 61.

(Scheibler, C. F.), Leben und Schicksale der Pokahuntas...., Berlin 1781, (P). — S. 19.

Schenkendorf, M. v., Gedichte, Stuttgart 1818, p. 12. — S. 51.

Scherr, Joh., Novellenbuch, Leipzig 1875; Bd. 7 u. 8: Die Pilger der Wildnis, (U). — S. 89.

Schiller, Sämtliche Schriften, hrsg. v. Goedeke, Stuttgart 1867; bes. Bd. 11 u. 15. — S. 47.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 4. Auf. Stuttgart 1881, 2. Bd. —

Minor, J., Der junge Schiller als Journalist, Vjschr. f. Lit. G. II, 346 (1889). —

Walz J. A., Three Swabian Journalists and the American Revolution, Am. Germ. IV, 95 (1902), (U). —

Carruth, W. H., Schiller and America; G. Am. Ann. 8, 131. (1906), (U). —

Schilson, Frhr. v., Die Wilden, Drama mit Tänzen und Chören, Preßburg o. J., (D). — 116.

Schink, J. F., Literarische Fragmente, Graz 1785; II, 306: Stärke des Geistes unter den Wilden. (S). — S. 24.

Schlegel, A. W. v., Vermischte und kritische Schriften, Leipzig 1846, Bd. I, II, X, XII. — S. 24.

(Schlegel, Dorothea), Florentin, Rom., hrsg. v. Fr. Schlegel, Lübeck und Leipzig 1801, (H). — S. 50.

(Schnabel, J. G.), Wunderliche Fata einiger Seefahrer; Tl. 1: Nordhausen 1731; Tl. 2: Halberstadt 1772, (U). — S. 30.

Schönaich, C. O. v., Montezum, Trsp. i. 5 A., Königsberg 1763, (P). — S. 19.

Schöpfell, J. A., Hirum-Harum, Ein satirisch-komischer Original-Roman, Salem in Nordkarolina (= Nürnberg) 1789, (P). — S. 44.

Schrader, A., Die Braut von Louisiana, Orig.-Rom., Leipzig 1853, (Univ. Bibl. Berlin). — S. 78.

Schröder, F. L., Sammlung von Schauspielen fürs Hamburgsche Theater, 4. Thl., Schwerin und Wismar 1794, Nr. 2: Incle und Yariko, Schsp. i. 3 A. n. Colman, (P). — S. 18.

Schubart, Chr. Fr. Dan., Gedichte, hist.-krit. Ausgabe von G. Hauff, Leipzig o. J. — S. 38.

Schubart, Chr. Fr. Dan., Gesammelte Schriften und Schicksale, Stuttgart 1839. — S. 34.

Schairer, Chr. Fr. Dan. Schubart als politischer Journalist, Tübingen 1914, p. 153. —

Walz, J. A., Three Swabian Journalists and the American Revolution; G. Am. Ann. V, (1904) 209, 257, 347, 406, 593. (U). —

(Schubert, K. E.), Jnkle und Yariko, oder Er war nicht ganz Barbar, Singsp., i. 1 A., Cassel 1798, (D). — S. 18.

Schurig, Andr., Cortes, Rom., Leipzig 1921; Pizzarro, Rom., 1922, Dresden, (X). — S. 101.

Sealsfield, Ch., Gesammelte Werke, Stuttgart 1845, 15 Bde., (U). — S. 63.

Bd. 1—3: Der Legitime und die Republikaner; 4—6: Der Virey und die Aristokraten; 7—8: Morton; 9—13: Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre, (G. Howard, R. Dougby, Pflanzerleben, Nathan), 14—15: Cajütenbuch.

Faust, A. B., Charles Sealsfield's Place in Literature, Am. Germ. I, (1897). — (U). —

Faust, A. E., Charles Sealsfield, der Dichter beider Hemisphärren, Weimar 1897, (U). —

Goebel, J., A. B. Fausts Charles Sealsfield; Am. Germ. I, Heft 3, 84 (1897), (U). —

Heller, O., Sealsfieldfunde, G. Am. Ann. 12 (1910) 83 und 13 (1911) und öfter, (U). — S. ....

Barba, P. A., Sealsfield-Sources, G. Am. Ann. 13 (1911) 31. (U). —

Hackel, O., Die Technik der Naturschilderung in den Romanen von Charles Sealsfield, Prag 1911. —

Schultz, P., Die Schilderung exotischer Natur in deutschen Romanen, mit besonderer Berücksichtigung von Charles Sealsfield, Münster 1913. —

Uhlendorf, B. A., Charles Sealsfield, Chicago 1923.

Seeliger, E. G., Peter Voß, der Millionendieb, Rom., Berlin 1913; Die weißen Indianer, Rom., Berlin 1918. — S. 97.

Seume, J. G., Prosaische und poetische Werke, Berlin o. J., Bd. I, 48, V, 22 und 59 X, 219. — S. 24.

Seybold, D. Chr., Reizenstein, die Geschichte eines deutschen Offiziers, Leipzig 1778, 2 Bde., (P). — S. 44.

Shakespeare, The Works of; The Tempest, ed. by Morton Luce, London o. J., (E). — S. 16.

Southerne, Th., Oroonoko, A Tragedy, in: The New English Theatre, vol. VI, London 1776, (U). — S. 26.

Spenser, Edm., Faerie Queene, ed. by J. C. Smith, Oxford 1909, vol. I, (E). — S. 16.

Spielhagen, Fr., Sämtliche Romane; VI und VII: In Reih' und Glied, XIII, 1: Die schönen Amerikanerinnen, 404: Deutsche Pioniere, XX: Ein neuer Pharao. — S. 92.

Spieß, C. H., Hans Heilig, Leipzig 1790/9, 4 Thle., (U). — S. 44.

Sprickmann, Anton, Nachrichten aus Amerika; Dtsch. Museum 1776. — S. 44.

Steele, R., The Spectator, II. ed., London 1733, I, 47: Thursday, March 13, 1711, (U). — S. 17.

Ligon, R., A True and Exact History of the Island of Barbadoes, London 1673; p. 54. —

(Gottschedin, Ch. A.), Der Zuschauer, a. d. Engl., Leipzig 1750, 1. Thl. —

Tackeray, W. M., The English Humorists of the 18th Century, Leipzig 1858, p. 136. (K). —

Stephanie der Jüngere, Frz. H., Sämtliche Schauspiele, Wien 1786, Bd. IV, V, VI, (U). — S. 43.

Sternheim, C., Fairfax, 1921; 1913, Schsp., 1921; Chronik von des 19. Jahrhunderts Beginn, 1923; II, 117: Vanderbildt; sämtl. Berlin. (T). — S. 99.

Stifter, Ad., Sämtliche Werke, Prag 1904; I, 116: Condor, 156: Feldblumen. — S. 73.

Sauer, A., Ueber den Einfluß der nordamerikanischen Literatur auf die deutsche, Jahrbuch der Grillparzergesellschaft XVI. Jahrg. (1906) p. 21, (U). —

Stolberg, Chr. u. Fr. Leop., zu, Werke, Bd. 1; Hamburg 1820.—S. 31.

Stollberg, Fr. L. zu, Die Zukunft, Archiv für Lit. Gesch. XIII. 82, 261. 1885). — S. 23.

Storm, Th., Sämtliche Werke, Leipzig (Insel) 1919; III. 1 Von Jenseit des Meeres (dazu: VIII. 239). — S. 91.

Stowe, H. Beecher, Uncle Tom's Cabin, 2 vol., Leipzig 1852. (U). — S. 78.

Strubberg, F. A., Bis in die Wildnis, Breslau 1858, 4 Bde. (X). — S. 85.

Barba, P. A., F. A. Strubberg, G. Am. Ann. XIV, 4, 175, XV, 115 (U). —

Stucken, E., Die weißen Götter, Berlin 1918/20, 3 Bde. — (X). — S. 101.

Swift, J., The Prose Works of, London 1909, vol. VIII Gullivers Travels, (E). — S. 82.

Talvj (= Th. A. L. v. Jacob-Robinson), Die Auswanderer, eine Erzählung, Leipzig 1852. (P). — S. 74.

Thoma, Ludwig, Tante Frieda, München o. J., p. 35, (X). — S. 117.

Tieck, William Lovell, Rom., Berlin 1814; Bd. II. — S. 50.

(Timme, Chr. Fr.), Wenzel von Erfurt, eine Robinsonade, Erfurt 1784/5, 3 Thle.; III. Bd. — S. 44.

Vogel, W., Kleine dramatische Spiele für stehende Bühnen, Aarau 1818; p. 53: Die junge Indianerin, (U). — S. 17.

Vogel, Der Americaner, siehe Brämer.

Volkslieder, Historische — Der Zeit von 1756 bis 1871, ges. von Frz. W. Frhr. v. Ditfurth, Berlin 1871. — S. 38.

Voltaire, OEuvres complètes Paris (Garnier) 1877; col. 3: Alzire; 21. Romans, (U). — S. 21.

Voß, J. H., Gedichte, Königsberg 1801/2; Bd. I und IV. — S. 47.

Voß, Jul. v., Der sterbende Mönch in Peru, eine Geschichte aus dem südamerikanischen Revolutions-Kriege, Berlin 1818, (Univ. Bibl. Königsberg). — S. 59.

Wagner, H. L., Die Kindermörderin, ein Trauerspiel, Dtsch. Lit. Denkm. XIII, Heilbronn 1883. — S. 42.

Wassermann, Jakob, Die Masken Erwin Reiners, Rom., Berlin 1910; Das Gold von Caxamalca, Berlin 1923, (X). — S. 101

Weiße, Chr. Fel., Lustspiele, Carlsruhe 1778; III, 159, Die Freundschaft auf der Probe, Lstsp. i. 5 A., (1767). — S. 18

Wekhrlin, W. L., Leben und Auswahl aus seinen Schriften, v. F. W. Ebeling, Berlin 1869, (U). — S. 35.

Böhm, G., L. Wekhrlin, München 1893ff (U). —

Walz, J. A., Three Swabian Journalists and The American Revolution; Am. Germ. IV (1902) 95, (U). —

(Weppen, J. A.), Der Hessische Offizier in Amerika, Lsp. i 3 A., Göttingen 1783, (U). — S. 47.

(Weppen, J. A.), Gedichte, Carlsruhe 1783, (S). — S. 31.

Werfel, Frz., Bocksgesang i. 5. A., München 1921, (L). — 106.

Wernicke, Chr., Epigramme, hersg. v. R. Pechel, Berlin 1909; p. 153.— S. 16.

Whitman, W. Leaves of Grass, London 1911, (E). — S. 94.

Wieland, Chr. M., Werke, Berlin (Hempel) o. J.; Bd. 31. — S. 82.

Wietling, J. Fr., Der Wilde in Frankreich, Schsp. i. 4 A., Laibach 1736, (P). — S. 22.

Willkomm, E. A., Die Europamüden, mod. Lebensbild, Leipzig 1838, 2 Thle., (U). — S. 55.

Wolff, L., Die Prinzessin Suwarin, Rom., Berlin 1922, (L). -- 100.

Zachariae, F. W., Cortes, Bd. 1 (einziger), Braunschweig 1766, (U). — S. 19.

Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, siehe: Freiheit Amerikas.

Zinzendorf, Nik. z. Graf v., Gedichte, Stuttgart 1845, (U). — S. 31.

Zobeltitz, F. v., Kuriose Geschichte, Rom., Berlin 1920. (X). — S. 99.

Zschokke, H., Novellen und Dichtungen, 10. Ausg., Aarau 1865; VI, 147; VII, 234; VIII, 63; XI, 293; XII, 1; XVII, 320. -- S. 52.

GERMAN-AMERICAN POLITICAL THOUGHT.*)

By JULIUS GOEBEL.

On the occasion of the centennial celebration of the German Society of New York forty years ago, at the time when the German Empire, under Bismarck's leadership, stood at the zenith of its power and influence, and the memory of what German-Americans during the Civil War had done to preserve the Union was still alive in the American mind, President Andrew D. White, the distinguished historian and diplomat, delivered the memorial address on "Some Practical Influences of German Thought upon the United States". He laid particular stress upon the deep and wholesome effect of German thought upon the basis of American politics, upon American political methods, and upon the idea of liberty and unity, conjuring his German-American audience by all their memories of the old world and by all their hopes of the new, to stand by the ideals they had infused into the life of the nation. Especially he called on them never to allow the educational system of our country, the bulwark of freedom, to be undermined. Reminding them as a student of history, "that an uninstructed, unthinking democracy was sure to become a crushing tyranny, that unenlightened devotion to republican principles was sure to be supplanted by slavery to demagogues, that instead of healthful evolution in obedience to the best thoughts of the nation there would come spasms of diseased action and reaction in obedience to schemers and dreamers."

Little did President White then anticipate that he was speaking as a prophet, that his convictions, the product of serious historical studies, if uttered thirty years later, when

*) Address delivered before the Germanistic Society of Cincinnati, December 15th, 1923.

our "unthinking democracy had become a crushing tyranny," would have made him guilty of high treason, and that one of the demagogues whose coming he so greatly abhorred, would be permitted to call the German-Americans in an open meeting of the Senate the Pariahs—the outcasts of the nation.

Fortunately, the time has passed when insults such as this by ignorant and unscrupulous politicians are possible, and I have no intention of opening the old wounds. To prevent their recurrence, however, there is no better remedy against the "spasms of diseased action and reaction in obedience to schemers and dreamers" than the study of the historical contributions which German-Americans as a distinct ethnic group of the nation made to American civilization. I therefore hailed your invitation to speak on German-American political thought not only as a welcome manifestation of your interest in German-American history, but also as a welcome token of our revived consciousness as an ethnic unit.

For no abuse born of ignorance, no falsification of our historical text books, and no malicious propaganda, whether British or French, can ever succeed in obliterating the historical fact that we are part and parcel of this nation. From the time, when, during the latter part of the 17th century, William Penn went to Germany to invite the followers of his religious confession to join him in his colony, when later, at the beginning of the 18th century, agents of the English government, anxious to keep its own population at home, induced many thousands of Germans to emigrate to the American colonies and Parliament, as a special allurement, passed the naturalization act, giving the German colonists equal rights with the British,—since that time German-Americans have considered this country their own. I put especial emphasis upon the circumstances under which the German element entered this country as a constituent part of its population, partly because these circumstances have either been ignored or grossly misrepresented in our current histories, partly because upon them rest its political rights. If, as individuals, we become citizens

of this country, we join at the same time an ethnic group which constitutes an essential part of the population and as such possesses a history extending over three centuries.

That the German settlers from the very beginning took an interest in the political life of the colonies, though they were disinclined to hold public offices and displayed great independence in their political opinions, we are informed by several writers. We have among other documents a highly interesting letter of Benjamin Franklin of the year 1753 in which he complains that the Germans of Pennsylvania were coming in droves to the election, carrying all before them, except in one or two counties. He accuses them of ignorance and prejudice, an accusation not unheard in more recent times. but the reason of his complaint as the letter shows, was the uncertainty of the German votes, which the professional politicians had no means of controlling. Later, when Franklin saw how the same unruly Germans rallied around the cause of American independence, he changed his attitude and testified at his hearing before Parliament to the determined stand of the Germans against the notorious Stamp Act, a stand even more determined than that of the rest of the colonists.

The incident reported by Franklin is significant of the general political attitude of German-Americans, and typical of their strength und their weakness. While they will exercise their rights as citizens at the polls and frequently do this as a unit, they manifest a reprehensible spirit of indifference in participating in the actual control of political affairs. As a consequence, other elements of the population assume political leadership and gradually develop the claim of being the ruling class, while the German-Americans are assigned the role of the governed subjects.

There is no question that this attitude of indifference and passivity which German-Americans have shown in the matter of political leadership, is due in large extent to their lack of previous political training and to the political conditions from

which they came. With the revival of German patriotism during the first decades of the 19th century and the awakening of the spirit of freedom, kindled and fostered by the wars of liberation, and subsequent events, a decided change took place in the German mind, which made itself felt also in the political attitude of the Germans of this country. In fact, it may be said that no other country was affected as deeply as was America by the various national uprisings in Germany during the 19th century; many of the leaders of which sought permanent refuge in this country, where they became powerful and influential representatives and interpreters of German-American political thought.

Before I shall attempt briefly to characterize the life and work of some of the foremost exponents of German-American thought, a few general remarks which will set their endeavors into the proper light, may be in place.

During the dreadful years through which we have recently passed, when every person bearing a German name was considered and frequently treated as an enemy of the country, and as a traitor, when the study of the German language was thrown out of our schools, and we were to be Americanized neck and crop, we heard a great deal said about American ideals, and their classical embodiment: the Declaration of Independence. It is to be regretted that our kind friends who were so eager to convert us, did not know that the very ideals of liberty, equality and the pursuit of happiness, the so-called rights of man, had originally been developed by German philosophers and teachers of natural law, and that the author of the Declaration of Independence, the great Jefferson, as I discovered recently, was guided in the formulation of the glorious Magna Charta of American liberty by his study of the famous work on natural law by the illustrious German philosopher, Christian Wolff.**)

**) See: "Christian Wolff and the Declaration of Independence" by Julius Goebel, *Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois,* Vol. XVIII—XIX, p. 69 ff.

We can readily understand therefore, how the German political refugees who were to play so important a role in the political life of our nation would recognize in the Declaration of Independence the very same principles for which they had been fighting themselves, and that for this reason, they became the interpreters, the guardians, and the defenders of the spirit of the Declaration of Independence and the Constitution during the crisis of our political life in the 19th century.

This is true especially of the two German-Americans of whom I wish to speak first: of Karl Follen and Franz Lieber. Both men had been educated under the influence of the classical period of German literature and philosophy, and had been imbued with the idealism of Schiller, Kant, and Fichte, both men had shared the enthusiasm of the national uprising of 1813, had fought in the battles of the wars of liberation, and after their return were resolved to realize the ideals of German unity and civic liberty for which they had fought, by a complete change of the political system of the fatherland. For this purpose they joined the Burschenschaft movement at the universities, in which the patriotic hopes of the younger generation found their expression. Soon, however, they were to feel the merciless hand of the reactionary forces. Haunted by persecutions and imprisonments, they finally succeeded in fleeing to America where Follen landed in 1824 and Lieber in 1827.

Of the careers of the two men in this country, that of Karl Follen is by far the more dramatic, and at its close truly tragic. It is impossible here to relate in detail how, soon after his arrival, he, the former pupil of Turnvater Jahn, organized and taught the first school of gymnastics in this country, how later, as the first professor of German at Harvard University, he introduced and promoted the study of German literature and how, by his lectures on ethics and philosophy, he exerted the deepest influence on such men as William Ellery Channing, Emerson, and other leaders of American thought. The greatest and most permanent public service, however, he rendered his

adopted country by his heroic esposal of the cause of anti-slavery. It will forever redound to the honor of German-Americans that the first German colonists in America entered the earliest protest against the infamous institution of slavery, and that again it was the German-Americans who struck at the very root of the evil. While in the great slavery conflict which was then in its beginnings the arguments used for and against slavery were more or less of a superficially moral, religious, economical or political nature, Follen, the profound student of Kant and Fichte, went back to the ethical and philosophical principles of the Declaration of Independence and of the Constitution. With incontrovertible arguments and overwhelming moral force he exposed the glaring contrast between the profession of the inalienable rights of liberty, equality, and the pursuit of happiness, and the corrupt system of slavery which kept a whole race in absolute bondage.

It is significant that, although the Declaration of Independence was given a perfunctory reading on every Fourth of July, even at this early date Follen had to plead for its validity and to interpret its true spirit as the real law of the land. This he did in his "Address to the American people" delivered in 1834. Although this address and his subsequent appeals for the cause of freedom made a profound impression upon the whole country, he soon was attacked as a foreigner, who dared to meddle in our domestic affairs and throw firebrands into the nation. Undaunted by these attacks, he met the opposition by two of his most powerful and even now most timely addresses: his address before the Massachusetts legislature on free speech, and his defence of the rights of foreigners in the anti-slavery movement. It was in this last speech that he uttered the proud words: "Though I am not a descendant of the Pilgrim fathers, I am a pilgrim myself".

But the bravery he exhibited as one of the foremost champions of freedom, who aroused the conscience of the nation in a conflict which finally became a life- and death struggle for the preservation of the Union, found poor reward.

Follen was dropped from Harvard University and was obliged to eke out a miserable existence as an itinerant Unitarian preacher until his tragic death on a burning vessel, while on his way from New York to Boston.

There is every reason to cherish the memory of this fearless patriot and champion of American freedom, and it is today especially interesting to listen to his prophetic words on a subject which may perhaps again be made one of the chief issues in the next presidential campaign: the World Court and the League of Nations.

"The establishment of a congress and high court of nations is a sublime conception"; he says, "and we do not see any good reasons for considering it an impracticable scheme. But in order to make it a beneficient institution, the *true* object for which laws are made, and legislatures and courts of judicature are appointed, should not be lost sight of. Laws are just and morally binding, only in as much as they are a declaration of the rights of all. It is for the purpose of securing to each human being the greatest freedom consistent with equality, that laws are made, legislators, judges, and magistrates appointed. All governments derive their just power from the consent of the governed; and this power is delegated to them for no other purpose than to secure the inalienable rights with which the Creator has endowed all men; and whenever they assume any other power, it is one of the inalienable rights and duties of their constituents to take it from them. This is the doctrine of the Declaration of Independence; and to secure these blessings of liberty to themselves and their descendants, the Constitution of the United States was framed by the founders of this Republic. Whatever partial inconsistencies may be imputed to us in our attempts at carrying these principles into effect, still these are the principles which "we the people of these United States" have acknowledged as just in themselves, and to the support of which we stand pledged before the political world.

"But it would be inconsistent with our political principles,

as well as the most obvious facts, were our government to acknowledge an assembly composed entirely of delegates of the monarchs of Europe, as a 'congress and High Court of Nations.' It is unreasonable to expect that in their decisions and regulations they would be guided by any other maxims than those which are maintained by their constituents,—that is, the maxims of the Holy Alliance.

"A Congress and a High Court of Nations must be considered as a truly cosmopolitan and philanthropic institution, if it be founded on a republican constituency. It is fitted to promote the highest interests of humanity, if its members are the responsible delegates and representatives of free communities, which consider all laws, both national and international, as binding upon themselves, only inasmuch as they are intended to make known and secure to every human being the greatest possible liberty consistent with equality; and recognize no power, whether legislative or judicial or executive as rightfully constituted, but inasmuch as it is derived from and responsible to the people. The true way, then, to realize this sublime idea of a central board of international legislation and judicature, is to republicanize the world."

The extraordinary effect which the teachings and the example of Follen had upon the political events of his time can be compared only to the remarkable influence which Franz Lieber exercised upon contemporary political thought in America. In his famous address on the life, character and writings of Lieber, delivered shortly after his death in 1872, Judge Thayer remarked: "America owes a large debt to Lieber. Probably no man instructed so many of our countrymen in the truths of history, the canons of ethics and the principles of political science. Nearly forty years of his life were spent in that service, years crowded also with industry in other departments, and in which he produced those great works which will in future take their place beside the most important which have appeared in the history of jurisprudence."

What secured Lieber his extraordinary influence and success was not his remarkable eloquence, or his profound scholarship, but the moral vigor of his exceptional personality, and his truly German habit of penetrating into the philosophical groundwork of political thought. No less an authority than the great historian Treitschke, has pointed out that Lieber was one of the first in modern times to direct attention to the *ethical* element in the state. Holding that liberty cannot exist without obligations and duties he taught a conception of civil liberty, of civil rights and duties, in short a conception of the state such as had not been known before in this country. Speaking of the ultimate aims he had in mind when he was writing his monumental works on political ethics, on civil liberty or on self government, Lieber says: "If I succeed in disseminating a few salutary principles, in pointing out some dangers, in aiding to give moral vigor to political existence, and, above all, in inspiring some hearts with a true appreciation of the task which we have to perform as citizens, and as members of our race, with a genuine love of liberty and a conscientious desire to maintain it, ... in arousing a few from political apathy, so dangeraus to every society, and in moderating others who forget in their ardor that duties are the necessary concomitants of rights; if, in short, I succeed in impressing some with the sacredness of their political relations .... or in warming some hearts with true patriotism, I shall consider my object fully attained."

The service which Lieber rendered his adopted country becomes all the greater if we remember the moral and political disintegration into which the life of the nation had fallen at the time when he taught. Politics meant then, as it frequently does now, intrigues, trickery, deception, and corruption. Again and again he complains of the spirit of levity in matters of government and laws which beset the nation during the period before the Civil War. "I do not conceal from myself," he says in his Inaugural address at Columbia University, "that to me falls the duty of teaching the science of public affairs at a period of depressed human mind."

No one will study the works of this great German-American whom George Bancroft rightly called "The Defender of Liberty", without becoming a better citizen, a better patriot, and a better man. The message which they contain is as true and timely today, as it was sixty years ago, and it is for this reason that we may turn to our great countryman for counsel and advice in questions which deeply concern us at present.

At a time when the word patriotism is used to cover all kinds of selfish interests, we may well remember what he said of the teacher of political ethics discussing that ennobling virtue: "He will not teach that idolatrous patriotism which inscribes on its banner 'our country, right or wrong', but that heightened public spirit, which loves father and mother, and neighbor and country; which makes us feel deeply for our country's glory and its faults, makes us willing to die and, what is often far more difficult, to live for it, that patriotism which is consistent with St. Paul's command, 'honor all men', and which can say with Montesquieu: "If I knew anything useful to my country but prejudicial to Europe or mankind, I should consider it as a crime". The true citizen abhors that patriotism which is at best bloated provincialism. The patriotism of which we stand as much in need as the ancients is neither an amiable weakness nor an Hellenic pride. It is a positive virtue demanded of every moral man. It is the fervent love of our own country, but not hatred of others, nor blindness to our faults and to the rights or superiorities of our neighbors."

The "Defender of Liberty" and great truth-seeker whose motto was: *Patria cara, carior libertas, carissima veritas,* had no use for cowardly worshipers of so-called "public opinion", and, least of all, for the demagogue, claiming that the voice of the people is the voice of God.

"The doctrine *vox populi, vox dei*", he says, "is essentially unrepublican, as the doctrine that the people may do what they

list under the Constitution, above the Constitution, and against the Constitution, is an open disavowal of disbelief in self-government. The true friend of freedom does not wish to be insulted by the supposition that he believes each human being an erring man, and that nevertheless the united clamor of erring men has a character of divinity about it; nor does he desire to be told that the voice of the people, though legitimately and institutionally proclaimed, and justly demanding the respect and obedience is divine on that account. He knows that the majority may err, and that he has the right and often the duty to use his whole energy to convince them of their error, and lawfully to bring about a different set of laws. The true and staunch republican wants liberty, but no deification either of himself or of others; he wants a firmly built self-government, and noble institutions, but no absolutism of any sort, none to practice on others and none to be practiced on himself. He is too proud for the vox populi, vox dei. He wants no divine right of the people, for he knows very well that it means nothing but the despotic power of insinuating leaders. He wants the real rule of the people, that is, the institutionally organized country which distinguishes it from the mere mob. For a mob is an unorganic multitude, with a general impulse of action. Woe to the country in which political hypocrisy first calls the people all-mighty, then teaches that the voice of the people is divine, then pretends to take a mere clamor for the true voice of the people, and lastly, gets up the desired clamor. The consequences are fearful and invariably unfitting for liberty."

To us who have witnessed the manufacture of public opinion by demagogues on the most colossal scale recorded in history, these words of Lieber seem prophetic in more than one sense.

Still more prophetic and true is what the historian and master of political science has to say on the subject of the League of Nations.

He says: "Yet we err if we suppose that the settlement

of international questions by congresses of ambassadors has not had in some cases most grievous consequences for some nations. It is impossible to bring nations into such close contact as those congresses allow. and yet to separate the international questions strictly from questions which, though domestic, are of general interest. Domestic interference is an almost necessary consequence. Wherever people meet, the most powerful must sway, in politics as in every other sphere and wherever parts of nations or entire nations meet nominally on terms of parity, it is unavoidable that the most powerful must sway the less powerful. Independent national development, therefore, one of the most necessary requisites of a general, diverse, and manifold civilization in law, language, customs, and literature, would be as seriously interfered with by such a proposed congress of nations as it was for a long time in the middle ages by the papal power. All legislation at a distance becomes inconvenient, not unfrequently ruinous, because unadapted to the specific case. A congress on the banks of the Po, or on the Bosphorus, for Asia, Europe and America would make galling decisions for people near the Rocky Mountains. All the inconveniences and hardships of so-called universal monarchies would be felt. Nor can many international questions possibly be settled like mathematical questions. The difference of nations, which nevertheless is necessary, must needs lead to very different wants and views. Something similar takes place in many law cases. Right and wrong are frequently not so strictly divided in complex cases that we can demonstrate it with absolute mathematical certainty. Still I may be answered: They are settled by the courts. They are settled, indeed, but how? Are both parties satisfied? They abide by the decision for two reasons: because public opinion compels them to do so, and because if they would not, there is the executive, the compelling power, without which not a state could exist. The one of these agents would be very weak, and the other would not exist at all, in those decisions of a supposed congress. Moreover, international law is one of the proudest victories of civilization despite what incon-

gruities there may still exist in it as it appears in the best authorities. Yet why is it so? Where does the force lie? Because it has gradually developed itself out of the intercourse in peace and war of civilized nations, and a united feeling of justice or fairness, mutual advantage and honor; but a mere legislation even of the wisest men of all nations, should we suppose them ever to agree, would fall to the ground like any other legislation, if not founded upon existing circumstances and customs. Finally, we Americans should be the last to propose such a congress, because we might be sure that our republican ministers would play a very subordinate part in a congress of ambassadors consisting almost entirely of monarchical deputies, whose principles and views, therefore, would always be prevalent."

My account of the important contributions which German-American thinkers, such as Follen and Lieber made to the store of American political thought would, however, be incomplete if I did not mention at least two more distinguished German-Americans, who influenced and enriched American political thought and life: Karl Heinzen and Karl Schurz. Although antagonists during their life-time, the one a pronounced political radical, the other a conservative, I nevertheless name them together, partly because both were driven to this country by the German political uprising of 1848, partly because both seemed to me typical representatives of German-American participation in the struggle for the preservation of the Union. While Schurz was the recognized leader of his countrymen in this struggle, which, without German-American support, would perhaps not have been won, and while later as United States senator and Secretay of the Interior, he won great distinction as the advocate of important reforms, Karl Heinzen, the fearless critic and political thinker, by his writings and speeches, molded and directed the opinion of thousands of the educated class among his compatriots, Germans as well as Americans. "Prominent men," says Wendell Phillips in his memorial address on Heinzen, "gained much from him, but never acknowledged their obligation. He

espoused the detested slave-cause at a time when to do so meant poverty, desertion of fellow-countrymen, scorn, persecution even."

Heinzen approached the subject of politics not as a scholar and teacher like Lieber, but as a man who had devoted his life to the realization of the ideal of democracy which he had carried with him across the ocean. As a student of history and a critic of extraordinary penetration, he recognized and fearlessly exposed the defects of our political system. Many of the reforms which he proposed and which at the time were either ridiculed or condemned as ultra-radical, have since been carried into effect, mostly by politicians who passed them off as their own. As an example of his advanced political ideas I shall quote in the following a few paragraphs from his remarkable and even now timely essay. "What Is Real Democracy?"

For in view of the fact that only a few years ago our country, together with the king of England, the king of Italy, the Czar of Russia, and other crowned worthies, engaged in a crusade to make the world safe for democracy, it will not be uninteresting to hear what one of the leaders of the so-called "forty-eighters" had to say about our own democracy. A stanch believer in absolute democracy, he defines the latter as "the government of the whole population of a nation, so far as it is not excluded from participation in it for particularly valid causes, such as minority, or lack of reason. Democracy, without equality of rights of the whole people, is a contradiction in terms. The authorization of one part of the population to govern, with exclusion of any one other, is even in its mildest form, aristocracy, ochlocracy (mob rule), but not democracy. So long as the equal rights of women are not acknowledged, true complete democracy is out of the question anywhere; so far only andro-cracy exists all over the world."

Again: "democratic principles are always put into practice through the vote of the majority. This majority, however, can only be justified in its action, if, and so long as it grants to the

minority the same means of action and of expression as are possessed and made use of by itself. Without unlimited freedom of the press, and of public discussion for all, and of everything, it is as impossible to think of democracy as without equal rights before the law and at the polls.

"No citizen is bound to recognize a goverment in whose establishment he was not able to cooperate by freely giving his vote: none is bound to obey laws that were made without his consent. Such government would be a despotism to him, and such laws only dictates of absolute power.

"Democracy is destroyed as soon as it institutes a power which is capable of opposing the will of the people, or of leaving it unexecuted. The will of the people is, and must be, the sole law; and to execute this law, tools, but not rulers are needed. In order to be really able to rule, the will of the people should be manifested as directly as possible, both in making and executing the laws. Their will must not be suspended in order to delegate its power to officials, or its sovereinty to representatives."

Comparing the principles of what Heinzen considers true democracy with the exact state of affairs he finds that the constitution as it stands presents a series of compromises: First, of unity with individual interests; secondly, of the republic with monarchy; third, of freedom with slavery, fourth, of democracy with aristocracy.

As it is impossible here to follow in detail his critical examination of these various compromises, interesting and instructive though it is, I shall confine myself to a brief summary of what he calls a compromise of the republic with monarchy and what is connected with it.

Contrary to the accepted views concerning the historical origin of the constitution, Heinzen explains it as follows:

"When the Constitution of the United States originated, there was no proper pattern to copy. The nearest patern was

the Constitution of England, under which the United States themselves had grown to power; and against which they would not have rebelled at all had the rights it guaranteed been accorded to them as fully as to the mother country. It is not surprising, therefore, that they made the English constitution the basis of their own. It is well known that several of the prominent statesmen of that time were favorably inclined towards a constitutional monarchy, after the model of the English, and equally noted that it only depended on Washington's will to be made king of North America. Had this man, like the brand of European princes, possessed so little self-respect as to consider it compatible with his dignity as a man and human being to be degraded to an oppressor of of his fellow-citizens by having a crown put on his head, this country would now have His Majesty, Washington the Tenth to worship instead of his excellency, Ulysses the First. Possibly the progress made ahead of England might then have consisted only in the introduction of a representative handshake on particular occasions, for instance, at the opening of the Parliament, that would of course, have had its House of Lords, or Planters, and its House of Commons, or Buisnesss Men. But since kingship failed, because of Washington's honorableness, and the radical spirit of a Paine, a Jefferson, and others, had taken care to spread democratic ideas, an expedient was discovered in the establishment of a kind of constitutional monarchy, with the name of a republic, in which the hereditary monarch was supplied by an elected president; the upper house by the Senate, and the lower house by the House of Representatives."

In the light of events that happened during the late war, it is especially interesting to hear what Heinzen has to say of the powers granted to the President.

"Already at his election it becomes apparent that the President or "King in a dress-coat" occupies an exceptional position, by his being elected not by the people directly, but by electors, not bound to the will of the people.

"After his election he holds command not only of the army and navy, but also of all the militia in the country in case it is called out. He has not the right to declare war, but if he desires it, he can easily bring it on with any foreign power, through his Secretary of State, or, as Mr. Buchanan showed us, [and we may add, Mr. Woodrow Wilson], encouraged and passively prepared for it, in the country.

"By the royal right of pardon, his favor is placed above law and justice. Dispensation from punishment should proceed only from the same power that dictated the penalty, that is, from the law-giver, the people.

"In concluding treaties with foreign powers, he is dependent on the consent of the Senate; but as it has been shown, it is not difficult for him, to force treaties secretly prepared upon the Senate as well as the House of Representatives in such a manner that they cannot be rejected any more without compromising the government.

"He nominates the justices of the Supreme Court. He then, who is the first to have the temptation offered, the power given him, to violate the constitution, may make his creatures members of that court, whose office it is to decide upon violations of the constitution. Nay, more, he nominates in the Judge of the Supreme Court, the President of that tribunal which, in case of impeachment, is to judge himself. A right of this kind where the possible criminal nominates his own judges in advance, is an anomaly that borders on monstrosity.

"He is to execute the laws of Congress: he himself, however, is endowed with a power, first to make them laws. Without his signature, the laws of Congress are only propositions; and if he refuses his signature, two-thirds of the legislative body of several hundred members, are required to vote down the veto of a single man."

That an individual invested with such extraordinary powers, to which in recent years must be added the assumption



of a sort of divine and infallible wisdom and knowledge, should be tempted to abuse these powers is self-evident.

"When the presidency", says Heinzen, "was first established, it was regarded as a means of executing the will of the people and of protecting the common interests. In this spirit the first occupants of the office carried on the administration. Gradually, however, it came to be regarded more and more as a means of satisfying the leaders of the party that secured the victory for them the advantages at the disposal of the President. The whole power and the immense patronage of the victor were now employed as means to secure his position for the next term also, or, at best, to maintain his party in possession of the booty. Thus the chief activity of the politicians, which should be devoted to the public weal, consists from year to year in the pursuit of, and the struggle for, personal advantages, whose inexhaustible store house is the White House. To the White House everything is drawn, from the White House everything proceeds, and even the Capitol is occasionally changed from a hall for the discussion of the interests of the people into a headquarters of the struggle for the White House."

There is but one remedy for these evils according to Heinzen, and that is a change of the Constitution after the model of the Constitution of the Swiss Republic. According to this Constitution the executive power consists in a confederate council, which, like the confederate court, is elected for three years by the confederate assembly from all the eligible citizens of the country. The members of this council elect their own president every year. The same person cannot be president for two years in succession. The council has no veto and no right to grant either amnesty or pardon, which power is reserved to the legislative body. In case public safety demands the enrollment of troops, the council is obliged to convene the confederate assembly so soon as the number of troops to be enrolled exceeds 2,000 men, or the enrollment lasts over three weeks."

I regret that time does not permit to discuss in detail Heinzen's criticisms and proposals, a number of which, like the election of senators by direct ballot, have already been adopted. But whatever we may think of their merits and their expediency, certain it is that Heinzen, had he published his views during the recent war, would in all probability have been deported. The mere thought of such a probability should make us ponder seriously.

There exists today a general and wide-spread feeling in our midst that, in spite of all vociferous professions of democracy, we have fallen away from the ideals of liberty, and self-government which inspired the founders of the republic. Instinctively we ask ourselves, is the country in which the highest executive officer arrogated to himself unheard-of powers during the recent war, is the country in which inalienable rights such as free speech, and free press have been denied the citizens and in which the fundamental principles of self-government have been violated—in this the same country which our forefathers hailed as the haven of freedom, and which inspired the dreams of our own youthful days? To be sure, times and conditions have changed and with them, the problems which confront the nation. Do these changes involve, however, an abandonment of the fundamental principles upon which our republic rests?

What characterizes the life and work of the political thinkers whom I have just discussed, is in the last analysis their unselfish and fervent devotion to these very principles which, to elucidate and to replant in the hearts of their contemporaries, who had lost sight of them, they felt their sacred patriotic duty. As spokesmen of their German-American compatriots, of whom Karl Schurz has said, that "they always were an especially strong support of high ideals, and an especially strong resistance to the dangerous political illusions of the times," their message will guide us also in our resistance to the dangerous national delusions of the present time.

In the explanatory notes to one of his most remarkable poems, comprising the profound wisdom of his life, Goethe tells us that in spite of all outside influences the German will be recognisable in America by the essential features of his character and individuality for centuries to come. I am more than convinced that foremost among these perpetual characteristics there will always be found the German love of freedom as well as the German opposition to every attempt at the debasement of this ideal.

LESSONS OF A CENTURY.

(For the 4th of July 1876)

By KARL HEINZEN.

INTRODUCTION REMARKS.

The present paper was published, as its title shows, as a contribution to the centennial celebration of the Declaration of Independence in 1876. Its immediate effect outside of the author's friends and adherents, seems to have been small, but some of the reforms it advocates, such as the election of senators by direct ballot and the suffrage of women, have since been carried out, as is pointed out in the preceding article on 'German-American Political Thought.' Other ideas of the author have recently been revived by the progressive movement, and it is not impossible that they will receive renewed consideration should the popular demand for thorough-going political reforms become more and more imperative.

There is no doubt in my mind that Heinzen considered this treatise, the German original of which appeared under the title, "Was ist wahre Demokratie?" Boston, 1871, and again in volume 3 of his "Teutscher Radikalismus in Amerika", 1875, his political legacy. Coming from one of the foremost representatives of the immigration of 1848, a thinker of ertraordinary acumen and penetration, and a character of singular uprightness, force and courage, it seems timely that on the occasion of the approaching sesqui-centennial of the Declaration of Independence this document, which has become extremely rare, be made accessible again.

What characterizes Heinzen's conception of the democratic state laid down in this treatise, is his firm adherence to the theories of the law of nature, and his implicit confidence in the supremacy of abstract

reason. Heinzen's mode of thinking is that of the extreme rationalism of the 18th century. Hence his disregard for the historic point of view, his admiration for the French Revolution, and the critical trend of his mind which knows of no compromise. His criticism, however, is not of a destructive nature, but is called forth by his ardent desire to realize the ideals of truth, justice, and freedom for all mankind, to which he had dedicated his life.

Being convinced that these ideals could be realized only in a genuine democracy, his life-long endeavor was to promote the establishment of an ideal democratic state, such as had hovered before his mind since his early youth. It is from this point of view that his criticism of the constitution of this country must be considered. And it is highly significant that the intellectual leader of the so-called Forty-eighters, that the martyr of the democratic idea for which he had suffered untold privations and persecutions, both in Germany and, during the anti-slavery struggle, in this country, should not have found his ideat realized in the political institutions of the land of his adoption. Far from the belief that the constitution is an instrument divinely revealed, sacrosanct and exempt from criticism, he held that only by creative criticism a healthy evolution of our national life could be assured, and inevitable corruption and catastrophe avoided. He saw the perils of a presidential dictatorship, no less clearly than the defects of the representative system, and the dangers concealed in the rise of plutocracy—evils against all of which he wished to guard. Whether he hoped that the remedy which he proposes in his "Sketch of a New Constitution" would ever be applied, it is difficult to say. He knows only too well "that even the best of constitutions is not alone able to attain the real government of the people, that the last quesiton always remains what use the people will put to it. If the mass of the people be indolent, unprincipled politicians will make use of even the best of constitutions for the disadvantage of the people; if the people be bigoted and ignorant, its incapacity of judging will expose it to being mislead and abused; if it be financially dependent on a wealthy minority, the complete assertion of its rights will be doubly difficult."

But whether the political reforms which Heinzen advocated at the close of the crisis through which the nation had passed during the Civil War, and in the midst of the corruption of the Grant administration, will ever be carried out or not, his treatise on the spirit of true democracy will remain a monument to his patriotism and his broad

hearted humanity.*) With good reason the speaker at the Heinzen memorial exercises at Boston could therefore, say of him:

"When man comes to his own; when each child born into the world finds all the avenues of truth open to his exploring mind; when art gladdens every eye with its cheering ray; when right and justice between man and man are the only gods; when the state in its devotion to happiness of all, is but the outward expression of the best instincts of humanity; when the highest honor is to be a man;—then. but not before, will we learm the full life and lesson of Karl Heinzen."

J. G.

---

*) See the article "Karl Heinzen, Reformer, Poet and Literary Critic" in Vol. 15 of the *Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois* which contains a biographical sketch of Heinzen, a discussion of his Philosophical and Critical Views and a list of his publications.

LESSONS OF A CENTURY.

PREFACE.

The present year is being celebrated by the American people as the hundreth anniversary of the day on which their forefathers declared themselves independent of their monarchical mother country in order to establish a republic.

But, though they succeeded in establishing their independence as a state and a nation, did they also secure their independence of mind and of thought?

The constitution they gave to their republic is, in its principal features, an imitation of England's monarchical one; and they preserved it until this day without any alterations, except those which were forced upon them by the most fearful events, early predicted by intelligent observers. And yet they were admonished long ago, by unmistakable facts, further to amend it, and thus to prevent the occurrence of other disastrous events — the natural product of the institutions founded upon this constitution — which would endanger the existence of this republic not less than did the slaveholders' rebellion.

But in this the American people continue to prove their intellectual dependence upon their English cousins, who, in their national conceit, adhere with conservative obstinacy, and without any critical discrimination, to institutions that are as antagonistic to the principles of reason as they contend against the true interests of the majority of the people. If the American people desire to emancipate themselves from such English influence as successfully as they threw off the yoke of England's political rule, they must learn to apply to the criticism

of prevailing customs, not the standard of authorities, but of principles; thoughtfully to calculate in advance the effects of existing institutions, without self-conceit and self-stultification: and to anticipate their evil consequences, instead of delaying the necessary emendation of their constitution until it is forced upon them by further bitter experiences, when, after all, it may prove too late for the final salvation of the republic.

Nothing that is incorrect in principle can ever be productive of beneficial results; and no custom, nor any authority, is able to alter or overrule this inviolate law of development.

An unbiased retrospect into the past history of this nation will convince the American people that all the obstacles which have impeded their political progress, as well as their moral and material advancement, from the monstrous dominion of slavery down to the present epidemic of political corruption, are directly or indirectly traceable to the Federal Constitution as their source of support. Truly, this ought to induce them thoroughly to examine it, and the institutions founded upon it, in order to prevent, in time, the evil consequences of their continuances by appropriate amendments.

The subsequent pages contain a brief criticism of the Federal Consiitution, inspired by a sincere love of the republic, and propositions for some amendments based upon truly democratic principles. May they be carefully examined, and, if found worthy of approval, meet with an unprejudiced and manly support for their adoption! There is danger in delay. Any one who is able to forecast the development of future events from existing germs and beginnings, cannot but look forward with deep anxiety for the fate of this republic; for he cannot close his eyes against the conviction that it will have no opportunity for celebrating another centennial of its existence, unless its constitution be subjected before long to a thorough and comprehensive emendation.

WHAT IS REAL DEMOCRACY?

Agencies of Development in the State.

A term only belonging, in fact, to the realm of natural history, and the world of elements, has become current among historians and politicians, although by them analogously applied,—we mean the expression "organic development". It is often made use of by those teachers of statesmanship who have need of some palliating or imposing phrase by which to defend or support that which exists, particularly that among existing things "which deserves to be destroyed." But even liberal politicians still seriously engage in discussion of the question whether States, like plants, develop "organically", that is to say, by means of an unconscious, limited growth, determined by the first germ, or whether, in their origin and development, they are and should be the mutual work of the thinking and directing mind of man: in other words, the question would be —Is man an unconscious production of nature, like the plant? or is he a self-conscious, self-determining, thinking being? If he is the latter, no one who agrees to this will care to take upon himself the responsibility of the doctrine that an association of those self-conscious, self-determining, thinking beings, in regulating their affairs, are obliged to give up or do away with that which is the greatest advantage of the single individual; that if common sense and his own interests bid the single individual undo a step in the wrong direction, turn back upon the false path, rectify a committed mistake, an organized union of single individuals might follow common sense and preserve their interest by doing just the reverse of all this: and yet the teachings of the organic development of States is nothing but this nonsensical doctrine in an other garb. It is

a coarse mysticism, yet involved in the supersitions of former times, which, however, suits equally well both that indolent thoughtlessness which does not take the trouble to arrive at any clearness in regard to the questions naturally arising in an organized society, and that pseudo-democratic prudence which fancies that all political problems may be solved by a shiftless laissez aller, as well as that reactionary spirit of calculation which attempts to keep the influence of thinking minds at a distance from political development, so that every "historical" wrong may grow on unchecked. Again, this mysticism is closely allied to that pernicious, bigoted belief that ascribes all evil issues and events brought about by the folly of men, as well as every fortunate turn their heedlessness has not deserved, to some superhuman power or dispensation, so that one does not tend to increase their prudence, nor the other to stimulate their energies. Have they caused a misfortune, by some action or non-action, then they save themselves from a recogntion of their guilt by pointing to the will of providence. Have they escaped some danger, with 'more luck than sense,' to which their carelessness had exposed them, then they avoid reflecting upon the conditions of their future safety by rendering thanks to a merciful Supreme Being.

If ten intelligent men, having a common purpose, should constitute themselves a society, it would not enter their minds to rely, for attaining their object, upon 'organic development', which they can not survey, nor yet hold in their own hands; but after examining, and agreeing upon the conditions of their union, they will expect success only from a correct choice of the needful ways and means,—in short, from their own intelligence and activity. Should they come to the conclusion that they have made a mistake, or started from a false principle, they will correct their own work. It is exactly the same with an intelligent State, except that here the interests are multiplied, and the greater number of members, as well as the extension of space, make a rapid survey and communication difficult and complicated. But this complication, instead of justifying a thought- and action-less falling back upon the

mysticism of 'organic development', makes rather the imperative demand upon us to so act upon the universal understanding that the nature and aim of society will become clear to all, and to simplify the mechanism of the State as much as possible.

Of course, the more primitively a State is constituted the more forcibly will its condition and development recall organic, natural formations; but a purely organic, political development, effected only by a blind pressure forward, or a state of unconscious, uncontrollable growth, existing in present elements and circumstances, was never known. Every State, even the most uncivilized of the remotest past, was an artificial production which, at least in its chief, claimed for itself all the intellectual powers existing at the time. So many of its elements as excluded themselves from taking an intelligent part in public proceedings were but material made use of by the other elements; its further development, however, only consisted, and could only consist, in the increase of those elements who took such active, intelligent part. If we picture to ourselves a political association numbering thirty or fifty millions of clear-minded, intelligent people who all recognize and claim their just part in the community on the basis of perfect equality, we shall find that not an inch of room is left for a mysterious 'organic development'; and all manifestations, all actions, all reforms, every step of progress made in the State, will be the pre-calculated result of the intelligent action of these thirty or fifty millions.

While we thus banish all mystical views that would make political activity and development dependent upon mysterious laws or powers that may not be controlled by the members of the State, we are far from losing sight of the outer conditions of development, from considering the necessary effects of natural causes as disposed of, and of excluding from our calculations the obstacles brought about by given circumstances, far, in short, from imagining that we may govern by the speculative mind alone, every element and actual fact that

exerts an influence on society, or perhaps even do away with, by ignoring it. To make our calculations according to existing circumstances is a requirement that we need not particularly recall to even the most ordinary mind. What we must recall, however, is the requirement that circumstances must be acted upon with *intelligence.* Wherever these two contradict each other, we must simply put the question whether circumstances or intelligence shall give way. Whoever decides against the latter has 'organic development' with him, and must suffer the consequences. Kingship, aristocracy, slavery, are historical institutions whose advocates attempt to perpetuate them as the basis of 'organic development'. Whosoever does not oppose this pretention with he preemptory demand made by reason, that those institutions must be completely abolished, will wait in vain to see the republic, equality, liberty, developed from their 'evolution'. A sensible politician will just as little expect freedom when the conditions that naturally lead to it do not exist as demand equal performances of unequal abilities, or hope to make new circumstances without the necessary preparations. Ask the present Chinese, for instance, to proclaim a republic, of which they have so far not the slightest idea or conception. The question is to follow up recognized and indisputable aims, in the direction of which development according to *reason,* not according to given circumstances, goes on, in spite of all obstacles and under all conditions; not to sacrifice the general principles of reason to any regard for particular circumstances, or because of the difficulty of their immediate execution; and not to expect progress of any mysterious agencies, but to call to mind upon every occasion this truth. The attainment of any progessive aims solely depends, and must depend, on the intelligence and will of the members of the State. Is it impossible for the Chinese to be republicans just yet, then must the republicans not turn Chinese on their account, but wait until the sons of the Celestial Empire may some time establish a republic too, and labor to that effect. Of the spirit of serfdom they will be cured by no organic development, but only by the gradual rise and progress of republican views and con-

victions, whether these be brought into active play by the extreme consequences of present circumstances or by a train of abstract reasoning.

Where some perceive 'organic development' others would see the 'logic of events', which is wont to accompany the former. Both terms point to similar conditions, that is, such in which human beings are surprised and pushed forward by effects whose causes they either created or suffered to exist, through obstinacy or want of foresight. That there is logic in events is as much as to say, in these cases, that those who brought them had none. He who holds fast to the logic of correct principles is saved from the logic of events, which, to give it another name, is nothing but the ill experience caused by unlogical action. It is only possible to foresee consequences through the recognition of principles whose embodiment or realization constitutes actual development. History shows that nations as well as their rulers were scourged and punished and compelled to change their action by the logic of events, because they did not permit themselves to be taught, guided, and warned by the logic of principles. Wherever they progressed, they did so because they were obliged to, not because such was their intention; they abandoned the old because it had grown to be untenable and insupportable, not because they had in advance recognized or aimed at the new. Even slavery was not abolished in the Republic of North America because the nation had recognized its wrong in principle, and calculated its destructive consequences in advance, but because these unlooked-for consequences swelled into a fearful evil that threatened to overwhelm the country. The logic of events forced the people at last to acknowledge their want of logic in principle by at least annihilating its consequences. As professor of the logic of events, Jefferson Davis had to teach them what they had not learned of the former Jefferson, the teacher of the logic of justice. This lesson, however, paid for at so dear a cost, which recent events have taught them, will be entirely lost upon them in other questions if they have not through it arrived at the conclusion that principles altogether

must constitute the line of conduct in the development of the State, of the *whole* State, and that the 'organic development' of conditions and institutions that exist in contradiction to correct principles is nothing but a growth of destruction.

The great question arises whether the nations, after reaping for thousands of years only misfortune and misery from the 'organic development' of existing circumstances and perverse institutions, and after having been shown the consequences of their want of foresight and timely resolution by the logic of events, will not arrive at length at such a standpoint of intelligence and energy as will enable them to so form their own destinies with clear self-determination, according to the immutable laws of right and reason, so organize their relations to each other, so secure their reforms, and thereby balance their interests, that they may in future be spared from oppression as well as plunder, wars as well as revolutions, in short, from all former calamities and convulsions. Not organic development but developed organization is the means to this end. As in physics, thus in politics prevention should make the cure unnecessary. Of course, it is only possible for the people to possess the capacities for this under a democratic form of government, where free expression, according to generally accepted rules, is secured to all desires and interests; and since we are to analyze the question what constitutes true democracy, our first task was to clear the ground on which it is to be built up from all the obscuring fogs of mystical views and beliefs. A people possessing a democratic organization, may attain everything it requires; and for every thing it lacks, a people possessing a democratic organization is itself responsible.

Chief Conditions of True Democracy.

Perhaps the word 'democracy' suffers even more abuse than the word 'freedom'. What were the southern slaveholders fighting for in the war of the rebellion? Every third word with them was their 'liberty',—that was to say, the liberty

to make slaves of other human beings. Every European despot does battle for the 'liberty of his people' when he leads them on to be slaughtered in his struggle with some foreign despot, his competitor in the business of oppression. L. Napoleon, a chief representative of this liberty, was at the same time democratic through and through. Sword in hand, he drove the people to the polls, so as to put an end to all democracy by his 'democratic' election to the imperial throne. In a similar manner, he attempted to make Mexico happy by one of his colleagues, who he said was 'democratically chosen'. In Prussia, whose king, as emperor of Germany, also discovered Napoleonic 'liberty,' all are with characteristic modesty called 'democratic' who do not actually swear by the absolute rulership of 'by the grace of God.' The English, with their inviolable queen, whose whole task seems to consist in furnishing as large a number of descendants as possible, on which the property of her subjects may be squandered, with their privileged aristocrcy, that owns almost all the soil in the country, and their six millions of paupers who have no right to vote, consider themselves the first democrats in the world. They are only excelled by the 'democrats' of this country, who discovered the spirit of true democracy to consist in the unchecked trade in human flesh, and in the right of parts of the State to commit with impunty crimes against the whole of the State, in the name of Slavery.

In view of such a misuse of language, and such a falsification of conception, it is necessary in a few words to explain true democracy, and define its conditions.

By the people, unless it permits itself to be degraded by some despot to an irresponsible herd of subjects, we understand not some select or separate part of the body politic, but the *whole* population dwelling upon the soil of the State. The people and the nation in this sense are one. The government of the people (democracy) then means the government of the whole population, or nation (so far as it is not excluded from participation in it for particularly valid causes, such as

minority or loss of reason). Democracy without an equality of rights of the *whole people* is a contradiction in terms. The authorization of one part of the population to govern, with the exclusion of any one other, is even in its mildest form aristocracy, or ochlocracy, but not democracy. And if a so-called democratic body of one hundred millions exclude only the smallest fraction of its number, say on hundred individuals, from the right to vote, it will consist of one hundred millions less one hundred *aristocrats.* So long, however, as the equal rights of women are not acknowledged, true complete democracy is out of the question anywhere; so far only androcracy exists all over the world.

So soon as the participation of the whole people is necessary for the realization of democracy, it also requires a common center, where the universal will may manifest itself, and be put into action. A scattering of this manifestation and putting into action necessarily destroys the unity of the people and changes democracy into anarchy. A sovereignty of States or provinces or communities would be the absolute dissolution of the State.

Democratic principles are always put into practice through the votes of the majority. This majority, however, can only be justified in its action if, and so long as, it grants to the minority the same means of action and of expression as are possessed and made use of by itself. Without unlimited freedom of the press, and of public discussion for all, and of everything, it is as impossible to think of democracy as without equal rights before the law and at the polls.

No citizen is bound to recognize a government in whose establishment he was not able to cooperate by freely giving his vote; none is bound to obey laws that were made without his consent. Such a government would be a despotism to him, and such laws only dictates of absolute power.

Democracy is destroyed so soon as it institutes a power which is capable of opposing the will of the people, or of

leaving it unexecuted. The will of the people is, and must be, the sole law; and to execute the law, tools, but not rulers, are needed. In order to be really able to rule, the will of the people should be manifested as directly as possible both in making and in executing the laws. Their will must not be suspended in order to delegate its power to officials, or its sovereignty to representatives. As it is always in their pleasure to undo again acts they have concluded, so must they always be able to dispose of the agents entrusted with the execution of those acts. These agents must not only be accountable to, but also ever dependent on the people. As there should not exist in the State any institutions or any law, any power or any court, which is not an expression or a tool of the will of the people, so should there be none either that might hamper it or exclude themselves from its jurisdiction.

These, then, are in brief the chief conditions of a real or direct democacry, without which there can be no true freedom, no lasting security, no universal progress. In the course of our examination, we shall see in how far the constitution of the United States, that has heretofore always been regarded as an ideal of democratic institutions, fulfils these conditions.

Comprise and Principle.

We have just made the demand that not the unchecked natural growth of that which exists, or that which has accidentally originated,—this being called organic development, —but the leading principle of reason should shape and guide the movements of the body politic. Of course we do not by this make the assertion that this leading principle existed, and could exist, from the beginning. It is not necessary to teach anyone any more that States did not at first spring into being as the embodiment of pre-developed theories, but through the cooperation and putting to use of existing, actual circumstances, often enough brought about by mere accident. Theories, only developed from experiences supplied by this co-

operation of circumstances, and reforms at first were nothing but the result of unforeseen evils. In this manner, however, some insight was gradually gained, and the attempt made to subordinate given circumstances to the theories that had been developed from experience, and to remodel the body politic according to these. Sparta made such an experiment through Lycurgus, Athens through Solon and every people that after a revolution adopted a new constitution, did the same. The success of such remodeling, however, always depends on two conditions—first, on the etsablishment of correct principles for the future, and, secondly, on the annihilation of the destructive elements of the past. Yet, it is exactly the neglect of these conditions which generally defeats these attempts at reformation. Even when correct principles for the future have been found either insight or determination or power is wanting to sufficiently do away with the destructive remnants of the circumstances that have been triumphed over for the present. They are generally again assimilated with the process of development, either by silent connivance or by a compromise, where confidence in the effect of the victory won, and the progress of time, serves as the deceptive mediator; and the consequence is wont to be that these elements, by the aid of old connections, means, and experiences, gradually regain their former power, and then again necessitate a new and still more thorough reformation. Every compromise, then, that does not *at least completely secure the gradual* supplanting of the old by the new is nothing but the apparent cancellation of an old debt by the contraction of a new, or the eradication of one disease by the inoculation of an other.

The danger attending the conclusion of a compromise is all the greater the more we are deceived in its nature. Whoever adopts something that, at certain times and under certain circumstances, may have served as an expedient to escape certain embarrassments as a cure on this account, at all times and under all circumstances, and as a preventive of all embarrassments, condemns himself to an everlasting struggle

with evils that he considers benefits; and, by mistaking their nature, cuts off all means of having them removed.

Whoever may desire to have a striking proof of the truth of these remarks, let him look back on the struggles that have grown out of the constitution of the United States, while the people were continually praising this same constitution as the panacea for all evils, and desired to preserve it unchanged.

The constitution of the United States is the result of a four-fold compromise:—

Firstly, of unity with individual interests,—of national sovereignty with the so-called sovereignty of States.

Secondly, of the republic with monarchy.

Thirdly, of freedom with slavery.

Fourthly, of democracy with aristocracy.

It is founded, therefore, on the four-fold combination of *principles perfectly incompatible, and eternally excluding each other*,—founded for the purpose of equally preserving these principles in spite of their incompatibility, and of carrying out their practical results,—in other words, for the purpose of making an impossible thing possible.

This combination, and the contradiction of principles which it covers, was only partially recognized when the constitution was first drawn up; and most people do not recognize it yet. The constitution had momentarily served the purpose of uniting under difficult circumstances contradictory elements to one apparently harmonious whole; moreover, it certainly possessed indisputable advantages that favorably distinguished it from other constitutions; and this was sufficient for its admirers to set it up as an unsurpassable, inviolable model for all times. Even all these advantages for development, which the United States owed only to the natural qualifications and isolated position of their country, were ascribed to the influence of a constitution which in some other country, more

exposed to the influence of heterogeneous surroundings, might not have remained unchanged ten years. But these deceptions not only did not check the antagonism of incompatible elements, secured by the constitution, and apparent in all the history of the United States, but they made it even more destructive since its causes were not clearly perceived, and, therefore, the means to end it not adopted.

Only in regard to *one* contradition clearness has been gained. The rebellion of the slaveholders has opened the eyes of even the most devoted admirers of the constitution to the fact that freedom and slavery can not exist together, even in the name of the great founders of the republic and that of the much-praised union. A distinguished American statesman strikingly characterized this constitutional copulation by the remark that "the war of the rebellion was waged in order to expound the constitution." A most costly constitution which requires such expounding! Those who, but a short time back, desired to preserve this cherished constitution unchanged at every price, now congratulate themselves, that an amendment has delivered them from the unpleasant task of serving both as an authority for as well as a protection to two principles eternally at war with each other to the death. Since a beginning has been made, however, with this one amendment, and its most necessary supplements, propositions for a dozen other amendments have already followed in its train,—all called forth by that one evil, slavery, now abolished at least in name and principle.

Should not this be an inducement to even the most contented admirers of things as they are to reflect on the other hostile principles as contradictions which men still attempt to keep united by the paragraphs and the authority of the constitution, whose union, however, must and will prove in its practical consequences as impossible to preserve, and in part as pernicious, as that of freedom with slavery? Are we to wait till here, too, we are taught better by experiences that must be paid for by incalculable sacrifices? Is the constitution

to retain its other defects, too, till it is 'expounded' by civil war? or shall we conclude to listen to reason while it is yet time? permit the critical analysis of an age that has since made a great step forward to take the place of the blind worship of institutions of former times, and learn to trust in immutable principles more than in untenable compromises?

It seems to us the time is not far distant when the people of the United States should prepare for a national convention, there to remodel their constitution in the spirit of true democracy. A short critical review may help to point the way.

Origin of the Union.

In general, compromises have been the practical means of reformation and transposition in political developments. Of the United States, however, it might be said that they came into the world with a compromise, and through a compromise. Their original members were still less prepared for a union than for a republic. The different English colonies, having sprung into being through associations for settlements, and grants of land to single founders, had so little in common that they were not even permitted to cary on trade with each other. Outer circumstances first forced them to unite,—the same power, moreover, which had separated them. Only the arbitrary act of taxation without representation, that pressed equally on all, the Stamp Act, the duty on imports, and similar annoyances, roused a spirit of unity and a desire for association. But even upon this desire no action was taken till it rose into a positive, exacting necessity; so that in the beginning only seven of the colonies came to the joint conclusion of declaring themselves independent; the other six entered the union at a later period; and only the war against England induced them in 1776 to establish a confederacy. But even in this conferedacy there was so little true patriotism and public spirit to be found that without a French loan and the aid of Generals Rochambeau and Lafayette, who made it possible for

Washington to win the decisive victories of New York and Yorktown, the whole movement would probably have failed. It is questionable, too, whether without France, which in 1783 concluded the peace of Versailles with England, and therein stipulated the independence of North America, that independence would have been preserved and maintained.

After the conclusion of peace, however, the evils of a loose connection, brought about only by outward dangers, became more than ever apparent. There was only the choice between a closer union or new isolation of the single States; universal dismemberment was to be prevented; and after the confederation had barely escaped the danger of being broken up again by the struggles of the federalists and democrats, it was not till 1787 that the constitution was adopted, and the union firmly established, all conflicting party interests and embarrassments of the varying parts of the country being spared and protected as much as possible by compromises. Let us consider first

The Compromise Between a United State and a Confederacy.

What, then, was this union and confederacy? An *absolutely necessary association* of different colonies that originally had nothing in common but their oppressor, and were brought together by nothing but the common war against him. Neither a natural impulse nor an originally common interest was the tie of their union, and their party egotism insisted on making this tie as loose as possible, for which reason they did not rise to the conception of one common *State,* but attempted to perpetuate their individual existence as united *States.* And this accidental association of political individuals, founded through no inner necessity, but brought about by outward considerations, and even yet marked as single corporations by a constitutional stamp of separation,—this association is to be looked upon as the most perfect embodiment of the conception of an ideal State! making a virtue of necessity, that is to be set up for a model of creation, which in fact, was nothing but a work of expediency at a time of temporary danger from

without, and then was barely changed into an expedient to serve interior purposes also. We should be very desirous to hear the answer of some genuine defender of the federal system to the question what the fathers of this republic would have done, or should have done, if only a single colony had existed at the time of the declaration of independence in place of thirteen. Would they have divided or dismembered this one and made thirteen of it in order to form 'United States' instead of a united State, and thus realize the present so highly-lauded ideal, where the single members, with their individual egotism, still constantly rebel against the common interests of the whole body? They would have been content with that division which the *mechanism of government* requires in every large State, that is, with the classification into counties, districts, and communities, and the proposition to introduce a spirit of *dualism* into their union, by the formation of States to be as independent as possible, would certainly have appeared to them like intentional treason. The predilection of Americans for the character of their confederacy, which has given them so much trouble already, and even through its adopted child, slavery, brought them to the brink of ruin, can only be explained by the blind prejudice that long habit is wont to produce, and that occasionally amounts to actual ridiculousness. Nowhere, however, has this predilection appeared more ridiculous than in President Grant's message of February 7th, 1871, where he recommends congress to elevate the character of the embassy to the German 'Empire', but just newly cemented with blood, by an increase of salary. In this message he makes the discovery that the military connection of the German States, under a caricature of the bug-bear in Kyffhäuser, "in some manner resembles the American Union", and must, therefore, "arouse the deep sympathy of the people of the United States." He sees in this "event" an adoption of "the American system of union", while it does not disturb him in the least to be obliged to acknowledge that the separate German 'fatherlands' were divided and separated by the dynastical jealousy and the ambition of short-sighted rulers. But the German fatherlands were not only separated by, they

also *originated* through, these rulers, formerly plundering knights-errant, who stole a piece of land with their two-legged chattels, and later, according to how much more they stole, or bought, or inherited, assumed the title of duke, king, etc. Now, instead of starting from the idea that these thieves, who stole land and human beings, should not have existed at all, or been swept from off the face of the earth as soon as possible, by which the division and separation of the German people would have been prevented at the very outset, our statesman, General Grant, considers the existence of these thieves, and the separation caused by them, as a necessary and desirable condition, so that at a later period might spring from it the possibility and necessity of a union, and perceives in this the development of his American ideal State. It is almost like breaking a man's arms and legs, in order to make his limbs barely whole again by a superficial cure, and then setting him up as a model of good health to those who have always enjoyed unbroken limbs; and if this model, then, meets a companion who has undergone the same fate, suffered the same misfortune, he feels "deep sympathy" with him, and proudly congratulates him on the advantage of having mended limbs like himself, instead of sound ones like foolish, common-place people.

So long as this planet is in existence, no united State ever yet sprung into being of its own accord from natural impulse as the manifestation of an inner necessity, or the embodiment of an original conception of a State. All united States were established through outward causes. They were always the children of the distress caused by outside wars; and when those were over, they became the generators of inner, civil wars. The Greeks were forced into a union by the Persians, the Netherlands by the Spaniards, the Swiss by the Austrians, the North Americans by the English, and the Germans by the French; and as they all have the same origin, the same fate awaits them all,—either to be separated again by inner dissensions or to be blended into a real, a untied, State. This, not taking into any consideration any outward causes, is also an inner, logical necessity: for if the single united States are

strong enough to assert their individuality, they will feel neither the want of subordinating themselves so much to the power of the confederacy that this is enabled to solve its problem, nor any inclination to do so; and if they are not so strong, they will lose with the power also the purpose for which they might desire to perpetuate their existence as separate States.

To illustrate the necessity of such a course by examples, it is enough to cast a look on the latest history of the most highly-praised confederacies, those of Switzerland and North America. Switzerland attempted to guard the celebrated peculiarities and local difference of interest as much as possible by preserving sovereignty of the cantons. What followed as the consequence? There developed in the sovereign hotbeds of philistinism, of bigotry, of reaction, of treason, such threatening "peculiarities" and contradictions against the common interests of the republic that they endangered the whole confederacy, and the country was obliged to put an end to them by main force through a war; and after this bloody lesson had been taught, the constitution of the confederacy was completely remodled, so that now the federal government possesses even greater ascendancy over the cantons than the cantons once possessed over the impotent government. Only an other foreign war is needed to force Switzerland to adopt a course that must lead to a united State. And how is it with the North American union, that formerly put forth such tender care for the preservation of Southern peculiarities? A much severer lesson was administered to it by the rebellion of the slaveholders than to the Swiss confederation by the war of the Jesuits; but although congress has since then often been obliged to reject and suppress the refractoriness and the individual pretensions of single States in the spirit and in the interest of the common weal, no one appears to have yet arrived at the conclusion that these dissensions can not end before a united State is definitely established, that a federal State is a mistake in principle, and, therefore, in practice, too, and that the local peculiarities to be preserved by it, which are in opposition to

the idea of unity, and, therefore, to the common interest, have no right of existence, much less to constitutional protection. The State rights, so jealously guarded by the 'democrats', are in practice but a safe-guard for individual rights; and without them it would have been as impossible for slavery to take root in America as for the rule of the Jesuits to grow up in Switzerland. A safe-guard of freedom, however, against the federal power, as their defenders claim for them, they can not logically be for this reason,—that we should then be obliged to assume they would, in a given case, possess an ascendancy over that power, and thereby annihilate the confederacy. The balance of common and local rights and interests is just as much of an untenable fiction and delusion as that of the balance of the different State powers. In the State, in the democratic State, there can exist but *one* supreme interest, that of the *whole* people, represented in the central government.

It becomes plain from what has been said that the federal State, which is called a safe-guard of democracy, is in truth actually undemocratic, a constant hindrance of true democracy, and a clog on universal progress. In this connection, I need only call to mind the absence of a common code of laws and system of education, to which only now some attention is being given in Washington, and the opposition which all propositions for so-called interior improvements are obliged to contend against there.

The prejudice in favor of the federal State quite commonly entertained may be very simply explained from the fact, that it was always only free States, republics, that were wont and able to form a union in the very nature of the thing, such republics, founded by single communities, are originally small, while monarchies attempt to extend their territory by conquest as soon as possible. When these small republics, then, are threatened by any danger, which generally proceeds from monarchical conquerors, they feel too weak to meet it singly, and the common necessity of defence united them not only for the moment, but makes plain to them that what other interests

they have in common for whose protection that form of union serves, which is called a federal State. Now, instead of recognizing that those advantages of freedom which federal States are wont to show are to be ascribed only to the original nature of their single individuals, that is, *to the republic in itself*, they are erroneously supposed to be the outgrowth of the *form of their union*, the federal system. Again, monarchies, the representatives of non-freedom, are not capable of real union at all, because they do not admit of any equality of rights among the confederates, but require the predominating action of a single power, towards which the others occupy more or less the position of vassals. Only a Prussian prince, who carries on the work of making federal unions by means of 'blood and iron', but was obliged to pause half way, could have had the idea of trying as a momentary expedient an experiment with a monarchical federal State. But whoever enjoys sound eye-sight may already perceive the great black and white sack prepared, in which one member of the German confederacy after the other is to disappear, with every one of Grant's "peculiarities"; and, if the emperor mania was necessary at any rate, in order to educate the German nation by a pessimistical course up to a republic, it is very desirable that the black and white sack should be filled full as soon as possible. Through a united *monarchy*, the Germans will then be spared from the wearisome labor of attaining a united republic going through a union similar to the American, while France, the much abused, is far in advance in regard to the attainment of such a republic.

Centralization.

This united republic is an actual bug-bear to the adherents of the federal republic. The horrible vision, by which they are haunted, is the danger of *'centralization'*. They mean with the evil of the Independence of States to contend against the evil of independent centralization, without considering that both evils are unnecessary, and may be equally well abolished

at the same time. They would soon forget their fear if they would do away with that want of reflection, which builds up the republic on monarchical institutions, and then expects it to show anti-monarchical results. Whoever centralizes the power and the means of the people in a monarchical head, separated from the people, will prove himself a fool if he imagines he may establish a democracy only by giving that head a republican name. Centralized power in the hands of a 'republican' president is only different in name from the centralized power in the hands of a king. If the character of the State, however, be such that the people rule at the pinnacle as well as at the basis, then centralization is the simplest means for the manifestation and execution of the universal will. The center can only rule over the circle, if all power actually proceeds from the former: does the power, however, freely flow into the center from all parts of the circle only to unite there, then this center will be but the form and the means of the universal power that can never became dangerous to itself. It is one of the most preposterous suppositions in the world to believe that a free people, itself holding and exercising its whole power, instead of delivering it up to an independent rule, would ever in the centralization of its will oppose this same will or annul it: could ever turn the government against itself as a means of oppression, after making that government but the means of manifesting and executing its desires: that it would have the same danger to fear from a center which can not exist and work at all without its (the people's) action as from a center to whom it delivers up all action, and all means thereto.

The prejudice against centralization originated through absolute monarchies, particularly through the warning example of France. Here no one takes into consideration, however, that the union of all means of power and of rulership in the hands of an authority outside of and above the people is the direct contrary to a union of those means through the people themselves. If the people surrender their sword to a master, they are in his power; but, if every citizen has his hand on the

hilt of that sword, it is ridiculous to imagine that he will draw it on himself. It is equally ridiculous to fear that the separate parts of the State would make use of their free union in the central government to put fetters on themselves at home, that is, to have the central government rule over the local affairs of the municipalities, as was the case in monarchical, centralizing France. As a matter of course, they would introduce a constitution for the municipalities, *according to general principles,* like the constitution of a State; but they would have no manner of interest in taking its enforcement from the municipal powers, and charging it upon the central government. In France, too, after the monarchical yoke had been thrown off, it became plain that the first desire of the people was the emancipation of the municipal powers from the central government. In short, it is a supposition altogether contradictory in itself that true democracy, which permits of no power outside of the people, should make use of the State as a whole in order to arrange and govern it undemocratically in detail. The *separate executive power,* and the *representative* system, it is these alone which make centralization a danger and a means of oppression, because, as we shall see further on, they entirely exclude real democracy.

The Compromise of Monarchy with the Republic.

The question whether there should be an 'united State or a confederation of States' required a detailed answer, because this point is in general so little understood. It touches, too, the chief compromise with which the other compromises of incompatible contradictions are connected, and which gave rise to the constitution of this 'model republic'. The second compromise, we have to take into consideration, was, that of the republic with monarchy. When the constitution of the United States originated there was no proper pattern to copy. The nearest pattern was the constitution of England, under which the United States themselves had grown to power; and against which they would not have rebelled at all had the rights

it guarantied been accorded to them as fully as to the mother country. It is not surprising, therefore, that they made the English constitution the basis of their own. It is well known, that several of the prominent statesmen of that time were favorably inclined towards a constitutional monarchy, after the model of the English; and equally noted that it only depended on Washington's will to be made king of North America. Had this man, like the brand of European princes, possessed so little self respect as to consider it compatible with his dignity as a man and a human being to permit himself to be degraded to an oppressor of his fellow citizens by having a crown put on his head, this country would now have His Majesty Washington the Xth to worship in place of His Excellency Ulysses the 1st; and the German subject would have no need of perjury any more to remain here too what he was at home. Possibly, the progress made ahead of England might then have consisted only in the introduction of a representative handshake on particular occasions, for instance, at the opening of the parliament, that of course would have had its house of lords, or planters, and its house of commons, or business men. But since kingship failed, because of Washington's honorableness, and the radical spirit of a Paine, a Jefferson, and others had taken care to spread democratic ideas, an expedient was discovered in the establishment of a kind of constitutional monarchy, with the name of a republic, in which the hereditary monarch was supplied by a elected president; the upper house, by the senate; and the lower house, by the house of representatives. The whole was *mut. mut.*, an improved copy of constitutional monarchy, while its chief evils, separate executive power, the representative system, and its embodiment in two chambers were retained.

The Presidency as a Separate Executive Power.

There are but two systems of government founded upon logically consistent principles,—absolute monarchy, and absolute democracy.

Every form of government suspended mid way between these two opposites is an untenable compromise, and must sooner or later fall back into one, or, moving forward, be changed into the other.

True, absolute monarchy recognizes no rights of the ruled, and unites all powers, the law making, the executive, and the judiciary also, in the person of the monarch. Since the development of mankind however tends towards democracy, and absolute monarchy can neither suppress this tendency for any length of time, nor offer anything in place of it, it has been compelled in the course of time to make more or less concessions to it; and as, on the other hand, democracy was not yet strong and developed enough to render absolute monarchy incapable of doing harm, by abolishing the whole monarchical system, it was content with those concessions which consisted in a 'division of power'. This was the origin of so-called 'constitutional monarchies.' Since the times of Montesquieu. Europe had held the belief that in them had been discovered the political philosopher's stone, while in truth they are nothing else but the deceitful compromises of two opponents who affirm that they are laboring for a common aim, while, according to their different interests, they must always combat each other till one of them succeeds in annihilating the other; and since in the 'division of powers' the really decisive one, the executive power, armed with the sword, and in possession of tthe public treasury, was left in the hands of monarchy, democracy, of course, will naturally always have the worst of it in that struggle, unless, which is hardly the case, the chief tool of the ruling power, the army, throws up its allegiance to its superior.

In spite of the plain defectiveness and danger, necessarily existing in the very nature of constitutional monarchy, and the division of power, the same order of things was tranferred to the republic. It was supposed that a great difference was being constituted if, under the name of president, a king was *elected* instead of being *inherited,* if his government was limited to a

certain time instead of being suffered during his life, and if the body politic was called a republic instead of a monarchy. Only the name, however, had been changed: in the main, the old order of things was retained. It was acknowledged that all yower proceeded from the people, but one had forgotten to make sure, also, of the power remaining with the people. True to the old 'constitutional' superstition of the necessity of a 'division of powers', France put the chief force, the executive power, having command of the sword and the public treasury, which she had just wrested from a perjured king, into the hands of a perjured president, and then felt astonished on discovering one fine day to find the new republic strangled, and upon its coffin the president turned into an emperor.

But why do we speak of the French? They only followed the example set them by the greatest republic in the world, the North American. We only spoke of them first because they first put into decisive practice the example set by North America. It will be the question now whether this country shall heed the warning others have given it at their expense.

At the time when the North American colonies renounced their allegiance to England, the republican spirit, as we have mentioned before, was but little developed within their borders. They threw off the monarchical yoke not because it was monarchical, but because it pressed heavily on them. Had some English prince resided in the colonies at the time, who had sustained them in their opposition against the oppression of the mother country, they would immediately have placed them at their head, and later proclaimed him as the hereditary ruler. In default of a candidate for hereditary monarchy, they founded an elective monarchy. They attempted to manage by a mixture of monarchical and democratic institutions, at the head of which they placed a president. Had they at that time been blessed with a Tyler or a Pierce, a Buchanan or a Johnson, they would probably have thought of establishing the executive power in some other shape; but since a Washington was at their head, they did not suspect that with a president

they only set up a king in a dress-coat, in whose pockets decrees of usurpation and *coups d'etat* might be concealed just as well as in the pockets of a Louis Napoleon.

The constitution of the United States establishes that the president is to be the executor of the laws proceeding from congress. But, neither constitutional nor legal regulations have ever yet answered their purpose where they were not directly sustained by material power, but rather opposed by a power capable of maintaining more power than the law-giver, the master is dependent on the servant, and the servant always tempted to make himself the master. In the very nature of things, it is only a matter of course that an executive power endowed with equal rights, and compelled to exist by the side of the law-making, will submit to the latter only with reluctance; that, supplied with all power to act, and at all times called upon to act, it should feel superior to that political power, which is only called up at certain times to deliberate and conclude; that, being the object of universal attention, the center of all political action, the organ of all national manifestations, and the source of all marks of power, it should ascribe to itself a higher importance, and more authority, than to an assembly, which, although it is intended to represent the people, has yet no head whose action is of any importance, and no means of direct manifestation; that, finally, in the full sense of its power and importance, it must be easily tempted to abuse that power by opposition to the powerless legislative branch, in order to carry out its own will, or perform acts of usurpation.

It is a vain undertaking to attempt effectually to prevent such danger by particular legal restrictions. If such restrictions go so far as to make the executive branch completely powerless to do harm, fetter it, so to speak, hand and foot; they, also, make it powerless to perform its office, render it, therefore, not only perfectly superfluous but even harmful through this powerlessness; does it, however, retain in its own hands the means of performing its office,—among which may be chiefly numbered the command of the army and navy, the

management of the public treasury, the power to appoint and remove officials, to have the republic represented abroad, etc. —it thereby again possesses the means of manifesting its own will, and becoming dangerous to the republic. A. Johnson furnished the practical proof of the uselessness of the experiment to deprive a dangerous executive power of the ability of doing harm, by restrictive laws on particular occasions. This danger, however, rises to its greatest hight if at extraordinary times, particularly in case of a war, all the powers of the country are placed at the disposal of the executive, when his judgment becomes the only leading, his will the only conclusive, one—the fate of the whole people, in short, is put into his hands, and the whole republic learns to submit to the decision, obey the command, at the sign of a single man.

Before we speak of the warning experience has already given us on this head, it is necessary first to glance at the privileged position assigned by the constitution itself to the executive power.

Already at his election it becomes apparent that the president occupies an exceptional position by his being elected not by the people directly, but by electors not bound to the will of the people.

After his election, he holds command not only of the army and navy, but also of all the militia in the country, in case it is called out. He has not the right to declare war, but if he desires it, he can easily bring it on with any foreign power through his secretary of State, or, as Mr. Buchanan showed us, encourage and passively prepare for it in the country.

By the royal right of pardon, his favor is placed above law and justice. Dispensation from punishment should proceed only from the same power that dictated the penalty, that is from the law-giver, the people.

In concluding treaties with foreign powers, he is dependent on the consent of the senate; but, as Mr. Seward

showed us, it is not difficult for him to force treaties secretly prepared upon the senate as well as the house of representatives in such a manner that they can not be rejected any more without compromising the government. General Grant, too, gave proof by his St. Domingo business what embarrassments and dangers may arise to the country from the right of the uncontrollable executive power to take the initiative step in foreign affairs.

He nominates the judges of the supreme court. He then, who is the first to have the temptation offered, the power given him to violate the constitution, may make his creatures members of that court, whose office it is to decide upon violations of the constitution. Nay, more, he nominates in the judge of the supreme court the president of that tribunal which, in case of impeachment, is to judge himself! A right of this kind, where the possible criminal nominates his own judges in advance, is a anomaly that borders on a monstrosity.

He is to execute the laws of congress; he himself, however, is endowed with the power first to make them laws. Without his signature, the laws of congress are only propositions; and if he refuses his signature, two-thirds of a legislative body of several hundred members are required to vote down the veto of a single man. Through these, altogether anti-democratic regulations, the constitution itself attributes to him not only greater importance and power than to the representatives of the people, but also, from the very outset brings about a conflict between them and him by first making a legislator of the executive, and then putting him into the position of being obliged to execute laws he first rejected by his veto.

An other ascendancy over congress is given to him by the power (borrowed from constitutional kings) of not only convening the representatives of the people but also adjourning them for any length of time (in case the two houses can not agree upon the term of adjournment).

All these exorbitant privileges of the president, all derived from the 'constitutional monarchies' of Europe, form, as almost insurmountable obstacles practically, the most glaring contrast to the provision according to which congress may call him to account, and summon him before its bar. The conception of accountableness pre-supposed decided *subordination*, the dependence of him who is called to account upon the one who is to call him to account. After all that we have shown, however, it appears that congress is more dependent on the president than the president on congress. The president has the means of power, congress only words; he may act, congress can only talk; he sends the legislative body to the capitol, and, if it so happens home again; the legislative body must go to him 'at the other end of the avenue.' He has a thousand opportunities of showing or refusing some favor to the legislators; the legislators may at the most, in rare cases, refuse one of his creatures an appointment. Not only in the interest of their *proteges* but in their own interests they are thrown upon his favor, and many of them expect some office from him when their congressional term has expired. Under such circumstances, his accountableness before congress will not rob even the worst president of his night's rest, particularly since he is still further protected by the constitution through the provision that the representatives of the *people* have only the right to impeach him; and that two-thirds of the representatives of the *States* are required to convict him.

Now, if anything else were yet needed to encourage the president in any overbearing sense of the fulness of his power, and the most extended use he can possibly make of it, it is the hazardous arrangement which, according to the constitution, leaves him for nine months in the year, during the adjournment of congress, alone without any control at the head of the government. He may do or leave undone whatever he pleases during this long period of time. Congress, unless particular provisions to that effect have been made, has neither right nor opportunity to oppose him,—in short, the country during nine months in the year is resistlessly at the mercy of the autocrat

of the 'white house'. The Mexican constitution attempted to remedy this evil by establishing a permanent congressional deputation, whose office it is to watch over the executive during adjournment, and who also has the power of convening congress; but even this expedient, which may serve in ordinary times, can not on extraordinary occasions do away with the dangers necessarily arising from an executive power which is separate from the legislative.

If these dangers were ever brought close to the American people, it was during and after the war of the rebellion. If we imagine the case that in the year 1860, or even so late as 1864, an A. Johnson had succeeded in making himself president by the same deceptions that made him vice-president we shall not doubt for a moment that today the North American republic would no longer exist,—that slavery would rule with an iron rod over its whole territory. What though would have been the essential cause of this calamity? Not the baseness of this A. Johnson, but the position in which he would have been placed, a position where the whole power of the republic would have been entrusted to the hands of one single, uncontrollable man. Fortunately, A. Johnson came into possession of power only after the war was at an end. A. Lincoln did not make use of his position for the subjugation of the republic through the slave-holders, but he, too, showed the people plainly enough in what manner he might have made use of it. The preponderance of the executive power which appeared already in so suspicious a manner under Buchanan, under Lincoln, favored by the concentration of the immense forces of war, assumed almost the shape of an absolute, unlimited power. Not only friends of the rebels, but also many sincere friends of the republic, already at that time dubiously shook their heads over the possibility of a *coup d'etat*. But if already a former rail-splitter, a flat-boatman, who was set up as a model of simplicity, and who enjoyed the full confidence of his party, could, when in the presidential chair, give rise to the idea of a *coup d'etat*, this may well be to us the most serious inducement to examine closely the dangerousness

of a position which gives to a single man command over a million of soldiers. Can, aye, must it not encourage a treasonable occupant to some outrage against the republic? Who would have the power to save the republic, if in some new war some fortunate general, having the army on his side, occupied the 'white house', and undertook to give a king to the people, dazzled by the glories of war, change 'His Execellency' into 'His Majesty'? Did not, even after the war of the rebellion was ended, when by the disbanding of the army the power of the president was reduced to a minimum, Lincoln's successor throw the country repeatedly into disgust and agitation by the excited expectation of a *coup de'etat?* Did not his secretary of State, with autocratic overbearing, put to the people the alternative of 'president or king'? and who can assert that the expectations of a *coup d'etat* would have been disappointed if the courage of the usurper had been equal to his desire, or if congress, by an impeachment, had put to the test the threat contained in his last message?

The sole weapon offered by the constitution against the abuse of the executive power, which already now yields nothing to any king on the face of the earth, in power and influence, is impeachment. But this sole weapon not only proved itself unserviceable at the very first attempt to put it in use, but was even received by him against whom it was turned with contempt and menaces. This attempt justified the worst fears in regard to the powerlessness of the legislative body over the executive; it showed us how far a president of this republic may carry his insolence, his want of principles, his arbitrariness, his lawlessness, his usurpations, without being called to account for it; it made manifest how much harm, how much ill treatment, how much contempt a republican people is obliged to suffer from a so-called public servant without being able to employ any lawful means to remedy the evil; it caused it to appear that in practice the president is as 'inviolable' as a constitutional king, while he has not, like the latter, a responsible ministery about him; it not only justified A. Johnson in repeating all the sins he had committed before, but en-

couraged him to even overstep yet the bounds within which he had so far kept; and finally it furnished a precedent to every one of his successors, which from the very outset must deprive him of all scruples as to any assumption of power that might go too far. If the deeds of A. Johnson did not bring about his removal from the 'white house', we can only think of such acts of violence yet, for sufficient causes for the deposition of a president, as would make him at the same time the all-powerful master of his judges. The French national assembly, too, at length condemned L. Napoleon for high treason, but the condemned man sent his judges to prison. But, even if none of A. Johnson's successors should overstep the bounds wherein he may abuse the powers of his office with impunity, the bounds conceded to them by the vote on the impeachment, this alone would be sufficient to render all constitutional guaranties worthless, for it needs only two successive Johnsons to ruin the republic, even without a *coup d'etat*, unless, by the abolition of the presidency, all Johnsons are made impossible.

The presidency is more than any other office an office of confidence. Its dangerousness can only be covered for the time being by the complete justification of the confidence placed at his election in the occupant. But the majority of the presidents we have had so far did not justify the confidence placed in them, which speaks more for the corrupting influence of the office than gives proof that the occupants are unworthy of confidence. This experience should teach us anyhow that in a democratic body politic, where 'eternal vigilance' (that is, eternal mistrust) 'is the price of freedom', personal confidence should never take the place of constitutional guaranties. The confidence of the people must always become injurious after a while if they grant more power than they retain themselves to put a stop to the abuse of this confidence. The best constitution is certainly the one which makes confidence in the holder of the public power as superfluous as possible, by rendering any abuse of it as difficult as possible.

It is impossible, as has been shown above, to attain this object, and at the same time retain the presidency. But, even were it possible, without taking from him the means of carrying out the duties of his office, so to control the powers of the president that he should no longer be able to rise above the laws, or feel tempted to undertake any act of violence, the office would yet be incompatible with the weal of the republic, because of the president's position as the very center of party struggles, and a source of corruption.

When the presidency was established, it was regarded as a means of executing the will of the people, and of protecting the common interests. In this spirit, the first occupants of the office carried on the administration. Gradually it came to be regarded more and more as a means of satisfying the ambition of the candidates, and procuring for the leaders of the party that secured the victory to them the advantages at the disposal of the president. In former times, the victor had the honor of promoting the interests of the people; at a later period, nobody was abashed at proclaiming and carrying out the shameful maxim of 'to the conqueror belong the spoils'. The 'father of the republic' changed into the fathers of the booty-hunters. Principles that formerly determined the formation of parties afterwards served as bait for the voters,—the chief motive of the leaders and wire-pullers was booty. The presidency became the aim of every ambitious politician; to attain his aim, he was not only obliged to accommodate his principles to circumstances, but also to engage himself to every associate who might possibly have furthered his interests, and when the aim was attained, he was compelled to appoint to the offices on whose administration depends the weal of the country not those who might serve the people best, but those who would serve him best. Thus the whole struggle for the highest office in the republic became a chase for booty, and a traffic where regard for the public weal was set aside for the sake of personal interests, and where intrigue and corruption served as the most effectual means; and when the struggle was over and

the victor in possession, there instantly began preparations to have the whole repeated.

The Ex-President.

An American knows no higher aim than to grow rich, or to become president. Many, though, would certainly check their ambition if they had a clear picture in time of the contrast presented by the quiet farewell from the 'white house' at the expiration of the term to the loud triumph with which the fortunate candidate took possession of it. A mistress once adored and then deserted offers no sadder image of bitter vicissitude than a president for four years worshiped like an idol, and then perhaps sent home with imprecations. Even the worst president might after his dismissal disarm hatred by pity. Let us fancy the sun, who today shines upon all, and is admired by all, endowed with consciousness, and then tomorrow extinguished, to see his place taken by some former planet, and we shall have the picture of a man who today is the head of all heads, in the possession of all power, the object of the attention of all creatures, and then must suddenly go his way as an ordinary mortal, silent and unnoticed, betake himself off almost like a dismissed servant, in the midst of the noise and the shouts that accompany his successor to the throne he has just left. In truth, there is something of cruelty in this change of presidents. A king in the purple is at least fortunate enough never to see his successor, as such: he remains the worshiped king until he becomes unconscious food for worms, and the 'love' of his subjects, as well as the 'loyalty' of his servants, accompanies him until he reaches that point where love and loyalty, and power and glory, become entirely indifferent to him. But one of these kings in a dress-coat is obliged to see all the splendors in which he played a chief part suddenly change while he is yet in the possession of full consciousness, and must disappear in a corner behind the scenes as one who has no longer any business there; after he has become quite accustomed to the luxurious table of ruler-

ship, and his whole system has become filled and satiated with the rare dishes of ambition, he now sees himself suddenly ordered away from the table, forced to content himself again with the old, ordinary, frugal food with which every good-for-nothing among the 'people' keeps body and soul together. The presidents that were, form a particular, and certainty not enviable, class of people; haunted all through life by the wants and pretensions engendered by their former prominent position, without the means and the chance to gratify them, they are a kind of artificially produced geniuses who, after the expiration of their term, belong to the 'unacknowledged', and then suffer to the end of their days from the withdrawal of the tribute of admiration due them, and formerly promptly paid. Even among the Romans there was but one Cincinnatus. Among all the great men that survive themselves, the kings in dress-coats are the most pitiable, because their living death overtakes them so suddenly, and the neglect that succeeds it shows them with such cutting clearness that all the demonstrations of honor to which they have accustomed themselves were meant only for their position, and the marks of favor proceeding from it not for themselves, and as a tribute of respect to their personal worth; and how sharply must the contrast to the former homage be felt by a genius who, like the illustrious Johnson, hears already before he takes leave the moral kicks preparing for him, that wait for his appearance outside the door. We can not really find much fault with him that, at the very last he yet made use of, we may say the hour before execution, would eat his fill in an extra treat, and take something with him on the way that would make his transit easier; and this the excellent Johnson did, with all his power, when he was on the eve of taking his departure from the 'white house'. He kept a quantity of bills that congress had tired itself over in solemn discussions in his pocket, so they were nothing any more but so much waste paper; he left his enemies a sermon in which a four years' crop of gall was deposited; on the other hand, he liberated his best friends and brothers in spirit, that is, all the criminals his pardon could reach, the last traitors, forgers, pirates, and assassins of Lin-

coln included, in order to set them upon the villainous company that had not elected him again; and thus he departed, so to speak, with his tongue put out, and turned towards congress and mankind and his successor with an infernal, or goblin-like, "Aha!" That is the revenge of an ex-president. First, the presidency furnishes its occupant with all the means of corruption and misuse of power to maintain himself in office, but if he has not succeeded in this, it furnishes him with the means of making even his departure, which the whole people had the greatest desire to see, as pernicious as possible. Of a president it may be said,—he is an evil before he exists, an evil when he comes, an evil when he is there, and even an evil when he goes again.

The President and Party Organization.

'In republics parties are a necessity'. This phrase is everywhere repeated as an axiom, and Solon is here quoted for an authority. Solon's precept, however, to join some party in the State only means that the citizens of the State are to take an interest in its affairs, that they are to lend their cooperation in the decision of questions concerning the public weal, and are not to leave it to those holding power, or to the politicians by profession, or the demagogues, only. In countries where the unquestioning obedience of good subjects is the order of the day, for instance, in Herr Bismarck's 'empire', the law of Solon would be considered a sort of high treason: there no party is allowed to exist save that of those who hold the power. In a republic, however, obedience to it is the first condition required to maintain liberty, and secure the rule of the people. Not to join a party here means to inactively surrender up the power of the citizens, and, under certain circumstances, it may mean the betrayal of the republic.

The question is now, however, to understand Solon's precept correctly, and not through a deceptive, mistaken interpretation permit it to be employed for false purposes. The taking of sides is in general the duty of the citizen; but it may

be still a higher political duty to take sides *against* the parties. The taking of sides must not be so interpreted as though it were a duty to support one of the *existing* parties. In the question which of two opposite parties is to be supported, the citizen must proceed from the supposition that one of them represents, according to his conviction, right, the other wrong. If he holds them both to be in the wrong, however, it is not his duty to join either, but rather to contend against both. Now, the chief point is whether ***standing*** parties, as they exist in this country, are necessary at all; whether they do not even exert a pernicious influence. How, then, if it should be proved that standing parties are to be combated and abolished just as well as standing armies?

In the question of taking sides in a democratic republic, we must originally start from the single, independent individual, and entirely ignore the existence of parties already formed. Let us imagine now a commonwealth of twenty millions of such individuals, none of whom are yet compromised or bound by participation in any organization. Let some public question arise in this commonwealth,—the proposal for some regulation in the State, the draft of a law, a proposition concerning the constitution. The question is thoroughly discussed in meetings as well as by the press. The result is that these twenty millions take side individually, according to their convictions and their interests, for and against the question, ***without an organizing party,*** and that the will of the people is manifested freely and honestly, without secondary considerations. The citizens give their vote for or against the *question* under consideration, but not for or against the *party* that represents or combats it. Let us now imagine a second, entirely different question brought up after the one just disposed of, and the same manner of decision through independent individuals, perhaps millions who occupied the same position before now oppose each other as enemies. The result, however, is the same,—a taking of sides, without any binding party, and the true expression of the will of the people on the question under consideration, without any regard to party ad-

vantage or party disadvantage. Through a proceeding of this kind, an independent taking of sides, without closed parties, we should approach also as near as possible to that which we call a representation of the minority. Had the controverted questions, however, been disposed of through party organizations already existing instead of through independent individuals, the decision would have resulted quite differently. Instead of the reasons for or against the matter to be decided, a looking to the advantage or disadvantage of the party would have turned the scale; the single individuals would have permitted their votes to be dictated by the command of the party, instead of by the command of their own independent reason; and not the spirit of truth and right, but *party spirit* would have been the leading one. Even if we assume that it would not be well possible always to maintain the independence of individuals, even when no organized parties are in existence, that in many cases it might be sacrificed to impure influences, and might not entirely exclude corruption, it yet would certainly never be endangered in whole masses by the powers and means of an organized party, nor paralyzed by the habit of following where others lead. The cases where it would succumb would remain single ones, would be of private nature, and could not on every occasion be repeated in the same manner, while an organized, permanent party continually practices them.

The great defect of standing parties, a defect brought about by their origin, and their striving after the possession of power, lies in this, that their chief aim is *rulership*, permanent rulership. Although originally perhaps first called into being by the purpose of carrying out certain principles or measures, they were yet, as bodies politic have so far been organized, always obliged to direct their chief efforts towards the overthrow of existing powers, so as not only to take authority into their own hands, but also to retain it by every possible means. They attempted, therefore, to perfect their organization as much as possible, strengthened the ties of principle by the ties of corruption, and by discipline and in-

timidation made it a duty to join their ranks, while originally their members had come to them of their own free will. In this manner they came gradually to forget the aim that had called them into being, and to regard the continuance of their rule as the chief aim, to which every other was subordinated. The chief aim of their rule, however, became—'booty'; and when this purpose is gained, the result is wont to be that they continue adding to corruption and the abuse of power till the measure overflows, and then an other party takes their place to play the same game over again. Thus the masses called the people are being continually drawn hither and thither in two organizations, to both of which they are continually lending their support, without in fact having much to say in either.

To remedy this evil there is no other means but to sustain a free taking of sides, to liberate it from the ban of organized parties, and reduce it as much as possible to the independence of individuals. The means of gaining this purpose, however, is to change that organization of power which makes it possible for one particular party to hold the rulership and its possession the chief aim of the party. Here the rule of this or that party is decided by a single act, on which all efforts are concentrated, —the struggle for the executive power, the presidential election. The result of this one election makes so and so many millions of the 'people', calling themselves 'democrats' or 'republicans', or rather their leaders, masters of the republic for four years at least. Let them do as much mischief as they please, their rule for these four years is assured, and by means of this rule their party keeps together, only anxious to prolong it as much as possible, while that portion of the people not belonging to this party has no means of manifesting itself. Would this condition be possible if ruling politics were not based on a power established for so and so many years, but were continually under the living influence of the people themselves? Could one party, as such, secure to itself exclusive power, if this power were exercised through organs or agents, determined in their actions at all times by every portion of the people? In a word, could the present party organizations, a

public nuisance, continue in existence if the presidency and the senate were abolished, and their place were taken by a permanent assembly of agents of the people, that may be influenced by their electors at all times, and replaced by others? With such an arrangement, there would be no fixed center of power, of authority, and of patronage from which a standing party might be directed, and kept together. Politics would originate from below, not from above; they would not be the fixed business of a party, but would accommodate themselves each time to the will of the people; they would not be dictated by one portion of the country to an other, but independently influenced by every electoral district; and the taking of sides would change according to the questions each time under consideration, instead of being pointed out for all cases by a party programme. Now there are only 'democrats' or 'republicans' in congress. Let the present support and center of party organization be destroyed, and the national assembly taking the place of congress will consist only of independent members, bound to each other by no party tie, and dependent only on their constituents. In this, it is true, a majority will decide that in chief questions will be united by like convictions; but this majority is no fixed one, formed only for party interests, one that was organized from the very outset; it may change just according to the questions brought up for discussion, and can only exist by conformity with its independent electoral circles, that have not united for the maintenance of rulership, or the division of booty, but chosen the representatives of their principles and interests, according to their individual convictions.

The Representative System.

Still more dependent than congress from the president, who ought to be its executing servant, is the so-called master of both the people, from congress, that ought to represent it. The right of representation originated in Europe through a compromise of monarchy with democracy: in America it

amounts actually to an abolition of democracy. Here representation does not mean the making good of the claims of the people through their attorneys opposite a power above and outside of the people, generally designated as the 'crown'; no, here it means the surrendering up of all rights of the people, all the intelligence of the people, and all the power of the people into the hands of the authorized agents, who, by means of their mandate, monopolize the whole business of the management, and the administration of the State. Here the representatives are, so to speak, the guardians through whose election the people make minors of themselves, and put themselves under guardianship. The election of a representative, which the people regards as an act of the manifestation of its will, is only an act of resignation. After the election, no people exists any more; for a certain period of time it is entirely done away with, defenseless against and without a will towards its own representative. May it manifest to him its displeasures through the press, or in meetings, or by any other means, — practically, it has given up its sovereignty to him, and it depends on the representative only, whether he is inclined to pay any attention to the protest of his constituents or not. What he who is elected concludes, not what they who elect desire, is law. He commands, they must obey; and whoever has ceded his right must not expect to have as much regard paid him as one still in the full possession of it.

Strange to say, some cases have occurred where representing sovereigns were requested by the represented ones to resign their positions, because of bad conduct. (We call to mind, for instance, Messrs. Doolittle and Yates.) What was the result? The gentlemen so requested each time refused to obey; and they were right. They might have answered,— "You sovereign at home have resigned by my election; how do you arrive at the logic of believing you have the right to request me to resign? I am you, and you are nothing so long as I am. So long as I exist; and whoever does not exist, has no rights. I refuse your request as an absurd piece of arrogance. Possess yourself in patience till, after the expira-

tion of my term, you receive back existence, and with it the right of 'abdicating' again in favor of an other sovereign." If congress, in company with the president, concluded to empty the pockets of the sovereign people to the last cent, for the benefit of its representatives, the sovereign people, unless they were willing to overthrow their much-praised constitution, would have no means of resistance; they would be obliged according to the constitution to lay down their last cent on the altar of the representative system until that period had arrived when they might choose new guardians for themselves. This would be a 'legally' irrefutable result of the representative system.

Some time ago the London *Spectator* observed that the people of the United States had outgrown their constitution. It would be more appropriate to say they had grown into their constitution. This may anyhow be said of any people, who through their constitutions established powers that are obstacle to the conitnual exercise and direct manifestation of their will. Constitutions of such a character are all more or less straight-jackets, and the most absurd straight-jackets are the 'representative' ones. To comprehend the whole absurdity of the conception of 'representation', we must join it to the conception of the 'sovereign people'. The people, it is said, is everything,—it is the State, and the aim of the State; it is the power and the sovereign; and this everything, this State, this sovereign, is (consider the whole contradiction of the phrase) represented; and towards whom? Towards itself! Represented not only in the sense that agents act in its name, no, the agents take the place of the sovereign who empowers them, they assure his position, they become sovereign, themselves for a certain time, while the sovereign they 'represent' retains neither a will nor rights, neither authority nor the power to take the initiative,—in short, does not legally exist at all any more. The people elects its 'representatives' not to give them business to execute, but itself to disappear for a time, for the benefit of these representatives. After the election, the people is nothing any more; its servants are every-

thing. The people is only the master in order to make its servants its masters; it only possesses rights to yield them up to those whom it should regard only as tools in the exercise of these rights.

The necessary consequence of this preposterous relation is an inconsiderateness towards, and a contempt of, the people, in the capitol, as in the 'white house', and among the governors and legislatures of the single States, which no longer shrinks from any arbitrary act, nor any corruption. Do we perceive in a single one of these gentlemen in congress, or in the legislatures, that they regard themselves as tools to carry out the will of others, as agents for the dispatch of the business of others? Do they show the least regard for the many-headed sovereign when they squander his money, waste time, neglect business, raise their salary and their mileage, supply themselves with stationary articles, retain their shameful franking privilege, squander the public lands, apply themselves to corruption with the 'representative' at the other end of the avenue, or with the lobby, adjourn for weeks over the 'holidays', devote all their energies to presidential intrigues instead of to the interests of the country? Could they act more sovereignly and more regardlessly if the 'sovereign' they 'represent' had entirely disappeared from the earth?

The disadvantage, however, which accrues to the people from the representative system consists not only in this, that it makes their representatives careless of their desires and interests, but in something that proves much worse in the course of time, the fact that it accustoms the people to the most patient, most apathetic endurance of all evils the rulers of their fortunes may prepare for them. Submitting to it 'according to the constitution', that after the election it practically does not exist any more as a sovereign power, the people, according to the constitution, suffers everything its chosen representatives do and leave undone, so that in fact its political activity, which should never slacken, is reduced to the act of election only, and it learns to seek in this mere act of

election all its aid and comfort. Without this thoughtless habit, and this apathy, it would be quite inexplicable how accusations like those of Mr. Washburne, who represented his colleagues in general as the greatest swindlers, or those of Senator Sprague, who calls the congress composed of corrupt lawyers, and men of wealth the destruction of the republic, should remain without any consequences; it would be inexplicable how the people should continually suffer without serious opposition the perfectly gigantic corruptions whose mediator congress is, and particularly the unprincipled squandering of the public lands. Whoever read only the speech in which Mr. Julian of Indiana on the 21st of January, 1871, in the house of representatives reproached congress with the crime committed by throwing away hundreds of millions of acres of the best land belonging to the people, and to be made use of by the people, upon railroad companies, capitalists, and other speculators, he would certainly imagine the whole people would rebel against those who so outrageously and so shamelessly abuse its rights and its property. The people murmured a little here and there, and then was silent as usual: it knows that the theft committed against it is 'lawful', that it has itself elected the thieves, and then—it is *'represented'!*

And thus matters will remain so long as the people does not secure to itself a constitutional right to send home its law-making agents so soon as they act against its interest, and, moreover, reserves to itself the *approval or rejection of all the more important laws and conclusions* proceeding from those agents. Let us put only this one question,—would a squandering of land ever have taken place if the people had had a voice in the matter? Their 'platforms', those election-baits, the politicians very willingly let the people ratify, but to let it ratify their laws, their grants of land, their assessment of taxes, which acts practically answer the question after the execution of those most promising platforms, would never enter their minds.

The Two-Chamber System.

Almost more contradictory yet than the combination of democracy with representation is the division of that representation into two chambers. One of these chambers represents that part of the people which constitutes the union, or the nation, and the other that part of the same people which constitutes the States of the union, or portions of the union, and in such a manner that the union-people may contend against and paralyze the States-people, and the States-people the union-people. It is just as though the people were afraid of itself, and were obliged to fetter its own limbs to be safe from its own will. But this contradiction is not the only one. The smallest State sends, in true democratic spirit, just as many representatives to the senate as the largest, and the again truly democratic consequence of this is that the people occasionally upsets its own majority when the States having the smallest population vote down those having the largest. Ten States, each with 100,000 inhabitants, may entirely paralyze nine States, each with 10,000,000, and annull all the resolutions they may have made in the so-called popular house. It may also occur that the two votes which a State, as such, gives in the senate annul the thirty and more votes which the inhabitants of the same State give in the house of representatives. If this is democracy, it ought to be defined somewhat after this fashion,—Democracy consists in the artifice of procuring for the smallest possible minority the government over the largest possible majority. To such an absurdity we are quite logically brought however by the thoughtlessness which attempts to escape the specter of a united State, that is, of a united people, by shutting up that people in separate cages, and then secure to those cages a particular representation towards their assembled inhabitants.

The Supreme Court.

Besides the fiction which conceeds to the State, as such, particular rights, particular wisdom, and therefore, also, a

particular representation, to guard themselves from themselves, that is, the very people that constitute it, we must not forget that fiction which intended establishing in the supreme court an independent protection for the people against their own justice. The unremovable board of the supreme court stands for a sovereign representation, as a power for pronouncing sentence, as congress stands a power for making laws; and the court is even placed above congress as a decisive expounder of the laws. If, however, all sovereignty and power rests with the people, the people must reserve to themselves the right to have a last word to say in maters concerning the courts as well as in matters of legislation. It is true that the position of the judges should be as independent as possible, so that they may not be exposed to ordinary influences; but this independence can not be an unqualified one towards the whole people without destroying the conception of democracy, and occasionally making the judges masters of the State. Moreover, the supreme court of the United States suffers under the strange defect of its members being creatures of the executive power, which lends a peculiar coloring to its pretended independence, and under certain circumstances might disturb the celebrated equilibrium of the three 'coordinate powers' in a serious manner.

As it was attempted to render slavery and the presidency harmless by all kinds of patching, and laws made for the occasion, and no one perceived that this purpose could only be gained by their abolition, so efforts were made to exercise the dangers connected with the power of the supreme court by occasional changes, without examining into the nature of its whole position. Already Jefferson considered this position of uncontrollable judges nominated for life venturous in the highest degrees, and proposed to nominate them for five or six years only, and empower the president and the senate to remove them. But this proposition does not go to the bottom of the evil either. The chief objectionableness to the supreme court, as that to the president and to congress, consists in its undemocratic postion, inaccessible to the people, and in this

position it is moreover protected by the old prejudice, which makes, so to speak, superior beings of the judges, is wont to surround them with a mysterious glory, a sort of worldly holiness; and when, corresponding to this, these superior beings appear in the imposing uniform, in black robes and white ermine, no one thinks of remembering any more that such venerable figures rise from the people, and ought to be dependent on the people,—the people, whose pockets, under certain circumstances, might be emptied, and whose heads cut off, at their command. A court-room appears to people like a church, where even Americans take off their hats; and even if the people is here liberated from that petty tyranny of monarchs which sees a particular crime in the 'offence against an official', it yet permits a 'contempt of court' to be looked on as a crime, in such a manner that a judge has a right of imprisoning the sovereign citizen according to his pleasure, because he does not treat him as though he were a superior being. This whole worship of the court is simply based on tradition, superstition, thoughtlessness, and humbug. It is true that it is necessary that particular persons, possessing the requisite knowledge, and whose character inspires confidence, should act as judges; but these judges should have not privileges more than other servants of the people; and the people should always secure to itself the right and means to judge its judges, as all its other servants; and it is certainly the destruction of all democracy that certain persons, placed like inviolable saints above the level of the people, are to dictate as the highest authority to the people what is right or wrong, what lawful or unlawful. From the people must proceed the legislative, from the people the executive, from the people the judiciary power; and it must be accessible to the people through their chosen representatives. These representatives are first of all the legislators; and as the executive, so should the judiciary power be subordinate to the legislative. Why should a judiciary commission of congress not be able to pronounce on the justice of some decision, or the constitutionality of some law, just as well as the wise heads of the supreme court? Are the judges, however, not to be nominated by the law-

making agents of the people, then ought they to be elected by the people, itself, and the people reserve to itself their removal, in the same manner as the change of those agents.

Co-ordinate Powers.

It will not be superfluous to examine also the much-praised co-ordination of powers, looked upon as the most profound statesmanship, under a magnifying-glass.

The constitution of the United States fixes the purpose and the authority of the three powers that are to act as the political organs of the people, without by special regulations defining their relation to each other. It nowhere speaks of 'co-ordinate powers'; but it was intended to practically establish that which is generally designated by the term, and this was established. Each of the three powers—the legislative, the executive, and the judiciary—should, existing beside the two others, perform the duties of the sphere assigned it in such a manner that the activities of all should work together for one harmonious whole, and it was supposed that this would be the realization of the constitutional ideal.

Upon a closer examination, we discover that these institutions are based upon a great mistake, and that a contradiction was with them admitted into the State mechanism, which might remain silent for a while, but could not be suppressed for any length of time. The three powers may be represented as three horses before the car of State. Guided by a coachman, they may carry their load evenly and harmoniously; without a coach-man, they would infallibly collide, particularly if it were intended that they should not only draw together, but also check or clog each other. If the organs, called State powers, could act quite independently of each other, there would be a possibility for each to fulfil its purpose without encroaching on the rights of the other, or having its own rights encroached upon, *provided* there should exist again some higher power to guide them all towards one

common aim. But they are to be not only dependent on each other, by mutually supplying and completing each other's activity, but they are also to watch over each other, and in this complicated activity show and exercise the united highest power and authority, that is, that of the people, in a representative manner; and this they are to do, endowed with equal rights, placed in equal positions, 'co-ordinated'. Let us now see how this relation of co-ordination appears in practice.

Congress makes the laws. As traditional political views left no room for the idea that he who makes the laws could and should execute them too, but considered a particular executive power necessary, a president was instituted. To make this president expressly and unconditionally a servant of congress, as logically his executive destination would have required, was considered somewhat venturous. As the senate was to serve as a brake on the house of representatives, so the president was to serve as a brake on both. He was therefore not subordinated to congress, but placed opposite to it, and authorized to annul its laws, if possible, by his veto; and where he would not or could not do this, execute them with the power put at his disposal alone. Now is congress co-ordinate with the president, and the president with congress? Congress, as a legislator and a judge, is the superior of the president, but through his veto it is his subordinate again, and without his power it is nothing at all. The president, as an executor, is the servant of congress; but, armed with his veto, the military forces, the public treasury, the power to appoint all officials, and to have the republic represented abroad, he is its master. And how is the relation of both to the supreme court? Congress is to decide on the arrangement of the supreme court, and also to be a judge of its judges; at the same time, however, these same judges are the authority for the laws of congress; and the president is actually made the appointer of these judges, whose presiding officer, in case of impeachment, is to be *his*, the president's judge.

May this be called co-ordinate? Co-ordinate only in

contradictions! All three powers are both the superiors of and subordinate to each other at the same time. But what they are not, and can not be, is of equal rank,—'co-ordinate'. They *must* occasionally jar therefore, and the events of the last years have given proof how much trouble it costs to silence and hush up their conflict by shifts and expedients, and laws made for the occasion. But this conflict will arise again, and not be set at rest before true democracy makes an end of it,—a democracy which knows and suffers to exist no other power but that directly established, dependent upon, and directed by, the people.

Let politicians meanwhile remember that the term 'co-ordinate powers' is not only on empty phrase but an actual lie,—in short, that no really co-ordinate powers exist, or can exist, in the State.

The Compromise of Freedom with Slavery.

The third compromise we are to expose is that of freedom with slavery. This, however, has within the last ten years been exposed already in the red light of the torch of war in such a manner that to enter upon the subject in detail would appear as a waste of words. We shall say but one word here upon a clause in the constitution, which we have that compromise to thank for. It is characteristic of the young days of the republic from the outset, that it was more liberal in its views when it ran away from its master than when it became its own master. In its declaration of *independence* it established the equality of the rights of all men; in its declaration of rights, however, the constitution, it immediately introduced inequality. Yet this was not done without some shamefacedness. To preserve at least the appearance that, in spite of the connivance at slavery, that demand of the declaration of independence, according to which 'the governed must be represented in the government', was being respected, the slaves, three-fifths of them, were indirectly represented too, of course not in their own interest, but in that of their masters.

This might be called a compromise between man and beast. As a man, a whole man, the slave was not to be acknowledged, or he would have had to be represented not by three- but by five-fifths, and by his equals; nor was he to be regarded as a beast, or either all representation must have been denied him, or other working animals, as horses and oxen, must have been admitted to congress for representation also. What, then, was done? The slave was made a *beast-man,* and the grace shown him to acknowledge him three parts man and two parts beast. In all cases the beast-man, who was not and could not be a citizen, was admitted to representation in the constitution of the United States. The question, we now have to ask, is this,—have *women,* who are everywhere acknowledged five-fifths of human beings, and also citizens, less right to representation than the former beast-man? That they are already represented by the men, as is often asserted, *of that the constitution says not a word,* possibly because the fifth question puzzled its authors. Consequently they are, according to the constitution, placed even below the former slaves, that is, *not represented at all,* neither directly or indirectly, and yet they belong to the 'governed',—aye, they are nothing else but governed, the governed *par excellence.* If this shameful conclusion, that the glorious republic places women legally even below the former slave, or beast-man, is not to draw, there is but one way to save its honor, that is, the acknowledgment that their quality as citizens of the republic comprehends the complete equality of their rights.

The Compromise of Democracy with Aristocracy.

The fourth compromise to which the origin of the constitution may be traced is that of democracy with aristocracy. Aristocracy war guarded by the same means which gives expression to the individualism of the States, that is, the senate. The senate, exclusive of the right of granting money, constitutes the dominating part of congress, possesses powers which, according to even the most modest democratic con-

ception, belong to the popular house; and already the indirect manner of its election gives to it an aristocratic character. The union senators are, so to speak, the essence of the State legislatures, who, in their turn again, are a copy of congress, and represent a State aristocracy in their senates. Moreover, the single States possess the means of fostering an aristocratic element through the power they hold of deciding who is entitled to vote, through the census, and similar restrictions; and this brings us to the so-called

Fundamental Rights.

Which are but very imperfectly guarded by the constitution of the United States, evidently from consideration towards the fundamental compromise which guarded the individual interests of the single States. The celebrated constitution of the German empire of 1848, as ludicrous as it may be in many respects, devotes not less than fifty-eight paragraphs to fundamental rights; even the Mexican constitution protects them by twenty-nine articles. What the constitution of the United States says on the subject may be put into the hollow of a hand, and applies only partly to the whole of the republic. It guaranties to the single States a 'republican form of government', without, however, explaining by a word what is to be understood by this; it also secures to the citizens of the whole country the right of *habeas corpus*, or of trial by jury, protection against arbitrary searches, or seizures of their houses or property, etc.; but the chief liberties that first lend value and stability to all the others, it indirectly abandons to the single States. Entire exclusion from the right of voting, that was formerly permitted in consideration of the slaveholders, is now, when there are no more slave-holders, save the male sex, abolished, it is true, save in regard to women; but the laying down of the conditions as to the exercise of this right of voting in the single States is still left to those States themselves. In the same manner the constitution surrenders to them religious liberty, the freedom of the press, etc. It

permits the States to do everything it does not expressly prohibit, or reserve to itself. It prohibits, for instance, the issue of paper money, the laying of any duty of tonnage, and so forth; but it does not forbid them to 'legally' silence an abolition speaker, to 'legally' imprison an atheistical writer, to 'legally' exclude an unbeliever from office. Neither does it prohibit laws concerning Sunday, the oath upon the bible, and other religious restrictions and regulations, by which the personal rights and liberties of persons of opposite convictions are violated. All this only congress is expressly forbidden to do, by the regulation according to which no law is to be made abridging the freedom of speech, or of the press, the free exercise of religion, or the right of the people to peaceably assemble, and no religious test required as a qualification to any public office. These guaranties for the union on the whole are worthless however, or illusory, if the single cantons of the union may overthrow them at pleasure. That they may do so, and that in a most barbarous manner, is shown by the draconic laws often enough employed in the former slave and Puritan States, for whose sake the constitution established no *general* guarantee for the chief liberties of a democratic commonwealth.*)

With these remarks we may close the general review of the constitution of this country. It has shown us that this celebrated constitution is in the main points entirely undemocratic, that it must render impossible a true democracy, a general, effective, and sure manifestation of the will of the people; and the history of the present as well as the past shows by a thousand facts that this theoretical conclusion finds complete confirmation in practical reality. The real people is in America, as well as in Europe, little more than a voting and

*) How few guaranties are offered by the constitution against the annihilation of the most important rights by the single State was shown but quite recently by a 'law' of the New York legislature, which, except for the governor's veto, would have, in view of the corruption of the courts, completely fettered the freedom of speech and of the press.



paying machine; and, with the best of intentions, it will never bring about a change so long as it considers its constitution an ideal.

Sketch of a New Constitution.

In conclusion there yet remains the task of sketching in brief the changes of which this constitution should be subjected. They are as follows.

The former union of republics must be declared *one, indivisible* republic, and the former States, more practically divided, made provinces, that, after the abolition of their expensive legislatures, have their special affairs settled by circuit deputies.

The presidency and the senate must be abolished; the house of representatives, however, changed into an assembly of agents or deputies of the people, in permanent session, who may be instructed by their constituents, or replaced by others, at any time. The executive of the people, that has its laws executed, and the general business of administration attended to, by an executive and administrative commission chosen from among its own members, or from among the people, and to be controllable and removable by the house of deputies.

All more important laws are to be submitted to the people to have a particular vote taken on them, and only become valid by their direct approval.

If business permits, the house of deputies may adjourn for a certain time, maintaining its permanence, however, by a deputation which, during the time of adjournment, is to watch over the executive commission, prepare necessary questions for the next session, and in urgent cases convene the assembly in an extra session.

The fundamental rights that are to be laid down, conclusively and in detail, must not be contradicted either by the

general laws of the republic, nor by special regulations in the provinces.

The provinces, circuits, and municipalities are to have the disposal, according to generally accepted rules, of all local interests, and all affairs not concerning the general public weal; but in doubtful cases, the house of deputies is to have the decision in the matter.

The courts are to be made as independent as possible, but remain subject to the control of the people; and the house of deputies shall be the last court of appeal, above the supreme court.

In the selection of deputies, the electors are not to be limited to persons from their own circuit, but may make their choice within the boundaries of the whole republic, — an arrangement by which the employment of the best and most independent powers of the country, and the manifestation of the desires of all shades of party, are made sure of.

These would be the chief points in a constitution in which the democratic principle, logically carried out, would be embodied, and which might fulfil all the conditions, drawn up above, necessary to a real government of the people.

It is true that even the best of constitutions is not alone able to attain that purpose. The last question always remains, what use the people would put it to. If the mass of the people be indolent, unprincipled politicians will make use of even the best of constitutions for the disadvantage of the people; if the people be bigoted and ignorant, its incapacity of judging will expose it to being misled and abused; if it be financially dependent on a wealthy minority, the complete assertion of its rights will be doubly difficult. Political reformation, then, can not be a radical cure for all evils without the so-called social reforms that are to make education and cultivation, and economical or financial independence, as general as possible. But political reformation is the indispensable condition for

those other reforms; only through it will the needful freedom and opportunity be gained for the manifestation of all social wants and interests; and while it works thus, while a truly democratic constitution introduces the whole people into the political arena, and makes the means by which it may manifest its will as easy of access as possible, it at the same time opens to it the only school where it may attain to the full qualification for independent citizenship. It is a dogma established, with mathematical incontestableness, that the improvement of social conditions goes on in closest proportion to the degree of freedom established, and the participation of the people in political action. Only by way of democracy can the 'social problem' ever be solved; the first of all 'social', as well of political questions, all over the world is, therefore, true democracy.

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Bericht des Schriftführers.

Mit der ewigen Klage muß ich meinen Bericht beginnen, daß trotz aller Mühe es uns auch in den letzten zwei Jahren nicht gelungen ist, die Mitgliederzahl der Gesellschaft zu vermehren. Zirkularbriefe und persönliche Briefe, an uns überwiesene Adressen wurden ausgesandt, doch ohne merklichen Erfolg. Man darf aber nicht annehmen, daß kein Interesse für unsere Arbeiten und Bemühungen vorhanden sei — im Gegenteil — es kommen sehr viele Anfragen bei uns vor bezüglich deutsch-amerikanischer Geschichte. Es scheint das Bestreben erwacht zu sein, die Geschichte der Deutsch-Amerikaner in den verschiedenen wirtschaftlichen Volkszentren wissenschaftlich zu erforschen. Ob dem nun ein politischer oder ökonomischer Zweck zugrunde liegt, ist so weit nicht aufzudecken. Jedenfalls interessiert man sich, besonders in den Universitätskreisen für das Deutschtum der Ver. Staaten, was als ein gutes Zeichen für das Erwachen des amerikanischen Volksgewissens, zu betrachten ist, nachdem der Weltkrieg mit seiner gewissenlosen Propaganda den klaren und nüchtern Blick der großen Menge vollständig vergiftet hatte.

Wenn, infolge des neu erwachten Interesses an dem germanischen Teil der amerikanischen Bevölkerung, dem deutschen Teile dieser Gruppe ein vermehrtes Verständnis entgegengebracht und dadurch die geschlagenen Wunden vernarbt werden — ganz heilen werden sie wohl kaum —, so wird wohl auch unter den Deutsch-Amerikanern selbst das Interesse für seine Geschichte wieder belebt werden und eine solche Zahl neuer Mitglieder gewonnen werden können, um die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois auf eine gesundere finanzielle Basis zu bringen.

Wenn wir auch in diesen zwei Jahren einige neue Mitglieder gewonnen haben, so ist deren Zahl durch das Ableben mehrerer unserer alten Freunde und durch die Resignation anderer mehr wie ausgeglichen worden, so daß wir heute eine kleinere Mitgliederliste haben, wie vor zwei Jahren. Unter den verstorbenen Mitgliedern sind besonders Herr Adolph Georg und Consul Arnold Holinger anzuführen, beide Mitglie-

der seit der Gründung unserer Gesellschaft und welche beide bis an ihr Lebensende das regste Interesse für die Gesellschaft beibehielten und sie stets in jeder Weise nach besten Kräften unterstützt hatten. Ihnen sollte eine besonders dankbare Erinnerung bewahrt bleiben. Einen weiteren Verlust haben wir in dem Ableben des Herrn John George Graue zu verzeichnen, welcher lange Jahre lang dem Verwaltungsrat der Gesellschaft angehörte und auch immer bereit war, sein Scherflein für unsere Arbeiten beizutragen. Auch er sollte nicht vergessen werden. Herr Gustav A. Bunte, Herr Dr. Christmann, Frau Henry L. Frank, Herr Walter M. Patterson, Herr Wilhelm Schmidt, Dr. Gust. Langmann, Herr Herman C. Kudlich, und Herr Geo. H. Diehl — sie alle hat der Schnitter Tot uns weggerafft.

Als neue Mitglieder sind Herr Christian Dod, Hinsdale, Ill., der Sennefelder Liederkranz, der Rheinische Verein, Herr H. O. Lange von Chicago, Herr Walter Horst in Cincinnati, Herr Aug. Fitger in Los Angeles, der Deutsche Gesellige Wissenschaftliche Verein, New York, Herr Carl Buehler, Chicago, herzlich willkommen zu heißen.

Wir bedürfen jedoch eine große Zahl neuer Mitglieder, damit wir unsere Arbeiten richtig erfüllen und erzieherisch und aufklärend auf die große Masse des amerikanischen Volkes und besonders der Amerikaner deutschen Stammes mit dem nötigen Einfluß einwirken können.

Der nachfolgende Finanz-Bericht giebt ein klares Bild unserer finanziellen Verhältnisse und zeigt auch zweifellos, daß unsere Ausgaben auf das Dringendste beschränkt sind und uns mit den jetzigen Einnahmen kaum etwas übrig bleibt, um Propaganda für die Entwicklung und den weiteren Aufbau der Gesellschaft machen zu können. Wir sprechen deshalb hiermit die Bitte an unsere Mitglieder und Freunde aus, unsere Arbeiten auch weiterhin zu unterstützen und uns in der Gewinnung neuer Mitglieder behilflich zu sein.

Max Baum, Schriftführer.

Finanz-Bericht.

Am 1. Januar 1924 befanden sich in der Kasse		$ 92.86
Es gingen ein als Beiträge:		
H. von Wackerbarth	$ 5.00	
Adolph Georg	5.00	
Anton T. Kliegl, New York	3.00	

Frau Julius Scharke	3.00
Jacob Fuchs	3.00
Herm. Horn	3.00
John Humer	3.00
Ferdinand Haneen	5.00
Gustav Ringe	3.10
Max L. Kohler	3.00
Christ Kleinbeck	3.00
O. Bachmann	3.00
Woldemar Neumerkel	3.00
Otto C. Schneider	10.00
Emil Eitel	5.00
M. E. J. Papke	10.00
August Lueders	5.00
C. Benninghofen	5.00
H. Behr	5,00
W. F. Zimmermann	5.00
Chas. H. Fleischer	10.00
Max L. Teich	20.00
Louis J. Sehring	5.00
Chicago Turn Gemeinde	5.00
Dr. J. Holinger	5.00
Julius Schmidt	10.00
C. A. Ficke	10.00
Nick. Schmitt	10.00
Albert Kuhlmey	5.00
Michael F. Girten	5.00
Schwaben-Verein	25.00
Minna S. Heuermann	5.00
Max Klee	10.00
Alfred K. Nippert	8.00
Jacob Ruehl	10.00
Hugo A. Kohler	10.00
Leopold Grand	5.00
M. J. Wufing	25.00
J. B. Thielen	5.00
Phil. H. Dilg	5.00
Wm. C. Seipp	5.00
Dr. Carl Strueh	5.00
Wm. Legner	5.00
Davenport Turngemeinde	10.00

A. Roehling	5.00	
Chas. Lenker	3.00	
Emil Baensch	10.00	
Hugo Franz	10.00	
F. Diehl	5.00	
Paul Schulze	5.00	
Julius Frankel	10.00	
Rev. F. W. Janssen	5.00	
Carl Eitel	5.00	
H. C. Zeunert	5.00	
University of Chicago Press	21.96	
Dr. H. Abele	3.00	
Emil Hertz (books)	15.00	
Sennefelder Liederkranz	5.00	
H. O. Lange	5.00	
Schwaben-Verein	50.00	
Carl Buehler	5.00	
Rheinischer Verein	5.00	
M. Schachner	5.00	
John Eiselmann	3.00	
John M. Wulfing	50,00	
H. von Wackerbarth	10.00	
	$ 549.06	$ 92.86

Eingänge im Jahre 1925:

B. W. Pommer	$ 6.00
Aug. Blum	10.00
Ferdinand Schevill	5.00
F. H. Brammer	10.00
Aug. H. Homyer	10.00
J. H. A. Lacher	5.00
A. J. Walter	11.00
C. A. Ficke	10.00
M. F. Girten	5.00
M. A. J. Papke	5.00
C. Benninghofen	5.00
Julius Schmidt	5.00
C. J. Stierlen	5.00
Emil Buettner	10.00

August Lueders	5.00
H. E. Zeunert	5.00
Heinrich Behr	5.00
Louis Sehring	5.00
Emil Baensch	5.00
Mercantile Library	5.00
Henry W. Brendel	5.00
Emil Eitel	5.00
Aloys Heinen	5.00
Fritz Glogauer	5.00
A. J. Rolle	10.00
Felix von Wysow	5.00
Robt. G. Scheunemann	10.00
Louis Rueckheim	10.00
Gustav A. Berkes	10.00
Max Kohler	5.00
Carl E. Schmidt	10.00
Carl F. Lomb	5.00
Dr. Wm. F. Petersen	10.00
J. R. Kudlich	8.00
Louis Guenzel	10.00
Wilhelm Schwefer	10.00
Wm. G. Legner	10.00
Albert Kuhlmey	5.00
Jacob Fuchs	5.00
Hugo A. Koehler	5.00
A. F. Madlener	10.00
Chicago Turn-Gemeinde	5.00
Edgar J. Uihlein	25.00
Fred H. Bergmann	5.00
Miß M. Heuermann	5.00
Richard Bartholdt	5.00
Carl C. Roeßler	10.00
Albert H. Griffith	3.00
Emil Frei	5.00
Adolph C. Dick	5.00
Alvin P. Kletsch	5.00
Herm. J. Dirks	10.00
A. Kroch	5.00
Fred Klein	35.00
Edw. A. Leight	10.00

Henry Bartholomay	10.00
Theo. Stempel	5.00
William Schulze	10.00
Alex J. Stafting	5.00
Louis M. Kohtz	10.00
Davenport Turn-Gemeinde	5.00
Henry Sueder	8.00
Herm.Hachmeister	5.00
A. C. E. Schmidt	10.00
Henry Schoellkopf	25.00
Chas. H. Wacker	10.00
Richard E. Schmidt	5.00
Leo Ernst	10.00
Carl Eitel	5.00
Max L. Teich	15.00
Louise Tewes	10.00
Walter Horst	10.00
Fred Mees	10.00
Gustav Ringe	5.00
F. Diehl	5.00
Aug. Goertz	10.00
Ferdinand Hansen	20.00
International News Co.	3.00
Julius Koop	10.00
Frau Julius Scharke	5.00
W. A. Wieboldt	10.00
Francis Lackner	10.00
Carl Gallauer	5.00
Paul Mausolff	5.00
Phil. H. Dilg	5.00
Ad. A. Meyer	10.00
Ernst Hummel	10.00
Herm. Horn	5.00
P. S. Anneke	10.00
Dr. Hugo Franz	5.00
Newberry Library	8.00
J. B. Thielen	5.00
A. Roehling	5.00
Jos. Matt	11.00
F. E. Habicht	25.00
F. C. Gartner	10.00

H. von Reinsperg	5.00		
Otto L. Schmidt	5.00		
Christian Dod	5.00		
Julius T. Muench	11.00		
Christ Kleinbeck	8.00		
Deutscher Gesell. Wiss. Verein	5.00		
Chas. F. Fleischer	10.00		
Richard Wasserman	5.00		
Geo. A. Schmidt	5.00		
Chas. A. Koepcke	5.00		
Herm. Wollenberger	5.00		
Jos. H. Keller	8.00		
Arthur Woltersdorf	5.00		
Dr. J. Holinger	5.00		
5 Books	10.00		
Dr. L. Abele	5.00		
D. Recher	5.00		
Horace L. Brand	5.00		
W. F. Zimmerman	5.00		
Max Klee	10.00		
Fred H. Knoop	10.00		
Leopold Grand	5.00		
Paul Schulze	5.00		
Aug. Fitger	10.00		
Rud. Pagenstecher	10.00		
Albert Breitung	5.00		
Dr. Carl Strueh	5.00		
Nick Schmitt	10.00		
Alfred K. Nippert	5.00		
John E. Traeger	16.00		
Heinrich Heine	25.00		
		$1001.00	$1550.06
Gesamteinnahme			$1642.92

Ausgaben:

1924	Druckkosten	$ 33.91
	Druckkosten	320.00
	Büreau-Materialen	36.00

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

	Portokosten	46.00		
	Büreauhilfe in 1924	72.50		
			$ 508.41	
1925	Druckkosten	$928.25		
	Besondere Drucksachen	52.00		
	Büreauhilfe	37.50		
	Büreau-Materialien	20.30		
	Versandt der Jahrbücher	46.00		
	Portokosten	54.00		
			$1133.05	
				$1641.46
	Kassabestand am 1. Januar 1926			$ 1.46

Beamten der Gesellschaft.

Verwaltungsrat:

H. von Wackerbarth, Dr. O. L. Schmidt,
Ph. H. Dilg, Fritz Mees,
Rudolf Seifert.

Beamte:

Dr. O. L. Schmidt .... Präsident
H. von Wackerbarth .... Vize-Präsident
Ph. H. Dilg .... Vize-Präsident
Max Baum .... Sekretär

Mitglieder und Abonnentenliste.

Ehren-Mitglieder:

Professor E. B. Greene, Columbia University.
Professor F. J. Herriott, Drake University.
Professor Hermann Oncken, München.

Mitglieder:

Berlin, Deutschland
Universitäts-Bibliothek.
Ministerium des Innern.

Bismarck, N. D.
State Historical Society.

Bloomington, Ill.
Heinrich Behr,
Paul F. Beich.

Bonn, Deutschland.
Universitäts-Bibliothek.

Boston, Mass.
Friedmann, Leo M.

Brooklyn, N. Y.
Neumerkel, Woldemar.

Buffalo, N. Y.
Brendel, Henry W.

Chapin, Iowa.
Janssen, Rev. W. T.

Chicago, Ill.
Abele, Dr. Ludwig L.
Bartholomay, Henry
Baum, Max
Bergmann, Fred H.
Berkes, Gustav A.

Brammer, F. H.
Brand Horace L.
Breitung, Albert
Buehler, Carl
Buettner, Emil
Chicago Historical Society
Diehl, F.
Dircks, Hermann
Dilg, Phil. H.
Eitel, Emil
Eitel, Karl
Ernst, Leo
Fleischer, Chas. H.
Frankel, Julius
Franz, Hugo
Galauer, Carl
Gärtner, F. C.
Girten, Hon. Michael F.
Grand, Leopold
Guenzel, Louis
Hachmeister, Herm.
Heine, Heinrich
Heinen, Dr. Aloys
Heuermann, Frl. Magda
Hummel, Ernst
Holinger, Dr. J.
Klee, Max
Klein, Fred.
Knoop, Ernst H.
Koelling, John
Kopcke, Chas. A.
Kohtz, Louis M.
Kroch, A.
Kuhlmey, Albert
Legner, Wm. G.
Leight, Edw. A.
Lueders, August
Lange, H. O.
Koop, Julius
Madlener, A. F.
Mannhardt, Wm.
Mees, Fritz
Newberry Library
Papke, Max E. J.
Petersen, Dr. Wm. F.
Public Library
Recher, D.
Reimer, A. G.
Reinsperg, Hans von
Rhode, R. E.
Roehling, Albert
Rose, Edw.
Roeßler, Carl C.
Rueckheim, Louis
Ruehl, Jacob
Sala, Louis
Schevill, Ferdinand
Schlachter, J. W.
Schmitt, Ned
Stierlen, Carl J.
Sseunemann, R. G.
Schmidt, A. C. E.
Schmidt, Geo. A.
Schmidt, Juilus
Schmidt, Dr. O. L.
Schmidt, R. E.
Schoellkopf, Henry
Schultze, Wm.
Schultz, Henry
Schultze, Paul
Schwaben-Verein
Senefelder Liederkranz
Rheinischer Verein
Schwefer, Wm.
Seifert, Rudolf
Trick, Joseph
Teich, Max L.
Tewes, Frl. Louise
The Swedish American Historical Society
Thielen, J. B.
Traeger, Hon. John E.
Turngemeinde Bibliothek
Uihlein, E. J.
Wackerbarth, H. von
Wacker, Chas. H.
Wieboldt, W. A.
Wolf, Adam

Wassermann, Richard
Woltersdorf, Arthur
Wollenberger, Herm.
Wyzow, Felix F. von
Zeunert, H. C.
Zimmermann, W. F.

Cincinnati, O.
Glogauer, Fritz
Nippert, Hon. Alfred K.
Horst, Walter
Wilde & Co., A. C.

Columbia, Mo.
State Historical Society of Missouri

Davenport, Iowa
Ficke, Hon. C. A.
Turngemeinde

Des Moines, Iowa
Historical State Department

Evansville, Ind.
Fritsch, Wm. H.

Flushing, N. Y.
Mausolff, Paul

Freeport, L. I., N. Y.
Lenker, Chas.

Frankfurt am Main
Städtische Bibliothek

Hamilton, O.
Benninghoven, C.

Heidelberg
Universiätsbibliothek

Hinsdale
Dod, Christian

Indianapolis, Ind.
Keller, Jos. H.
Stempel, Theo.

Iowa City, Iowa
State Historical Society

Joliet, Ill.
Sehring, Louis J.

Los Angeles, Cal.
Anneke, Percy S.
Fitger, August

Madison, Wis.
State Historical Society of Wisconsin

Manitowoc, Wis.
Baensch, Emil

McHenry, Ill.
Strueh, Dr. Carl

Milwaukee, Wis.
Dick, Ad. C.
Eiselmeier, Jos.
Suder, Henry
Public Library

Newark, N. J.
Goertz, August

New York, N. Y.
Deutsch-Gesell. Wiss. Verein
Fuchs, Jacob
Habicht, F. C.
Hansen, Ferdinand
Horn, Emanuel
Kohler, Max
Kliegl, Anton T.
Pagenstecher, Rud.
Ringe, Gust.
Scharke, Julius
American Jewish Hist. Society

Oak Park, Ill.
Stasting, Alexander J.

Oscoda, Mich.
Schmidt, Carl E.

Pasadena, Cal.
Blum, August
Lackner, Col. Francis

Passaic, N. J.
Rolle, A. J.

Peoria, Ill.
Roskotten, Dr. O. J.

Rochester, N. Y.
Lomb, Carl F.

Springfield, Ill.
Ill. State Historical Library

St. Louis, Mo.
Bartholdt, Hon. Richard
Homeyer, Aug. H.
Koehler, Hugo A.
Meyers, John C.
Muench, Julius F.
Riesenberg, Frau H.
Frey, Emil
Schultz, C. M.
Walter, A. J.
Wulfing, John M.

St. Paul, Minn.
Matt, Jos.

Topeka, Kans.
State Historical Society

Urbana, Ill.
Goebel, Prof. Julius

Wauksha, Wis.
Lacher, J. A. H.

Washington, D. C.
Congreß Library

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Jahrbuch

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

Herausgegeben von

Dr. Julius Goebel
Professor an der Staatsuniversität Illinois

Jahrgang 1922-23
(VOL. XXII-XXIII)

Im Auftrage der
Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois
Mallers Building, Chicago, Ill.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
CHICAGO, ILLINOIS
1924




Digitized by Google

